Der Krieg

INDIANA
UNIVERSITY
LIBRARY

Der Krieg

Illustrierte Chronik des Krieges

1914/16

Siebenter Band

(Dritter Jahrgang Bd. I)

Stuttgart 1916
Franckh'sche Verlagshandlung

Digitized by Google

Alle Rechte, auch das Übersetzungsrecht, vorbehalten

Gesetzliche Formel für den Rechtsschutz in den Vereinigten Staaten von Amerika:
Copyright by Franckh'sche Verlagshandlung, Stuttgart

D 501
.K7
v. 7

INDIANA UNIVERSITY LIBRARY

Stuttgarter Segmaschinen-Druckerei Holzinger & Co., Stuttgart.

Digitized by Google

Inhalt des siebenten Bandes.

(Dritter Jahrgang Bd. I.)

Seite

Chronik des Krieges 25. 49. 73. 97. 121. 145. 169

Der Krieg zur See

Die Seeschlacht vor dem Skagerrak. Ein Aufruf zur Selbstbesinnung. Von Anton Hendrich 1

Illustrierte Kriegsberichte

Die Schlacht an den litauischen Seen I. II. Von Dr. Kurt Floericke 7. 35
Ein Besuch bei Fliegerhauptmann Boelcke. Von Eugen Kalkschmidt 13
Die Schlachten im Artois und in Französisch-Flandern. Von Anton Hendrich . 27. 61
Das Abenteuer von Gallipoli. II. III 51. 105. 123
Die großen Durchbruchschlachten im Westen. I. II. Von Anton Hendrich . . . 77. 99
Die beiden Offensiven an der italienischen Front. Von F. L. Graf v. Doltolini . 147
Bei den Luftkreuzern. Von Anton Hendrich 155
Der Krieg in Rumänien. Von Major Franz C. Endres 171
Schleichpatrouille. Von Reinhard Weer 177

Lebensbilder bedeutender Persönlichkeiten des Krieges

General Graf Cadorna 16
General Reinhard Freiherr v. Scheffer-Boyadel 37
Sir Douglas Haig 38
Generaloberst Paul Puhallo von Brlog 65
General Pétain 84
Iwan Logginowitsch Goremykin 109
Zur Psychologie großer Heerführer 110
General Brussilow 136
Der bulgarische Oberbefehlshaber und sein Generalstabschef 158
Die letzten Balkan-Abenteurer 179

Die Mittel des Krieges

Unsere Pioniere als „Wegebahner" I. II. Von Paul Otto Ebe 17. 39
Die Verwendung des Kraftwagens im Krieg. I. II. Von Hanns Günther . . 67. 85
Gewehre mit Drahtsichere. Von Prof. Dr. B. Wandolleck 89
Flußübergänge. Von Paul Otto Ebe 111
Das rumänische Heer. Von Friedrich Wencker 138
Wodurch wird die Treffsicherheit der Geschosse beeinträchtigt? Von Dipl.-Ing. E. Jacoby 160. 182
Die Abendmeldung. Von Ernst Trebesius 164
Heer und Flotte Griechenlands. Von W. Kremz 184
Das Hindernis vor der Front. Von Hans Schoenfeld 186

Kleine Erlebnisse an großer Stätte

Zwei Feldpostbriefe aus der Gegend von Verdun. Von Hans Schoenfeld 42

Vermischtes

Eine Heldentat 20
Der Untergang der „Queen Mary" 20
Österreichisch-ungar. Feldhaubitzen im Gebirge 21
Etwas aus dem Sprachschatz unserer Marine 21
Einige Entfernungen auf dem ostgalizischen und wolhynischen Kriegsschauplatz . . 22
Über den Mut 22
Picardischer Sommer. Von Reinh. Weer 44
Goethe im Krieg 44
Ein deutsches Tornisterwörterbuch als historisches Dokument 45
Ein Heldentod. Von Adolf Teutenberg 46
Darstellung des Unterschieds des Gesichtskreises bei einem Kriegsschiff und einem Zeppelinluftschiff auf See 47

4-21.7.64

Digitized by Google

Seite

Auf der Rattenjagd in einem englischen Schützengraben 48
Krähen als Warner 71
Wo und wie lebt König Albert von Belgien? 71
Basrah 72
Sie sind bekannt im ganzen Reiche 72
Die Widerstandskraft des türkischen Soldaten 91
Kopenhusen an der Düna 91
Tiere als Kriegsgenossen 91
Reichweite und Höhe der Flugbahn bei modernen Flachbahngeschützen 92
Die neuen Riesenzeppeline 118
Die Bauzeit eines Riesenmörsers 118
Der „kluge Hans" von der Feldpost 118
Das erste Panzerschiff 119
Dünamünde in der Kriegsgeschichte 119
Der eiserne Feldgraue von Metz 119
Das Militärtestament im Krieg 120
Alarm im Unterstand 120
Ein unerschrockener Soldat 120
Das wichtigste Einfallstor in Siebenbürgen 140
Heizbare Handschuhe für Flieger 140
Spionage und Gegenspionage. Von Paul Otto Ebe 165
Das Griechische Feuer 166
Ein französisches Frauenbataillon 166
Mußestunden bei unseren Feldgrauen 166
John Bull an den Kapitän König 167
Maschinengewehr als Abwehrgeschütz 167
Eine kühne Brückensprengung 167
Warum baut Deutschland Handels-Unterseeboote? 168
Stab einer Infanterie-Brigade 168
Aus der Geschichte der Luftphotographie 188
Ein neues Ballonabwehrgeschütz 189
Von General Wrangel 189
Ein neuer Torpedoschutz der Kriegsschiffe 189
Vorbereitungsarbeiten zum Bau einer Kriegsbrücke im Osten 189
Zeitaufwand bei der Munitions- und Waffenfabrikation 190
Freikonzert im Unterstand 190

Der Sammler

Aus der literarisch-graphischen Abteilung der großen Stuttgarter Kriegs-Ausstellung 23
Noch einiges aus der literarisch-graphischen Abteilung der Stuttgarter Kriegs-Ausstellung 93
Heereszeitungen während der Revolutionskriege 96
Dreihundert Kriegszeitungen ein — Vermögen 96
Deutsches und österr.-ungar. Kriegsgefangenenlagergeld. Von W. Kremz . . . 141
Das Zeitungswesen im französischen Schützengraben 143
Kleinigkeiten 144
Russische Volksbilderbogen. Von W. Kremz 191
Eine neue Schützengrabenzeitung 192

Verzeichnis der Tafeln

Panorama der Lorettohöhe und ihrer Umgebung 24
La Bassée im englischen Granatfeuer 33
Deutscher Infanterie-Angriff auf die englischen Stellungen bei Nieuport 65
Panoramabilder aus der Champagne 73
Panorama der Woevre-Ebene 145

Verzeichnis der Reliefkarten

Lille-Arras 48
Das Kampfgebiet zwischen Somme und Ancre (Amiens—Arras—Bapaume—Péronne) 121
Rumänien 169
Das Kampfgebiet zwischen Somme und Oise 192

Digitized by Google

Wenn wir einig bleiben, bilden wir einen harten schweren Klotz inmitten Europas, den niemand anfaßt, ohne sich die Finger zu zerquetschen.
Bismarck.

Der Krieg zur See.

Die Seeschlacht vor dem Skagerrak.

Ein Aufruf zur Selbstbesinnung.

Von **Anton Hendrich.** Mit 4 Abbildungen.

Am Abend des Himmelfahrtstages saß ich in der Messe der U-Bootskommandanten in Brügge. Ein stilles Gespräch über die wachsende Spannung und nahezu schmerzhafte Erwartung bei der Hochseeflotte ging über den Tisch hinüber und herüber. Die paar Seeleute in den Sesseln des belgischen Großfabrikanten, der sein leeres Haus durch seine Flucht und Unabkömmlichkeit in England den tapferen Offizieren der U-Flottille in Flandern zur Verfügung gestellt hatte, waren sich klar über die Bedeutung der immer häufiger werdenden Vorstöße der deutschen Aufklärungsschiffe in die Nordsee, über den Zweck der Beschießung der englischen Ostküste und anderer vorbereitender Unternehmungen, von denen hier nicht geredet werden kann. Da ging die Türe und ein Offizier, der lange ein Bataillon Marineinfanteristen im Polderland an der Yser geführt hatte und der jetzt an einer der Stellen saß, wo die Drähte der Telephone und die Antennen der Funkenmaste alle ihre Geheimnisse willig hergeben, trat ein. Er vergaß das Grüßen. Ein paar Sekunden lang stand er vor uns, ohne etwas sagen zu können. Wir fanden sein Betragen fast seltsam. Dann kam es langsam stoßweise aus ihm heraus: „Große Seeschlacht nördlich von Hornsriff! Engländer fünf ihrer größten Linienschiffskreuzer verloren, darunter „Queen Mary", „Indefatigable", „Invincible". Wir die „Pommern" und die „Wiesbaden" verloren. An Bord der „Elbing" ein Sprengkommando. Der „Lützow" schwimmt noch und wird heimgeschleppt. Zehn englische Zerstörer in den Grund geschossen. Davon von der „Westfalen" allein sechs. Kinder, wir haben eine große Seeschlacht gewonnen!"

Der Bringer der großen Botschaft ließ sich überwältigt auf einen Stuhl nieder. Nach dem ersten fassungslosen Staunen brach ein Jubel los. Aber ein zunächst einmal wortesuchender, fast hilfloser Jubel, wie er sich eben vor einem so gewaltigen Ereignis, das plötzlich wie eine Granate des Glücks in einen kleinen Kreis einschlägt, überhaupt äußern kann.

„Also, das war England, die Beherrscherin der Meere!"

„Aber Kinder, die „Queen Mary" und alle die andern, das sind ja die schönsten und dicksten englischen Schiffe!"

„Wenn nur der „Lützow" noch heimkommt!"

„Und wenn nicht, es ist und bleibt ein großer deutscher Seesieg!"

So, untermischt mit kraftvollen Worten der Seemannssprache, redete es wild durcheinander, und dann, als das Geschehene in seiner ganzen Gewalt vor uns stand, da ereignete sich, was immer geschieht, wenn die Freude ganz groß ist. Man trank und sang. Viel und gut. Beides!

Am andern Morgen funkte „Köln" den Admiralstabsbericht. Man fand ihn bei aller Anerkennung der Vornehmheit des deutschen Kriegsstils fast etwas zu bescheiden. Daß die „Pommern" ein älteres Schiff gewesen, hätte man ohne Ruhmredigkeit sagen dürfen.

Volle sechsunddreißig Stunden nachher zuckte in den Antennen von Brügge von „Poldhu" her der Schlachtenbericht des englischen Admiralstabs. Das Eingeständnis der großen Verluste und die Unterscheidung zwischen den „schweren" englischen und den nur „ernsten" deutschen Verlusten fand alle Anerkennung. Das war das Eingeständnis der Niederlage. „Ja, die Engländer! Vornehmes Volk!"

Am Abend, nachdem ein großer Zapfenstreich und eine Rede des Admirals v. Schröder, der eisernen Exzellenz von Brügge, den herrlichen großen Platz von Brügge mit ihrem Schmettern erfüllt hatten, reiste ich nach Deutschland, umflattert von den Dutzenden von Auslegungen der englischen Presse, die den englischen Admiralstabsbericht schon in einen Sieg Albions zurechtkorrigierten. Die deutschen Blätter kämpften bereits ängstlich mit Tonnenzahlen

Digitized by Google

gegen die englischen Lügenbeuteleien, und da und dort schien englische Dreistigkeit wieder einmal den deutschen Anstand erschüttert zu haben. Die erste Frage von Freunden in der schwäbischen Hauptstadt lautete: „Wer hat nun eigentlich am Skagerrak gesiegt, die Engländer oder wir?" Also wieder eine Anfechtung der geliebten Miesmacherei. Ich antwortete mit einem Fluche.

Zwei Tage darauf kam der zweite Bericht des Admiralstabs, in dem noch nachträglich der Verlust der „Lützow" und der „Rostock" gemeldet wurde. „Sehen Sie," sagte man mir, „was noch alles dahinter steckt. Schließlich haben die Engländer doch recht gehabt, wenn sie sagen, wir hätten den Kampfplatz geräumt."

So ging es weiter. Und der deutsche Michel stand wieder einmal sprachlos vor der eleganten Hosenfalte des John Bull und vor seiner wortsicheren Kunst, auf der Bühne des Erdballs als der redlichste Mensch aufzutreten, während er selber, der Michel, wie ein armer Sünder hinterherstotterte, weil der Admiralstab aus guten Gründen nicht gleich alles gesagt und ein Schiff nicht für verloren erklärt hatte, das noch schwamm. Und der alte Unmut über unser deutsches Volk, das an seine eigenen Siege nicht glauben will, während die andern Völker ihre Niederlagen zu Triumphen umdichten, erfaßte mich wieder einmal.

Muß denn da nicht gesagt werden, *was England eigentlich wollte, als es Krieg mit uns anfing, und was es erreicht hat? Und was wir wollten, und was wir erreicht haben?*

Die größenwahnsinnige Trivialität des Wortes von den Ratten, die in den deutschen Flußmündungen ausgegraben werden müßten, und von dem deutschen Admiralstab, der am Tage nach Kriegsausbruch erfahren würde, daß er einmal eine Flotte gehabt, darf uns durchaus nicht abhalten, immer wieder an diese gigantischen Geschmacklosigkeiten zu erinnern. Denn sie enthalten nichts weniger als den *ursprünglichen Kriegsplan der englischen Flotte.*

Dieser Plan ersnhr nun mit der Zunahme der Kriegsmonate seine wesentliche Einschränkung. Anstatt das deutsche Nest mit einem kühnen Griff der Hand auszunehmen, legten die englischen Admirale ihre Schiffe zweiundzwanzig Monde lang in Watte. Die Ratten bissen. In Stellvertretung der Panzerkreuzer übernahm die Londoner Presse den Seekrieg, indem sie in ausgesuchten Worten ihrer Entrüstung über die „Wasserpest der deutschen U-Boote" Ausdruck verlieh. Die Gefechte bei Helgoland und an der Doggerbank waren nur zwei kleine Episoden gewesen. Der Kleinkrieg herrschte. Daß dieser Zustand der deutschen Hochseeflotte schließlich schwer auf die Nerven ging, das weiß jeder Eingeweihte. Daß der Stiel sich langsam umgedreht hatte und daß die englische Flotte sich eine Schonung auferlegte, die einen beschämenden Widerspruch zu dem bildete, was vor Tisch gesagt worden war, das tröstete unsere Seelente nicht. So packten *sie* denn zu. Die englische Flotte mußte durch eine Reihe unerbittlicher Kriegshandlungen, die, wie die mehrfache Beschießung der englischen Ostküste und die häufigen Vorstöße weit hinaus in die Nordsee, etwas Unerhörtes in der Geschichte Englands bedeuteten, systematisch aus dem Firth of Forth, gereizt werden. Der Fall ging an, für das meerbeherrschende Albion ungemütlich zu werden.

Ich glaube nun nicht, daß nach den häufigen, schweren Reizungen, die England zähneknirschend über sich ergehen lassen mußte, starke Streitkräfte des Admirals Jellicoe sich nur deswegen in der Nähe der Skandinavischen Küste in den letzten Tagen des Mai zeigten, um vor den nordischen Neutralen Parade zu fahren und sich als Beherrscher der Situation in drohende Erinnerung zu bringen. Nein. Jellicoe *wollte* jetzt die Schlacht, so wie der deutsche Admiralstab, der deutsche Flottenchef und alle Mann der deutschen Hochseeflotte, vom Kommandanten bis zum letzten Heizer sie schon lange *gewollt* hatten. Admiral Jellicoe wollte nichts geringeres, *als uns zur See vernichten.* Wer mit der ganzen verfügbaren Seegewalt, das heißt mit dreiundfünfzig der größten Schiffe, von denen nur aus unbekannten Gründen „Achilles" und „Australia" fehlten, von drei Seiten zugleich heranDampft, natürlich begleitet von den Schwärmen von kleinen Kreuzern, Zerstörern und Torpedobooten, der lügt, wenn er es in Abrede stellen will, daß ihm die langersehnte Stunde gekommen schien, wo er durch eine großangelegte Einkesselung die deutsche Flotte ablappen und dann seiner Majestät, dem goldenen Minotaurus von Albion, gehorsamst zu Füßen legen wollte.

Der Chef der deutschen Hochseeflotte, Admiral Scheer, nahm die Herausforderung an. Nur der harten Unerbittlichkeit einer kühnen Soldatennatur war ein solcher Entschluß möglich. Den feindlichen Großkampfschiffen konnte er nur etwa die Hälfte entgegenstellen. Dazu fielen noch die Zeppeline wegen ungünstigen Wet-

Digitized by Google

Abb. 1. Deutscher Panzerkreuzer aus seinen Turmgeschützen eine Breitseite feuernd. Nach Zeichnung von Willy Planck.

ters aus. Scheer fuhr los, ohne die getreuen Kundschafter der Lüfte. War das nicht ein Davidskampf gegen einen Goliath?

Der Leser kann aus den vier beigegebenen Skizzen erkennen, wie die deutsche Flotte in den zwölf Stunden von abends fünf bis morgens fünf vom letzten Mai auf den ersten Juni sich zwischen den drohenden vier Linien der Küste im Osten, der gegen fünf Uhr abends im Nordwesten in Sicht gekommenen englischen Panzerkreuzerflotte, des um dreiviertel neun Uhr im Nordosten in die Schlacht eingreifenden Gros der englischen Linienschiffe, und schließlich der bei Tagesanbruch gemeldeten, von Süden her dampfenden Front von zwölf englischen älteren Linienschiffen, sich mit kühner Überlegenheit bewegt und ihre Schläge ausgeteilt hat.

Den ersten Faustschlag in die englischen Zähne führten die deutschen Panzerkreuzer „Moltke", „Seydlitz", „Lützow", „Derfflinger" und „von der Tann" gegen die sechs gewaltigsten englischen Aufklärungsschiffe, die zum Stolz Albions gehörten. Während unser Aufklärungsgeschwader den Feind auf das südlich stehende Gros der deutschen Linienschiffe zurücklockte, flogen in der ersten Stunde „Queen Mary" und „Indefatigable" in die Luft. Aber nicht nur von den 26—27 Knoten laufenden feindlichen Panzerkreuzern, sondern auch von den dahinterstehenden 25 Knoten laufenden englischen Linienschiffskreuzern der Königin Elisabeth-Klasse (alle übrigen Linienschiffe laufen höchstens 21½ Knoten) sind in den allerersten Stunden der Schlacht mindestens fünf auf den Meeresgrund gesunken.

Der zweite Stoß wurde bei der Verfolgung des fliehenden Gegners nach Nordosten geführt. Hier kamen die deutschen Schlachtkreuzer noch bei Tageslicht auf das im Halbkreis nordöstlich stehende Gros der englischen Linienschiffe. Noch konnten die Umrisse der Schiffe nicht erkannt werden. Aber man zählte das Mündungsfeuer von fünfunddreißig Schiffseinheiten. Hier befehligte Admiral Jellicoe in Person. Mit einer kühnen Schwenkung warf Admiral Scheer das Aufklärungsgeschwader und seine eigenen Linienschiffe vom östlichen auf westlichen Kurs herum. Während die Torpedoboote in einer wundervollen Linie losgelassen wurden und endlich einmal ihre unbezähmbare Lust stillen konnten, verschwand die deutsche Flotte in der plötzlich eintretenden Unsichtigkeit eines diesigen Wetters, das Herrn Jellicoe begreiflicherweise über alle Maßen ärgerte und ihn auf die törichte Vermutung brachte, auch dies könnte schließlich „made in Germany" gewesen sein. Was unser in breiter Linie angelegter Torpedoangriff unter dem englischen Gros angerichtet hat, das geht daraus hervor, daß der obere T-Balken der englischen Flotte erwiesenermaßen die Jammerbucht am Skagerrak für den Rest der Nacht aufsuchte. Was

Digitized by Google

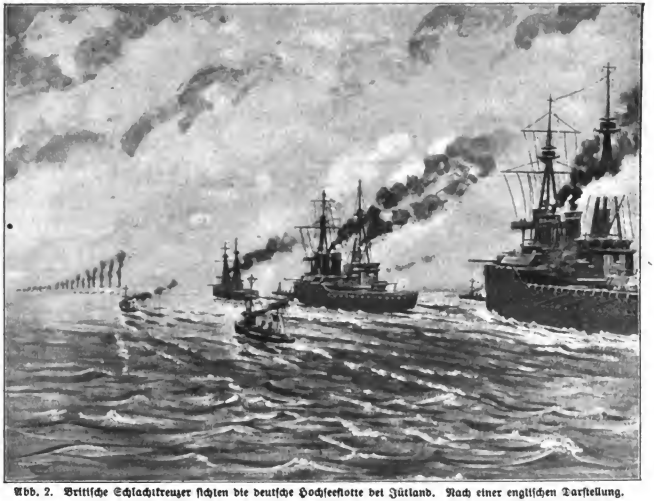


Abb. 2. Britische Schlachtkreuzer sichten die deutsche Hochseeflotte bei Jütland. Nach einer englischen Darstellung.

es aber auf sich hat mit den angeblich siegreichen Nachtgefechten einzelner englischer Schiffe, davon singt eines der schönsten Heldenstücke, das ein deutsches Torpedoboot in der Schlacht vor dem Skagerrak vollbracht hat: Eines unserer Torpedoboote mußte zu seinen hundert Mann Besatzung noch einen Teil der von andern Schiffen geretteten Mannschaften an Bord nehmen, darunter viele Verwundete. Die Umschiffung war gerade beendet, als ein kleiner englischer Kreuzer mit fünf Zerstörern einen Angriff machte. Trotz seiner dreifachen Menschenlast zögerte das brave Torpedoboot nicht, zusammen mit einem andern Kameraden die feindliche Übermacht anzugreifen und in die Flucht zu schlagen. Mit einem einzigen Toten kam es aus dem ungleichen Kampf zurück. Englische Auffassung von den Nachtkämpfen illustriert auch die Tatsache, daß der Kommandant des großen englischen Zerstörers „Nestor" im Pyjama, auf deutsch im Nachthemd, von unseren Leuten aus dem Wasser gezogen wurde. Er gab während des Verhörs an, er habe sich um zwei Uhr morgens in die Koje gelegt, weil er sich nicht denken konnte, daß die Sache mit der deutschen Flotte nochmals ernst werden würde. Die zwölf Linienschiffe, die bei Tagesanbruch des 1. Juni durchaus im richtigen Kurs, aber zu spät ankommend, durch unsere Zeppeline, die jetzt wieder aufsteigen konnten, gemeldet wurden und die unserer Flotte den Rückzug abschneiden sollten, beweisen ebenso das ernste Wollen wie die mangelnde strategische Überlegenheit, die auf englischer Seite in der Seeschlacht vor dem Skagerrak zutage traten.

Damit kommen wir auf das berühmte Kapitel vom Räumen des Kampfplatzes. Da gibt es auf See überhaupt nicht in einem ähnlichen Sinne wie im Landkrieg. Keine Flotte fährt aus, um irgendeine Anzahl von Quadraten auf der Navigationskarte in Besitz zu nehmen und zu halten, sondern um möglichst viele Kampfeinheiten des Gegners zu vernichten und dann wieder nach Hause zu gehen. Das letztere ist sogar die Hauptsache, und es ist nicht unwesentlich, in welcher Verfassung es geschieht. Alle Nachrichten aus England lassen darauf schließen, daß die englischen Werften nicht wenig zu tun haben. Die Schiffe, die dauernd eine Position auf dem Kampfplatz, der ja bei den mit Schnellzugsgeschwindigkeit nebeneinander herfahrenden Schiffen ständig wechselt, halten müssen, befinden sich

Digitized by Google

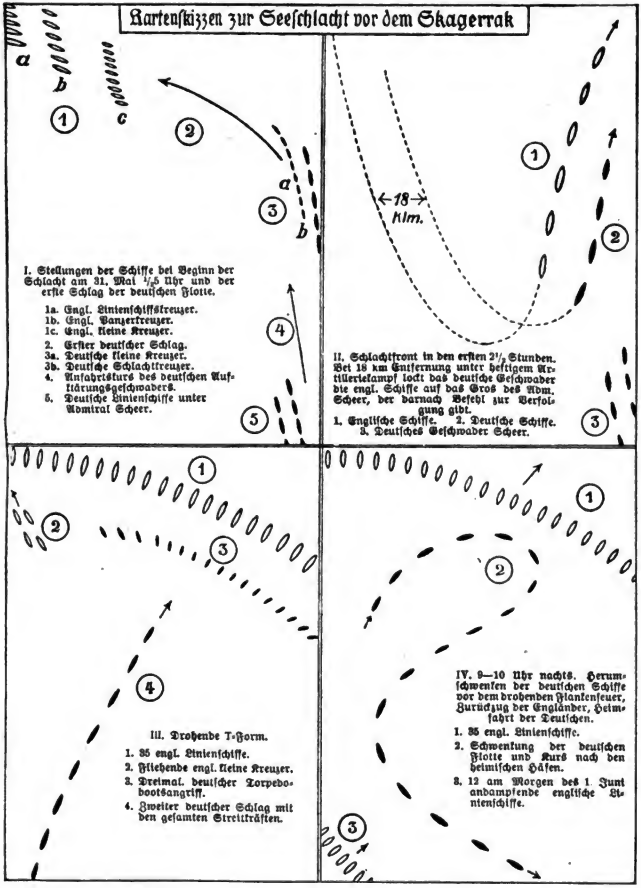


Abb. 3. Graphische Darstellung zur Seeschlacht vor dem Skagerrak, durch die auch dem Laien ein ungefähres Bild von der Entwicklung und dem Verlauf dieses größten aller kriegerischen Ereignisse zur See vermittelt wird.

Digitized by Google

Abb. 4. Die vor dem Skagerrak gesunkenen englischen Großkampfschiffe und Schlachtkreuzer.

nicht in der Lage eines Truppenteils, der eine Stellung hält.

Und das Endergebnis?

Von der Tonnenzahl möchte ich eigentlich nicht reden. Mit den Schiffstonnen bei einer Seeschlacht ist es wie mit den Menschen und mit den Herzen. Sie müssen gewogen und nicht nur gezählt werden. Trotzdem stehen, wenn man noch den „Marlborough" als gesunken annimmt, was die englische Admiralität bisher nicht zugestanden hat, 145 000 Tonnen englischer Verluste gegen 60 000 deutsche verlorene Kriegsschiffstonnen.

Die Engländer haben keinen einzigen Gefangenen gemacht, wir an zweihundert.

Die englische Artillerie war der deutschen nicht nur an Zahl, sondern auch an Kaliber bedeutend überlegen. Trotzdem sind alle unsere Schiffe fast heil zurückgekommen. Ein einziges nur ist schwer mitgenommen worden, wird aber in einigen Wochen schon wieder zu neuen Taten auslaufen können.

Die Antwort des englischen Königs auf den ersten Bericht des Admirals Jellicoe, die mit den Worten beginnt: „Ich bin tief bestürzt über die Verluste", klingt nicht nach der Sprache eines Siegers.

Die Absagung von drei englischen Admiralen sofort nach der Schlacht kann unmöglich als ein starker Vertrauensbeweis zu den führenden Männern dieses Ringens auf englischer Seite aufgefaßt werden. Der deutsche „Reichsanzeiger" wußte nur von Beförderungen und Auszeichnungen zu berichten.

Alles in allem, ist es nicht anders denkbar, als daß der Herr Admiral Jellicoe nach den ersten vier Stunden der Schlacht in unerwartetem Maße die Sprache verloren hatte. Die Sprachlosigkeit war auch das mindeste der dem englischen Admiral in seiner Lage angemessenen Verfassung. Das erstemal seit bald zwei Jahren war er in der glücklichen, von ihm immer herbeigesehnten Lage gewesen, mit seiner schwimmenden Riesenmacht die kleine deutsche Flotte einzukesseln und zu vernichten.

Der deutsche Admiral Scheer, der Flottenchef, und der Führer des Aufklärungsgeschwaders, Vizeadmiral Hipper, schlugen ihm mit gewaltigen Stößen zweimal derart in die Zähne, daß ihm Hören und Sehen verging. Wenn aber die englische Presse in einem verärgerten Triumphgeheul hinterher davon sprach, die deutsche Flotte habe die Flucht ergriffen, so möge ihr ein englischer Bürger, der den gesunden Menschenverstand und den Anstand des Herzens bewahrt hat, antworten. In der „Times" vom 9. Juni stand ein Eingesandt eines Herrn J. H. Farmer, das lautete:

„Wann werden die englischen Journalisten und Redner endlich aufhören, die deutsche Flotte zu unterschätzen? Es gibt in der Seeschlacht keinen Kampfplatz, den man erobert oder räumt. Es ist sehr erklärlich, wenn die deutsche Flotte keinen Geschmack für Selbstmord hat. Strategie ist noch nie Feigheit gewesen."

Dieser Engländer hat ein klares Verständnis für das, was die junge deutsche Flotte für eine Aufgabe gegenüber dem alten englischen Riesen hat, nämlich: rasch an ihn herangehen, einen Teil seiner Schiffe in den Grund bohren oder in die Luft jagen und sich wieder geräuschlos entfernen. Und das möglichst oft! Wenn David den Goliath nicht mitten in die Stirne, sondern nur aufs Maul getroffen und ihm dabei ein paar Zähne eingeschlagen hätte, so wären die Philister auch schon ausgerissen. Du aber, deutscher Philister, bleib' stehen! Die Schlacht vor dem Skagerrak war der deutschen Flotte erste Davidstat.

Digitized by Google

Illustrierte Kriegsberichte.

Die Schlacht an den litauischen Seen.

Von Dr. Kurt Floericke. Mit 4 Abbildungen.

Das Frühjahr 1916 sollte unseren Feinden die lang ersehnte, vielbesprochene, große Generaloffensive bringen, durch die man die Mittelmächte zu erdrosseln gedachte, bis ihnen der Atem ausginge. Es ist ein wenig anders gekommen, denn das deutsche Schwert führte als Parade den Hieb nach der Maas. Mit grimmig aufgespreizten Fängen stieß der deutsche Aar auf den stärksten

nung auf Rußland. Der russische Bär hatte ja bisher noch stets mit täppischen Pranken zugegriffen, wenn man von ihm verlangte, wieder einmal seinen schon arg zerzausten und gepflasterten Pelz zu Markte zu tragen. Auch diesmal gehorchte er auf sanften Druck von London her, wenn auch mit unwilligem Gebrumm. Denn die strategische Gesamtlage war im März 1916

Abb. 1. Landschaft in Litauen. Im Vordergrund die Reste einer verlassenen russischen Stellung. Nach einer farbigen Zeichnung von M. Zimmerer.

Eckpfeiler der französischen Front und grub seine scharfen Klauen in den Befestigungsring von Verdun, um nicht wieder loszulassen. Die bedrängten Franzosen schrien bei ihren Bundesgenossen um Hilfe, bettelten förmlich um „Entlastungsoffensiven", die die furchtbare Wucht des deutschen Angriffs ablenken sollten. Aber England blieb kühl bis ans Herz hinan, ließ ruhig den Franzmann sich verbluten und begnügte sich damit, ihm ein Stück Frontbesetzung zu ersparen. Italien raffte sich zwar zur fünften Isonzoschlacht auf, stoppte aber alsbald wieder, nachdem es sich überzeugt hatte, daß die österreichisch-ungarischen Stellungen noch ebenso unerschütterlich waren, wie vorher. Blieb noch die Hoff-

keineswegs sonderlich verlockend für eine großzügige russische Offensive, nachdem eben erst in der beßarabischen Neujahrsschlacht ungeheure Blutopfer völlig vergeblich gebracht worden waren. Wohl waren, seitdem im Oktober 1915 die verhältnismäßige Ruhe des Stellungskriegs auf der Ostfront eingetreten war, auch die russischen Generale eifrig mit umfassenden Vorbereitungen zu der großen Generaloffensive beschäftigt, aber diese Vorbereitungen waren noch nicht vollendet, und vor allem war die Jahreszeit gerade jetzt die denkbar ungeeignetste. Nachdem man noch nicht hatte schlagen können, als Frost und Eis die Sümpfe und Seen in starre Fesseln schlugen, mußte man aus militärischen Grün-

Digitized by Google

den warten, bis die Zeit des Tauwetters vorüber und die sonst grundlosen Wege genügend aufgetrocknet waren. Die Politik ließ das aber nicht gelten, machte den Generalen einen dicken Strich durch ihre Rechnung und erzwang einen verfrühten Losbruch der russischen Offensive: auch einer der vielen mittelbaren Vorteile, die uns unser unverminderter Angriff auf Verdun verschafft hat. Sonst würde kein russischer General derart aussichtslose Angriffe zu so ungelegener Zeit befohlen haben. Die Soldaten über weite Strecken oben aufgetanten, unten noch gefrorenen Sumpfgeländes im deutschen Geschütz- und Maschinengewehrfeuer vorzutreiben, das war ja nicht viel anderes als Mord. Die ursprüngliche Absicht ließ sich auch um den Preis endloser Ströme Blutes nicht erreichen, denn kein Geschütz, kein Mann ist der russischen Offensive halber von der deutschen West- zur Ostfront geschafft worden, eine Entlastung der in Verdun zusammengepreßten Franzosen, die am Tage des russischen Vorgehens bereits ihre 27. Division in diesen Höllenkessel warfen, also in keiner Weise erfolgt. Hindenburgs Armeen waren allein stark genug, den russischen Anprall abzuschmettern und das 100 km lange Sumpfgelände vor ihrer Front in einen weiten Kirchhof voll Blut, Eisen und unvergeßlichen Schreckens zu verwandeln. Es genügte eben nicht, gegen derartig starke und mit allen Mitteln neuzeitlicher Befestigungskunst ausgebaute deutsche Stellungen einfach das übliche Trommelfeuer loszulassen und dann Massen über Massen ungeübter Soldaten zum frontalen Sturm auf schmalen See-Engen anzusetzen. Ein solcher Angriff mußte scheitern, die Massen mußten mit der Notwendigkeit eines Naturgesetzes zurückfluten, weil die in monatelanger Arbeit hergerichteten Stellungen von Truppen gehalten wurden, die kriegserprobt, erfolggewohnt, voll Vertrauen zu ihren Führern und von rückhaltlosem Siegeswillen beseelt waren. Mit solchen Gegnern hätte es das neugeschaffene russische Heer nur aufnehmen können, wenn ihm eine weitaus längere Frist gewährt worden wäre, um an innerem Gehalt und wirklicher Gefechtskraft zu gewinnen.

Abb. 2. Die Frontlinie zwischen Dryswjaty-See und Widsy zur Zeit der Frühjahrskämpfe.

vor allem die verzweifelte Rückzugsstimmung des vergangenen Sommers zu überwinden. Tapfer genug stürmten die russischen Jungmannschaften in Tod und Verderben, aber diese Tapferkeit wurzelte teilweise in der Unkenntnis von Neulingen, die nichts wußten von der Furchtbarkeit der Waffen der Gegenwart. Sie hatten noch nie die Wirkung deutschen Artilleriefeuers gesehen, und sie liefen deshalb nach dem Bericht eines Augenzeugen „wie losgelassene Kinder" in das Geschütz- und Maschinengewehrfeuer hinein. Selten haben sich die Schrecken des Krieges so gehäuft, wie auf dem blutgetränkten Schlachtfeld an den litauischen Seen, und eine tote Zone des Grauens legte sich sortab vor die deutschen Linien. Von da ab mußten die russischen Soldaten durch die Knutenhiebe der Kosaken und das Sperrfeuer

Immerhin hatte man die Zeit gut genug benützt, um neue Hunderttausende auszuheben, mit anerkennenswerter Sorgfalt auszurüsten und wenigstens oberflächlich auszubilden, Geschütze aller Kaliber und Schießbedarf aus dem verbündeten Japan und dem neutralen Nordamerika in hinreichender Menge zur Verfügung zu stellen und

Abb. 3. Im Wald- und Sumpfgebiet der litauischen Seenplatte.

der eigenen Maschinengewehre zum Sturm vorgepeitscht werden. Und die Berechnungen der russischen Generalstäbler über Artilleriewirkungen und Masseneinsatz mochten an sich auf dem Papier ja ganz gut stimmen, aber sie vergaßen einen schwerwiegenden Faktor einzusetzen — die sittliche Größe und die seelische Kraft des deutschen Soldaten, die sich mit dem dumpfen Opfergehorsam der Muschiks überhaupt nicht vergleichen läßt, und die die Moskowiter deshalb nicht zu begreifen vermochten. „Was in diesen Tagen," schreibt Wertheimer, „da 6 und 7 Grad Kälte plötzlich wie mit einem Zauberschlage sich in Wärme und Regen verwandelten, da die Gräben knietief voll Wasser liefen, um unmittelbar danach in der wieder einsetzenden Kälte zu Eis zu erstarren, was da unsere Leute geleistet haben, vom höchsten Führer bis zu den letzten Kolonnen, das steht gewiß nicht hinter den Anstrengungen, aber auch nicht hinter dem Ruhme der großen Hindenburgschen Offensivoperationen zurück." Wo die russischen Angriffe bis zuletzt noch mit Mut und Schneid vorgetrieben wurden, da zeichneten sie sich doch zugleich durch bemerkenswertes Ungeschick aus, und die niedere Führung versagte offenbar völlig, während die mittlere es nicht verstand, die Reserven rechtzeitig vorzubringen. Viele Leutnants und die meisten Fähnriche waren ja junge Studentlein, die erst einen Monat Übung hinter sich hatten. Die Soldaten waren in schwierigen Lagen einfach rat- und hilflos, und wenn sie ohne Führer in die feindlichen Gräben eingedrungen waren, wußten sie nicht, was sie nun anfangen sollten und ließen sich leicht gefangen nehmen. Ein Heer, das zu zwei Dritteln aus Analphabeten besteht, die nicht wissen, wofür sie sich schlagen, militärisch ganz oberflächlich ausgebildet sind und zum großen Teil von schnellgepreßten, unerfahrenen, vielfach revolutionär gesinnten Offizieren in ganz unzureichender Zahl geführt werden, hat eben selbst bei größter Übermacht keine Aussicht auf Erfolg gegen unser intelligentes Volksheer. Auch im Kriege siegt der Geist über die Materie. So war es kein Wunder, daß die russischen Regimenter unter dem Höllenfeuer der deutschen Geschütze und Maschinengewehre dahinschwanden wie der Schnee an der Frühlingssonne. Zu den peinlichsten Erlebnissen der Schlacht an den litauischen Seen gehörte es daher, daß ihr ohnehin schon so lückenhaft gewordener Offiziersbestand hier abermals aufs furchtbarste gelichtet wurde. Insgesamt hat die russische Armee in den ersten 4 Monaten des Jahres 1916 nach eigenem Eingeständnis einen Abgang von 5659 Offizieren gehabt, wovon ein gutes Drittel auf das Konto der Litauerschlacht zu setzen sein dürfte. Es befanden sich darunter allein in den ersten 3 Monaten 3800 Fähnriche, auch verhältnismäßig viele Leutnants und Ober-

Digitized by Google

sten, dagegen auffallend wenige Hauptleute und Majore. Gefallen waren z. B. 1008 Fähnriche, 224 Unterleutnants, 62 Leutnants, 12 Hauptleute, 14 Majore (Hauptleute erster Klasse), 47 Obersten und Oberstleutnants, 7 Generale. Also nicht einmal doppelt so viel Hauptleute wie Generale! Es ergibt sich daraus, daß fast nur ganz junge und ganz alte Offiziere im Gefecht führten, die Mittelklasse aber fast ausgerottet war. „Die Bouillon wird dünner," hatte Hindenburg schon einige Monate vorher gesagt und damit wieder einmal den Nagel auf den Kopf getroffen.

Als der großartige Vormarsch der ganzen deutsch-österreichisch-ungarischen Ostfront im Sommer 1915 zur Einnahme der russischen Stromsperren und Festungsgürtel geführt hatte, war man nicht weiter in blindem Übereifer gegen Petersburg, Moskau und Kiew vorgestoßen, sondern hatte mit einer Frontgruppierung abgeschlossen, die von Riga bis Dünaburg die Düna entlang führte, dann in nordsüdlicher Richtung über Smorgon, Pinsk, längs Styr und Strypa zum Dnjestr und von diesem bis östlich von Czernowitz an den Pruth reichte. Indem man sich weise mit den bisher erreichten Erfolgen begnügte, kehrte man zu den Kriegsgepflogenheiten früherer Jahrhunderte zurück und bezog hinter diesen stark ausgebauten Stellungen Winterquartiere. So beherzigte man die Lehren des alten Fritz, vermied den Sprung ins Ungewisse eines russischen Winterfeldzugs, der für einen Napoleon und für einen Karl XII. so verhängnisvoll geworden war, verschaffte den stark mitgenommenen Truppen eine gründliche Erholung und ermöglichte überdies die Abzweigung beträchtlicher Streitkräfte nach anderen Kriegsschauplätzen, insbesondere nach dem Balkan zur gründlichen Abrechnung mit Serbien und Montenegro. Hindenburgs unermüdliches Organisationstalent sorgte dafür, daß die Truppen in ihren warmen Unterständen von den Unbilden des russischen Winters möglichst wenig zu spüren bekamen. Dank der väterlichen Fürsorge des Generalfeldmarschalls, dem, wenn es sich um das Wohlergehen seiner Soldaten handelte, auch das Kleinste nicht zu geringfügig erschien, um sich persönlich darum zu kümmern, standen die Deutschen beim Ausgang des Winters mit derselben ungebrochenen Kampfesfreude, mit demselben unerschütterlichen Siegeswillen auf ihrer harten Wacht wie nur je zuvor. „Sie, die so viel Entbehrungen auf gewaltigen Märschen erduldet hatten, die in ungeheuren Leistungen tief in ein entvölkertes und aller Hilfsmittel beraubtes Land eingedrungen waren, sie sprachen jetzt in den Zeiten des Stellungskrieges, wo es ihnen doch materiell unvergleichlich besser erging, immer noch mit Worten stolzer Erinnerung von den schönen Zeiten des Bewegungskampfes, der ihnen viel Mühsal, aber auch viel neues, großes, unvergeßliches Erlebtes gebracht hatte." (Wertheimer.) Sie sehnten sich nach dem Augenblick, wo die allgemein erwartete Frühlingsoffensive des Feindes einsetzen würde, wo sie sich abermals in männermordender Feldschlacht mit den Russen messen dürften. Und die Russen kamen, kamen früher, als man geglaubt hatte, kamen in unermeßlichen Massen wie die Heuschreckenschwärme. Aber es war alles bestens zu ihrem Empfang bereitet. Nicht umsonst hatte man ja monatelang fast Tag und Nacht geschanzt und gebuddelt, nicht umsonst bei Schnee und Kälte, Regen und Sturm geschafft und geschuftet. Was war da nicht alles zu machen gewesen, — umfangreiche, granatsichere Unterstände, tiefe, mit Faschinen überflochtene Lauf- und Schützengräben, Munitions- und Materialkammern, förmliche Hausterbaue, nicht zuletzt ein sechs- bis achtreihiger, wohl 80 m breiter Drahtverhau. Was das alles für Arbeit kostete, wie geschafft werden mußte, das wissen nur die, die dabei waren und damals wie die Rohrspatzen schimpften über die überflüssige Pieselkerei und Schlaucherei, die doch so sehr dazu beitrug, sie frisch und gesund zu erhalten und vor tödlicher Langeweile zu bewahren. Und als dann nach französischem Muster die russische Offensive durch ein wahnsinniges Trommelfeuer sich ankündigte, als lange, bange Stunden hindurch die Geschosse aller Kaliber hageldicht herniedersausten, die Erde erbeben ließen und mit ihrem betäubenden Krachen die Ohren schmerzen machten, da war man doch herzlich froh, daß die Voraussicht des Feldherrn für so viele bombensichere Unterstände gesorgt hatte. Ebenso hatte sich in der Wahl der Stellung an sich Hindenburgs Scharfblick wieder einmal glänzend bewährt, denn die Verteidigungslinie verlief auf einer Höhenschwellung, deren rechtzeitige Besitznahme wir dem überraschenden und außerordentlich schnellen Vormarsch verdanken, den in den Tagen des 11. bis 15. September 1915 drei Kavalleriedivisionen der Armee Eichhorn nördlich von Wilna gen Osten zu vollführten. Sie stellt eine natürliche, leicht zu verteidigende Brücke dar zwischen der Seenplatte von Dünaburg und dem großen Sumpfgebiet des Polješje und überhöht ihre Umgebung genügend, um einen weiten Überblick zu gestatten und das Ablaufen der Wasser zu ermöglichen. Umgekehrt mußten die Russen ihre Schützengrä-

Digitized by Google

ben notgedrungen durch das tiefliegende Sumpfgelände ziehen und hatten deshalb noch ungleich mehr unter der Feuchtigkeit zu leiden, als wir. Wurde es bei Eintritt der Frühjahrswitterung schon in den deutschen Gräben recht ungemütlich, als Eis und Tauwasser die Grabensohle füllten und die Kleider zu schmerzenden Panzern gefroren, so war dies doch noch ungleich schlimmer beim Gegner, der tagelang knietief im Schlamm- und Schmelzwasser stand. Auch dieser unerträgliche Zustand, der einen Sturmangriff als willkommene Abwechslung erscheinen ließ, mag nicht wenig zum verfrühten Losbrechen der russischen Offensive beigetragen haben. Brennpunkt des Kampfes wurde schließlich der 82 qkm große Narocz-See, das „litauische Meer", dessen gewaltige Wasserfläche je nach der Beleuchtung in hartem Blaugrau schimmert oder in dem lieblich reinen Blau südlicher Gewässer aufleuchtet. Die schönen Waldungen um ihn herum waren freilich schon beim Beginn der Schlacht sehr gelichtet, denn die Sägegatter hatten viel Holz gefressen zum Bau der Stellungen und Knüppeldämme. Die lustigen Birkenalleen hatten großenteils auch dran glauben müssen, und von den stehen gebliebenen Stämmen perlte aus großen Narben, die die Granaten gerissen hatten, das dünne, gelbe, weißschaumige Birkenblut. Landschaftlich war die Gegend mit ihren vielen Seen und Weihern, Wäldern und Buschhölzern, Brüchen und Sümpfen in labyrinthartigem Gemisch reizvoll genug, militärisch aber recht schwierig, weil sie den Vormarsch größerer Heeresmassen nur auf schmalen Landzungen zwischen den Gewässern gestattete. Anfangs hatten sich kühne und findige russische Jagdkommandos öfters noch zwischen unseren Linien durchschleichen können und im Kleinkrieg manchen hübschen Erfolg davongetragen, aber der zunehmende Ausbau der deutschen Stellungen machte diesem Sport bald wieder ein Ende.

Obwohl also das Gelände hier an sich schon durch zahlreiche stehende und fließende Gewässer jedem von Osten kommenden Angreifer den Durchbruch außerordentlich erschwert und gerade diese Front aus taktischen Rücksichten recht wenig für eine Durchbruchsschlacht geeignet erscheint, zwangen doch strategische Gründe der verschiedensten Art die russische Heeresleitung dazu, gerade hier ihre Offensive anzusetzen. Einmal boten schon die großen Waldungen östlich der Linie vom Dryswjaty- bis Wiszniew-See einen sehr vorteilhaften Schleier, um große Heeresmassen aufmarschieren zu lassen, ohne daß selbst ein aufmerksam beobachtender Gegner näheren Einblick in die dabei stattfindenden Truppenverschiebungen erlangen konnte, und die großen Bahnlinien Dünaburg—Smolensk und Wilna—Minsk vermochten die nötigen Verstärkungen, schwere Geschütze und den großen Schießbedarf bis ziemlich nahe an die Front heranzubringen. Sodann war der reich besetzte Etappenraum Minsk—Polozk—Smolensk, der über ein Netz von Kleinbahnen verfügte, eine ergiebige Quelle

Abb. 4. Die Front am Narocz-See mit den Angriffslinien der Russen in den Frühjahrskämpfen.

Digitized by Google

zur fortgesetzten Speisung der voraussichtlich hartnäckigen und langwierigen Schlacht. Endlich erschien das strategische Ziel besonders verlockend, denn im Falle eines Erfolges an den beiden auserkorenen Durchbruchsstellen hätten die Russen über die Kleinbahnstation Lyntupi hinweg alsbald die Hauptbahnlinie Wilna—Dünaburg erreicht und mit ihr die Lebensader der Hindenburg-Armeen durchschnitten. Dann wären alle nördlich davon stehenden deutschen Heeresteile in eine äußerst bedrängte Lage geraten und regelrecht aufgerollt worden, wenn sie nicht schleunigst den Rückzug angetreten hätten. Das Ziel war also edlen Schweißes wert, und so sicher erschien der russischen Heeresleitung der Erfolg, daß man ein auserwähltes Korps ganz neu uniformiert und auf den Glanz hergerichtet hatte, damit es bei dem erhofften Einzug in Wilna die russische Heeresmacht recht würdig vertreten könne. General Rußkij, der die Verteidigung der Dünalinie während des Winters mit viel Geschick geleitet hatte, war krankheitshalber von seiner Stellung zurückgetreten und durch General Kuropatkin ersetzt worden. Dieser fähige, aber vom Unglück verfolgte und deshalb lange kaltgestellt gewesene Feldherr brannte offenbar darauf, seinen im Japankrieg stark ramponierten Ruf wiederherzustellen und dem Zaren einen Beweis seiner Tüchtigkeit zu erbringen. Also eine Mensur zwischen dem Fabius Cunctator der Mandschurei und dem kühnen Angriffsstrategen Hindenburg, dieser aber hier in strenger strategischer wie taktischer Verteidigung, Kuropatkin dagegen in der Rolle des verwegen Drauflosstürmenden — das war wahrlich ein auserwähltes Schaugericht für strategische Feinschmecker, und die ganze Welt folgte daher mit atemloser Spannung dem Verlauf der großen Frühjahrsschlacht zwischen den austauenden Seen und Sümpfen Litauens. Dem russischen Feldherrn mag beim Entwerfen seines Schlachtenplanes die erfolgreiche Zange von Prasznysz vorgeschwebt haben. Er gedachte jetzt die Deutschen in die Zange zu nehmen, indem er nach genügender Erschütterung, Zurückdrängung und Durchstoßung der Front zwischen den litauischen Seen im Norden von Jakobstadt aus und im Süden über Smorgon flankierend hervorbrechen wollte. Zu diesem Zweck setzten gleichzeitig mit der Eröffnung der Offensive gegen die Seenfront auch Vorstöße an den genannten beiden Plätzen ein, die aber zwecklos verpufften, da es zu einer Erschütterung der deutschen Verteidigungslinie überhaupt nicht kam. Bei Smorgon machten die Russen überhaupt nur schwächliche Tastversuche, bei Jakobstadt gingen sie bis in den April hinein nachdrücklicher und zäher vor, erzielten auch vorübergehend einige kleine örtliche Vorteile, wurden aber schließlich wieder in ihre alten Stellungen zurückgetrieben.

Der Hauptkampf spielte sich auf der 105 km langen Front zwischen dem Dryswjaty- und dem Wieczniew-See ab, richtete sich somit gegen die Armee des Gen.-Ob. v. Eichhorn. Die Russen fochten überall mit 2-, stellenweise mit 3facher und noch größerer Übermacht. Im ganzen wird Kuropatkin einschließlich der an der Düna stehenden und der als Reserve zurückgehaltenen Truppen 600—700 000 Mann unter seinem Befehl gehabt haben, wovon gegen 30 000 tot auf dem Schlachtfelde blieben, etwa 70 000 verwundet in die Spitäler zurückfluteten oder in deutsche Hände gerieten — ein furchtbarer Aderlaß, den bei öfterer Wiederholung selbst das unerschöpflich scheinende Menschenreservoir Rußlands nicht vertragen könnte. Demgegenüber muß ausdrücklich betont werden, daß der deutsche Sieg erfreulicherweise mit verhältnismäßig sehr geringen Opfern erkauft wurde, da wir ja fast stets in der Verteidigung fochten. Die ganze grauenhafte Menschenschlächterei dieser verfrüht eingesetzten und unter den ungünstigsten Umständen vorgetragenen Offensive hatte also für die Russen nicht den geringsten Erfolg, während unserer Heeresleitung, die ihrer Sache sicher sein konnte, nur ein Gefallen damit geschah. Kuropatkin suchte natürlich unsere ganze Front durch Scheinangriffe, so namentlich bei Widsy und Welikoje Selo, zu beschäftigen, aber bald stellte es sich heraus, daß er den Durchbruch hauptsächlich an zwei Punkten beabsichtigte: in der Gegend von Postawy—Wileity—Mosheiki und weiter südlich in der zwischen Narocz- und Wieczniew-See. An beiden Punkten waren besondere Stoßgruppen zum entscheidenden Angriff bereit gestellt, im Norden das 1., 27. und 1. sibirische Korps nebst dem 7. Kavalleriekorps unter General Pleschkow, im Süden das 5. und 36. Korps, ein sibirisches Korps und eine Division Uralkosaken unter General Balujew. Beide Einbruchsstellen mit dem vorläufigen Endziel Lyntupi, das durch konvergierendes Vorgehen erreicht werden sollte, und der gefährlichen Bedrohung der für die Deutschen unentbehrlichen Bahnlinie Wilna—Dünaburg waren strategisch richtig gewählt. An diesen Punkten war es den Russen bitter ernst mit dem Durchbruch, wie schon die unglaubliche Verschwendung von Menschenleben beweist. Um eine bloße Entlastungs-

Digitized by Google

offensive für den französischen Bundesgenossen handelte es sich also nicht mehr, sondern um eine ausgesprochene Durchbruchsschlacht, die womöglich zur Vernichtungsschlacht ausgestaltet werden sollte. So entbehrte der Angriffsplan Kuropatkins durchaus nicht der Großzügigkeit und Genialität, machte vielmehr dem seit dem Japankriege mit Unrecht vielgeschmähten russischen Feldherrn alle Ehre, aber mit der Ausführung haperte es aus den schon dargelegten Gründen doch ganz bedenklich, und dadurch mußte das ganze Unternehmen scheitern und lediglich zu einer Ermattung und Zermürbung des russischen Riesenheeres führen. (Schluß folgt.)

Ein Besuch bei Fliegerhauptmann Boelcke.

Von **Eugen Kalkschmidt**, Kriegsberichterstatter der Frankf. Ztg. Mit 1 Abbildung.

Vor Verdun. Kleine Trupps der Mannschaft arbeiten, wo sie Deckung haben, an den Unterständen. Der Oberstleutnant munterт sie auf: „Na, schwitzt ihr auch ordentlich? Da, setzt mal her, ich schwitze viel doller. Zieht euch doch die Röcke aus bei der Arbeit. Ist doch eine ganz andere Sache bei Tage als die Buddelei bei Nacht."

Sie wollten nämlich anfangs nicht gern bei Tageslicht schanzen. Franzmann schießt. Naja, aber nachts schießt er erst recht. Ein abgebrochener Pickel liegt im Graben: „Der wird aufgehoben und eingeliefert!" Eine leere Wasserkanne liegt auf dem Grabenrand: „Die Kanne will ich nicht mehr sehen, wenn ich vorbeikomme, die wird hinten dringend gebraucht!" Wir sind am Waldrand: „Wer hat hier den Graben versaut? Habt ihr keine Latrine?" — „Jawoll, Herr Oberstleutnant." — „Na also. Es gefällt euch doch auch besser, wenn alles sauber ist." Er hat seine Augen, seine Nase, seine Fürsorge überall, dieser Kommandeur. Er kann mit seinen Leuten reden, lustig und ernst, gutmütig und scharf, menschlich und streng dienstlich. Auf die Mischung kommt alles an. Mit Disziplin und Kriegsgesetzen allein wird dieser deutsche Kampf nicht gewonnen.

Wir sitzen im Unterstand. Es ist einer von denen, die die Franzosen ausgebaut haben. Ein paarmal war er verschüttet, aber der Fels hat standgehalten. Den Besuchern zu Ehren sind sämtliche Kerzen und die Azetylenlampe angezündet. Die reinste Weihnachtsbescherung. Was wir trinken möchten? Einen Schluck Wasser, sage ich harmlos. „Keinen Tropfen!" ruft der Generalstäbler. „Wasser ist hier zu kostbar. Ja, in der alten Stellung, da hatten wir die Leitung bis nach vorn, aber hier herauf muß alles mühsam getragen werden." Ich beteure, daß ich nun bereit bin, vierundzwanzig Stunden zu dürsten. Doch der Hausherr baut gebieterisch seine Flasche Mosel auf und erklärt uns den Krieg für den Fall, daß wir ablehnen. Um des lieben Friedens willen geben wir nach.

„Also, das sage ich Ihnen, den Frieden, den verhandeln wir deutsch." Er wendet sich zu mir: „Dafür müssen Sie in der Zeitung sorgen. Wenn wir in einer fremden Sprache verhandeln müssen, hauen sie uns glatt übers Ohr, dann haben wir schon zur Hälfte verloren. Und warum sollen wir nicht deutsch mit ihnen reden? Die Staatssprache der Mittelmächte ist deutsch, und alle andern Sprachen sind in der Minderheit. Wenn wir die Sieger sind, und wir sind's doch wohl, oder etwa die andern?"

„Ja, aber —"

„Kommen Sie nur mit ‚Aber'. Schon faul! Ja, Amen heißt's."

„Aber wenn Sie, Herr Oberstleutnant, vor die Wahl gestellt wären, den Krieg fortsetzen zu müssen, nur um die deutsche Verhandlungssprache durchzudrücken, würden Sie das tun?"

„Unbedingt!" ruft er, „unbedingt!"

Der Boden zittert leise von den dumpfen Einschlägen. Die Kerzen werden unruhig.

„Am Licht sehe ich ziemlich genau, was für Kaliber draußen ankommen. Wenn die Azetylenlampe ausgeht, sind's kleine Granaten, wenn die Kerzen flackern, sind's mittlere, gehen sie aus, dann sind's die 28er. Einmal ging ein paar Meter vom Unterstand ein ganz schwerer Bursche herunter, da kriegten meine Balken Risse, und ich mußte sie stützen. Hier können Sie's sehen!"

Wir untersuchen die Balken und stoßen dabei auf einen der neuen deutschen Stahlhelme.

„Großartig sind sie!" ruft der Oberstleunant, setzt ihn auf, ergreift einen Spaten und hämmert damit kräftig gegen seinen eigenen Schädel. Dann wiederholt er die Kraftprobe begeistert an einem von uns. Der betroffene Hauptmann vom Stabe bestätigt, der Schutz wäre gut, nur sei es nicht zweckmäßig, die Zunge grade zwischen den Zähnen zu haben.

Wir verabschieden uns. Die Franzosen suchen immer noch die Batterie. In regelmäßiger Folge kommen die Lagen. Der Generalstäbler sagt:

„Mit der Beliebtheit des Führers bei der Truppe ist das eine eigene Sache: kaltblütig soll er sein, aber kalt darf er nicht sein. Es schadet gar nichts, wenn er Nerven hat, im Gegenteil. Dann weiß die Truppe sich im Gefühl der Situation einig und geht mit. Die Leute wollen auch den Generalstabsoffizier im Graben sehen, besonders vor dem Angriff. Das haben sie gerne. Auch die Offiziere wissen dann, daß der Angriff, wenn er befohlen wird, nicht am grünen Tisch allein gemacht ist, sondern mit dem Blick über die Karten hinweg auf die Tatsachen des Geländes. Tatsachen, die selbst die beste Karte nicht immer anschaulich vermitteln kann. So aber heißt's: „Herr Hauptmann, Sie wissen doch, das Stück jenseits der Mulde, wovon wir neulich sprachen."

Wir durchschreiten Forges. Es ist ausgebrannt und zertrümmert, aber doch noch als Dorf erkennbar mit seiner Ruinenstraße, seiner Kirche. In den leeren Mauerlöchern zu hausen oder zu verweilen, empfiehlt sich nicht, denn der böse Feind

Digitized by Google

beschießt sein früheres Winterquartier mit vieler Geduld und zeitweise auch mit Ungeduld.

Es knattert in den Lüften. Gegen Süden, über dem Bourreswald zwei Flieger im Kampf. Der Deutsche ist plötzlich da wie aus den Wolken gefallen und umkreist den Franzosen. Der schwirrt in die Tiefe ab, doch der Fokker folgt, umkreist ihn, schießt. Tausend Meter mögen sie über dem Walde sein. Der Franzose sucht sichtlich zu entkommen, er wehrt sich nicht mehr, er gleitet ab. Der Deutsche wendet sich, läßt vom Gegner ab,

Fliegerhauptmann Boelcke bei Durchsicht seines Posteingangs. Zeichnung von Willy Planck.

fliegt steil aufwärts und macht einen wunderlichen Schaukelflug. Lustig ist's anzuschauen und keck zugleich, wie er schaukelnd die Streubahn der Schrapnells überwindet, Haken und Bogen schlägt und längst in sicherer Zone kreist, als sie immer noch auf ihn schießen. Nicht unmöglich, sehr wahrscheinlich eher, daß es Boelcke war.

Ein niederträchtiges Wetter. Regen und Sturm und eine Kälte, daß die Gebeine klappern. Die Rekruten üben draußen am Walde das Werfen mit Handgranaten. Die Kanonade von Balmy konnte kaum größer sein. Von der Front ist nichts zu hören, der Wind schluckt alles ein. Die Flieger in ihrem alten Meierhof haben gute Zeit und wahrscheinlich ebenso Langeweile wie ich. Vielleicht hat der Fliegerhauptmann Boelcke auch Langeweile? Wenn zwei Leute zusammenkommen, die sich langweilen, so kann das, je nach Umständen, eine doppelte Langeweile oder auch eine kleine Kurzweil ergeben. Ich beschließe, meinem Rittmeister näherzutreten und durch ihn zu erkunden, ob Boelcke sich langweilt.

Der Rittmeister sitzt auf seinem Nachrichtenbüro, greift zur 37. Zigarette und erzählt von den zwei Turkos, die neulich übergelaufen sind, weil sie, wie sie sagten, von ihren Offizieren geschlagen würden und sicher waren, in den deutschen Gräben Türken vorzufinden. Indem doch die Türken zusammen mit den Deutschen kämpfen. Mir fällt dabei die Geschichte von den andern marokkanischen Überläufern ein, von denen der General neulich bei Tisch erzählte, sie hätten beim Übergang ins andere Lager gleich ihre Decken mitgebracht, der Vorsicht halber. Das war nun recht unvorsichtig, denn unsere Posten hielten die dicken Pakete für Sprengmunition und schossen auf die braunen Gesellen. Nur einer sprang unversehrt in unsern Graben und klärte das bedauerliche Mißverständnis auf.

„Ja, also Boelcke; werden wir gleich haben," sagte der Rittmeister. Und schon spricht er mit ihm. Boelcke erklärt, er sei sehr faul. Dem Manne kann geholfen werden. Der Kraftfahrer weiß Bescheid: das Haus, wo der abgebrochene Propeller an der Mauer hängt, da wohnt Hauptmann Boelcke. Als ich zu ihm ins Zimmer trete, sitzt er mit einem Kameraden, Leutnant G., vor einem Berg von Briefen. Er nötigt mich auf ein unverkennbares Sofa, entschuldigt sich, er wolle nur noch rasch die aufgelaufene Post erledigen, und schon fliegen die Briefe und Karten, teils mit, teils ohne Vermerk, nach rechts und links. Auf dem Boden steht eine stattliche Patronenliste. „Die war so ziemlich voll mit lauter Post. Ich war ein paar Tage in Deutschland. Wirklich, ich muß das erst wegschaffen. Ha, ich hab ja jetzt einen Schreiber zur Aushilfe. Aber manches muß ich doch selbst beantworten."

Ich sehe dem jungen Ritter des Pour le mérite mit Staunen zu. Einen sehr faulen Flieger hatte ich mir eigentlich anders vorgestellt. Die Begeisterung des deutschen Volkes für seine Helden scheint doch recht beschwerliche Folgen zu haben. Wer schreibt ihm denn alles, und was schreibt man ihm? Die schlimmsten sind wohl die Autographensammler, die ohne Gnade in die geleerte Munitionskiste zurückwandern, mögen sie nun um ein Autogramm fürs „Heldenalbum", für den „Flaggenstammtisch" oder für das „Jungferukränzchen" betteln. Ein betriebsamer Quartaner schickte einen ganzen Zettelblock zum Unterschreiben; er will einen Tauschhandel damit anfangen, erklärt er freimütig. Österreich-Ungarn zeichnet sich durch ganz besondere Höflichkeit der Anrede aus: „Seiner Exzellenz, Herrn Boelcke." Gedichte und Kompositionen in Menge. Dazwischen ein dringendes Angebot, wichtige Bücher über den Flugsport zu kaufen. Auch die Ehrenmitgliedschaft von Vereinen und Verbänden, oder der besondere Dank vaterländischer Vereine läuft brieflich ein. Heiratsangebote? „Sind Sie eigentlich verheiratet?" frage ich. Ganz verblüfft starrt er mich an und bricht in stürmische Heiterkeit

Digitized by Google

aus: „Gott sei Dank, nein!“ Auch keine Heiratsangebote bisher. Das heißt: doch! Von ganz kleinen Mädchen, die mich ersuchen, auf sie zu warten, bis sie groß sind. Hier war eben ein solcher Brief.“ Ich werfe einen Blick hinein und lese, wie die kleine Dete mit ungefügen Krakeln hinzufügt, die echte Eva: „Aber heirate vorher niemand anders . . .“ Von den drei Küssen, die Hans, Else und Dete für Boelcke mitschicken, ist der von Dete natürlich am größten gemalt.

Ich habe nicht den Eindruck, das der junge Hauptmann diesen teils gutgemeinten, teils unnatürlichen und übertriebenen Ehrungen seiner Person ein besonderes Gewicht beilegt. Er ist im Handumdrehen damit fertig, stampft auf den Boden wie ein Pascha, der Bursche stiefelt die enge Stiege hinauf und bekommt alles aufgeladen; „Sie sollen mir melden, wenn draußen die Luft rein wird,“ sagt Boelcke, holt Kuchen und Zigarren und setzt sich aufatmend an den Tisch, wo der Kakao wartet.

Ob denn anzunehmen sei, daß heute, bei den Gewitterböen, die Franzosen hochgehen würden?

„Man kann nie wissen. Sie passen den Moment ab, wo das Gewitter abzieht und sind dann sehr rasch da, kehren aber ebenso rasch wieder um. Gestern war ich oben. Über dem Bourreswald kam es zum Kampf. Aber ich kriegte ihn nicht.“

„Den Kampf hab' ich mit angesehn. Er dauerte kaum fünf Minuten. War es mittags?“

„Ja, um 12 Uhr 30. Ich bin ihm bis auf 900 Meter tief gefolgt, war ganz nahe an ihm dran, zum Greifen nah, auf fünfzig, dreißig Meter ungefähr. An die fünfhundert Schuß hab' ich verfeuert. Aber ich brachte ihn nicht runter. Der Beobachter war getroffen, wahrscheinlich tot. Zusammengesunken saß er da und rührte sich nicht. Vom Führer sah ich nur den Sturzhelm über die Wandung ragen. Ich zielte immer scharf auf den Helm. Der Motor war getroffen, der Oler rauchte stark. Aber der Führer behielt den Apparat in der Hand und konnte landen. Es ist mir unbegreiflich.“

Beim Erzählen ist Boelcke ganz ernst geworden, fachmännisch ernst und nachdenklich. Er erzählt das kurze Gefecht nur zur Hälfte uns beiden Zuhörern, zur anderen Hälfte spricht er gleichsam mit sich selbst. Er macht sich den Verlauf des Kampfes klar, er geht die Rechnung noch einmal durch, weil die Lösung nicht diejenige war, wie sie sein sollte. Also stimmte irgend etwas nicht an der Sache. Er hatte offenbar schon länger darüber gegrübelt. Und nun machte er im Geiste den Sturzflug aus drei- oder viertausend Metern Höhe auf den überraschten Gegner zum dutzendstenmal, umkreiste ihn, das Gewehr takte, die Schüsse saßen, aber der Franzose stürzte nicht, er glitt, er landete. Wie war das möglich? Wo saß der Fehler? Der Luftkampf als militärtechnische Präzisionsaufgabe. Kein Zweifel, mit der volkstümlichen Auffassung des wilden und kühnen Kampffliegers deckt sich diese rechnerische Methode nicht so ganz. Unsere Feinde, und alle unheilbaren Dilettanten des Krieges mit ihnen, werden natürlich diese deutsche Art des Bedürfnisses nach Kausalität, nach sachlicher Besonnenheit im Kampfe auf Tod und Leben entsetzlich gemütlos und barbarisch empfinden.

Wir sprechen über die Qualität der feindlichen Flieger. Irgend jemand hat mir versichert, die Franzosen seien den Engländern an Schneid und Fähigkeit im Flugwesen überlegen. „Das ist ein gewaltiger Irrtum. Umgekehrt: der Engländer ist mutig und zäh; ein Sportsmann. Der Franzose kneift aus, wenn er irgend kann, der Engländer stellt sich. Unsere Zeitungen schreiben manchmal, es sei ein schlechtes Zeichen für die englischen Flieger, daß sie so oft hinter den deutschen Linien abgeschossen werden. Im Gegenteil: es ist das der beste Beweis für ihre Unerschrockenheit.“ Also die Vorsicht allein macht es nicht.

Ich erkundige mich, auf welche Abschnitte der Front die abgeschossenen achtzehn Flugzeuge sich verteilen? Die Hälfte ist im Artois und in der Champagne, die andern neun sind vor Verdun gefallen. Wir fahren zum Flugplatz hinunter. Der Regen hat aufgehört, die Sonne scheint, aber im Osten steht eine mächtige Gewitterwand, und ein rollender Donnerschlag übertönt sekundenlang das Poltern der Geschütze. Der Lärm der Schlacht ist plötzlich klein geworden, eingeschrumpft. Der Himmel hat seine Stimme erhoben, und der Krieg duckt sich ein wenig in seine Täler und Mulden. Auf seinen Flugplatz ist Boelcke sehr stolz. Er hat die schöne weite Wiese am Fluß fast allein zur Verfügung. Ein Drahtzaun sperrt die Zuschauer ab. Wie? Zuschauer auch hier? „Eine Unmenge Soldaten, von den Truppen hier in der Nachbarschaft. Die kann ich unmöglich auf dem Platz brauchen. Aber nun kommt die Hauptsache: meine Laube am Wasser. Selbst gebaut!“ Eine Birkenlaube mit einem Tisch und einem Blumenstrauß, ein großes Zeltdach davor und eine Liegestatt für Luft- und Sonnenbäder. Ein paar Schritte nur zum Wasser, in das eine kleine Treppe hinabführt; ein Sprungbrett daneben. Das schiefergraue Wasser des Flusses zieht leise und friedlich an den Büschen und Bäumen des verschilften Ufers vorüber. Neben der Laube ein zierliches Flachboot, „mit Rollsitz!“ Alles in allem: das Sanatorium des Kampffliegers.

Hier liegt er nun den ganzen Tag draußen, badet in Licht, Luft und Wasser, schaut den Himmel an, liest und raucht. Wenn es ginge, würde er zwischendurch auch noch klettern. Diese Arbeit nimmt ihm der Motor ab: binnen wenigen Minuten kreist er in Bergeshöhen. Er benutzt kein Glas zum Beobachten; es stört ihn. Sein Auge ist unverbraucht, frisch und fest. Gewohnheitsmäßig wandert es am Himmel entlang, auch jetzt, wo noch reichlich „Dreck in der Luft“ herumschwimmt. Ich trete auf das schmale Sprungbrett hinaus, um in der schrägen Abendsonne eine Aufnahme zu machen. Als ich fertig bin, sagt der Leutnant und lacht:

„Schade, daß Sie nicht hineingefallen sind. Ich lauerte schon drauf, Sie zu retten. Die Rettungsmedaille muß ich mir noch verdienen. Boelcke hat sie schon, für einen kleinen Franzosen, den er 'mal aus dem Wasser gezogen hat. Ich hätte ihm nicht erlaubt, auch Sie noch zu retten. Wir hätten erst am Ufer einen Ringkampf ausgefochten, wer das Recht hat, ins Wasser zu springen. Derweile wären Sie natürlich längst ertrunken.“

„Wahrscheinlich hätte ich vorgezogen, mich selber zu retten. Ohne jeden Anspruch auf irgendeine Medaille. Übrigens welche von Ihren Auszeich-

Digitized by Google

nungen hat Sie nun am meisten gefreut, Herr Boelcke?"

Er besinnt sich einen Augenblick. „Na, der Pour le mérite war doch eine feine Sache." Er sagt es mit einem Anflug von Verlegenheit.

„Und der Hauptmann?"

„Den habe ich erst aus der Zeitung erfahren. Die dienstliche Zustellung kommt noch."

„Aber die Bezüge?"

„Die kriege ich schon. Hauptsache!"

Ich will mich verabschieden. „Schade, daß ich Ihnen nicht mein Kino zeigen kann. Meine Leute arbeiten dran, es wird in den nächsten Tagen fertig, dort drüben, in einer Scheune. Das Bauen macht mir Spaß, und die Leute sind so dankbar für ein wenig Unterhaltung. Am Donnerstag ist Eröffnung. Wenn Sie kommen wollen?"

So ganz und gar hat also der Flieger den früheren Pionierleutnant doch noch nicht untergekriegt. Natürlich verspreche ich zu kommen, wenn ich kann. Schon um dabei zu sein, wenn, möglicherweise, der Kinodirektor plötzlich seinen Fokker besteigen muß, um ein paar fürwitzige Luftspione nach Verdun zu jagen.

Lebensbilder bedeutender Persönlichkeiten des Krieges.

General Graf Cadorna.

Mit 1 Abbildung.

Der italienische Oberbefehlshaber Graf Luigi Cadorna entstammt einer sehr angesehenen und um das junge Italien hochverdienten Familie. Sein Onkel, Graf Carlo Cadorna (geboren 1809), war jener bekannte Kultusminister Cavours, der das Schlagwort von der freien Kirche im freien Staat geprägt und durchgeführt und der Karl Albert von Savoyen im Kriege gegen Österreich an die Front begleitet und nach der Niederlage von Novara (1849) den Waffenstillstand abgeschlossen hat. Die Stadt Pallanza, wo die aus dem piemontesischen stammende Familie Cadorna sich schließlich niedergelassen hatte, hat ihm zu Ehren ein schönes Denkmal errichtet. Luigis Vater, Graf Raffaele Cadorna (geboren 1815), war dagegen Soldat und ein Günstling des Königs Viktor Emanuel I. Als Major focht er an der Seite der Franzosen in der Krim, als toskanischer Kriegsminister unterdrückte er zwei blutige Aufstände. Vor allem hat er sich aber dadurch einen Namen gemacht, daß er seinem Könige die endgültige Hauptstadt verschaffte, indem er am 20. September 1870 in die Porta Pia Bresche schießen ließ und in Rom einrückte. Graf Luigi Cadorna ist 1850 in Pallanza geboren und verlebte seine Kindheit in einem schön gelegenen Landhause am Lago Maggiore. Hier wurde er am Neujahrstage des Jahres 1856 entführt, indem Mose Brughera, der Sohn des Hausverwalters, ihn verschleppte, um sich für die Entlassung seines Vaters zu rächen und zugleich von den geängstigten Eltern ein Lösegeld zu erpressen. Die Mutter, die sich allein im Hause befand, war aber eine tapfere Frau und ließ sich nicht ins Bockshorn jagen, sondern bot sofort Gendarmen und die Bauern aus der Umgebung zur Verfolgung auf, an der sich auch der am nächsten Tage auf die Hiobspost hin zurückgekehrte Vater beteiligte. Währenddem irrte der junge Cadorna, nur von Kastanien und Wasser sich ernährend, mit seinem Peiniger im Walde herum, und es gelang ihm schließlich, mit Hilfe angerufener Bauern, ohne daß ihm ein Leid geschehen war, über die Schweizer Grenze zu entwischen, wo der Vater ihn abholte und in die Arme der vor Aufregung erkrankten Mutter zurückführte. In dem zarten Alter von 10 Jahren trat Luigi Cadorna in die Militärschule von Mailand ein, und schon 1865 übersiedelte er als Fünfzehnjähriger auf die berühmte Militärakademie von Turin. Schon damals gab sich deutlich sein lebhafter und eigenwilliger Charakter zu erkennen, brachte ihn wiederholt mit den strengen Regeln der Anstalt in Widerspruch und trug ihm zahlreiche Bestrafungen ein. Noch heute erinnert sich der General gern daran, daß er einmal im Winter so lange drunnen mußte, daß seine Finger zu klamm waren, um die Schüssel zu fassen, in der ihm seine kärgliche Gefangenenkost gereicht wurde. Aber seine wissenschaftliche Ausbildung hat unter derartigen Erlebnissen nicht gelitten. Der Jüngling entwickelte vielmehr eisernen Fleiß und eine glühende Begeisterung für die Kriegswissenschaften, beschäftigte sich nebenbei auch gern mit philosophischen Werken. So konnte er die Leutnantsprüfung als erster bestehen.

Der achtzehnjährige Leutnant kam zur Division von Florenz, an deren Spitze sein Vater stand. Als dieser dann mit der Expedition gegen Rom betraut wurde, hätte sich dem jungen Cadorna eine erwünschte Gelegenheit geboten, den Krieg aus eigener Anschauung kennen zu lernen, aber der Vater nahm ihn trotz aller Bitten nicht mit ins Feld, weil er den Vorwurf der Begünstigung fürchtete. Luigi Cadorna, der 1875 zum Hauptmann aufrückte, ist dann viel im Generalstab tätig gewesen. Aus dieser Zeit stammen eine ganze Reihe von ihm verfaßter Einzelschilderungen über die verschiedenen italienischen Grenzgebiete. Sie sind besonders auch deshalb interessant, weil Cadorna in ihnen alle Offensiv- und Defensivmöglichkeiten an der Grenze bei einem künftigen Krieg ins Auge faßt. Von nun an ging es mit seiner militärischen Laufbahn in glänzendem Aufschwunge ungewöhnlich rasch vorwärts. Schon mit 31 Jahren wurde er Major und erhielt die Führung eines Bataillons. Von dieser Zeit her rührt der steigende Einfluß, den Cadorna auf die Ausbildung des heutigen italienischen Offizierkorps gewonnen hat. Er hielt nämlich aus eigenem Antrieb für die jungen Offiziere seines Regiments kriegswissenschaftliche Vorträge, die, von den Vorgesetzten anfangs nur geduldet, allmählich zu einer ständigen Einrichtung wurden und für die taktische und strategische Schulung des jungen Nach-

Digitized by Google

wuchses steigende Bedeutung erlangten. 1892 trat Cadorna als Oberst an die Spitze des 10. Bersaglieri-Regiments, das er in eiserner Zucht hielt und zu einer Musterttruppe der italienischen Armee machte. Mit diesem Regiment führte er bei den Königsmanövern in den Abruzzen unter den schwierigsten Verhältnissen außerordentlich geschickt eine entscheidende Umgehung des Feindes durch, die damals in Fachkreisen viel besprochen wurde und die allgemeine Aufmerksamkeit auf ihn lenkte. Als Generalstabschef des Florentiner Korps faßte er das Ergebnis seiner taktischen Studien im Rahmen einer kleinen Schrift zusammen, die bald in der gesamten italienischen Armee Einlaß fand. 1905 wurde er mit der Führung der Division von Ancona betraut, die er 1907 mit der von Neapel vertauschte. Schon damals war er nach dem Rücktritt Salettas für die Leitung des Großen Generalstabs in Aussicht genommen. Indessen zerschlug sich dieser Plan, und Cadorna rückte dafür 1910 als Generalleutnant zum Befehlshaber des Armeekorps von Genua auf. Schon im nächsten Jahre hatte er hier Gelegenheit, seine Befähigung zum Heerführer zu beweisen, indem er bei den Königsmanövern die blaue Partei darstellte und zum Siege führte. Er wurde deshalb, da in Italien im Frieden ein höherer Rang als der eines Generalleutnants nicht verliehen wird, wenigstens offiziell als zukünftiger Armeeführer in Aussicht genommen. Das Jahr 1914 brachte ihm dann die Ernennung zum Chef des Großen Generalstabs und damit überreiche Arbeit, denn es galt, mit eiserner Hand Ordnung in ziemlich verlotterte Verhältnisse zu bringen und das italienische Heer zu dem zu machen, was es heute ist. Cadorna, der seit 1881 mit der Marquise Johanna Balbi aus Genua vermählt ist, ist ein äußerst fleißiger Arbeiter, und man rühmt ihm neben großer Geistesgegenwart namentlich hohe Anpassungsfähigkeit und ein geradezu wunderbares Gedächtnis nach. Seine Schriften zeichnen sich durch Scharfsinn, Wirklichkeitsempfinden und kräftigen Stil aus. Sein Äußeres hat nichts von einem Paradegeneral an sich, und sein Antlitz zeigt durchaus nicht die harten Linien der meisten Heerführer. Das Alter hat weder seine Haare gebleicht, noch seine Gestalt gebeugt.

Interessant dürfte es sein, wie Cadornas Gegner am Isonzo, General Boroevic, über den Italiener urteilt: „Wenn wir gerecht sein wollen, müssen wir sagen, daß Cadorna zwar ein Mann von großen Fähigkeiten und strategischen Ideen, daß er aber nicht Herr seiner eigenen Entschlüsse ist. Er besitzt in hohem Grade militärische Talente und Scharfsinn, aber seine Ideen stehen unter dem Einflusse der Politik und sind dem Schrei der Politiker untergeordnet. Görz, das Cadorna um jeden Preis zu nehmen wünscht, ist vom militärischen Standpunkte aus das Blut nicht wert, das seinetwegen vergossen wird. Cadorna weiß das selbst sehr gut, er weiß aber auch, daß

General Graf Luigi Cadorna.
Nach einer Federzeichnung von M. Zimmerer.

die Eroberung von Görz für die Zwecke der Stimmungsmache gefordert wird. Bei Beurteilung der militärischen Leistung darf auch nicht vergessen werden, daß uns der Vorteil von 15 Monaten intensivster Kriegserfahrung zur Verfügung steht, während für Cadorna die wahre Schule des Krieges eigentlich erst beginnt. Wieviel Veranlagung ein Militär auch als theoretischer Stratege in der Kriegsschule zeigen mag, die Dinge auf dem modernen Schlachtfelde sind doch oft ungemein verschieden von der Theorie. Übrigens hat Cadorna schon jetzt viel gelernt, und ähnliches kann man auch von seinen Truppen sagen." K. F.

Die Mittel des Krieges.

Unsere Pioniere als „Wegebahner".

Von **Paul Otto Ebe.** Mit 4 Abbildungen.

Oberst Müller, der weithin bekannt gewordene schweizerische Stabsoffizier, der unsere Westfront bereiste, schildert als Neutraler im „Bund" unparteiisch unsere deutschen Pioniere. Er meint: „Was die deutschen Pioniere in diesem Feldzuge leisten, im Eisenbahnbau, im Wiederherstellen von Bahnen, Straßen und Brücken, in Befestigungswerken und in technischen Arbeiten aller Art, welche, wo es sein muß, mit Todesverachtung unter dem feindlichen Feuer ausgeführt werden, ist

Digitized by Google

unerreicht und unübertroffen. Es wird einst in der Kriegsgeschichte einen hervorragenden und ehrenvollen Platz einnehmen. Es steckt eine unerschöpfliche Arbeitskraft und ein nie erlahmender Arbeitsgeist in dieser Truppe. Nichts ist ihr zu viel, keine Aufgabe ihr zu hoch gestellt. Im Kugelregen und im Granatenhagel tut sie ihre Arbeit mit der gleichen Ruhe und Selbstverständlichkeit, wie auf dem Übungsplatz und in der Friedensgarnison."

Nicht aus Zufall stellt der Oberst die aufbauende, erhaltende Tätigkeit der Pioniere, der „Wegebahner", an den Anfang seines begeisterten Lobes! So seien auch an dieser Stelle zunächst diejenigen Dienstzweige des Pionierdienstes näher besprochen, die sich nicht mit der Zerstörung und dem Abbau befassen, sondern die dazu dienen, bei rastloser Arbeit neue Werte erstehen zu lassen, oder vorhandene Werte noch wertvoller zu machen, zum Nutzen des Heeres und seiner rückwärtigen Verbindungen.

zwecke durch rasch hergestellte Kolonnenwege, die zumeist querfeldein erkundet, gezeichnet und hergerichtet werden müssen. Die Pioniere der Vorhut können bei diesen Arbeiten nötigenfalls verstärkt werden durch Angehörige aller Waffen, die infolge ihrer Ausrüstung mit tragbarem Schanzzeug, sowie infolge der Ausbildung ihrer Offiziere im Wegeerkunden und in einfachen Pionierarbeiten schnell erreichbare, brauchbare Mitarbeiter sind.

Im Stellungs- und Festungskampf, ferner bei den Truppenteilen hinter der Kampffront sind die Ansprüche an gute Wegeverhältnisse noch erheblich gesteigert, da die Benutzung länger dauert. Doch lassen sich die Forderungen auch hier gut bewältigen, da ein längeres Verweilen an Ort und Stelle gründlichere Arbeiten vorzunehmen gestattet, da die Handwerkszeuge und Baustoffe leichter zu beschaffen sind, und weil als Mitarbeiter nicht nur wenig Soldaten, — die der höhere Führer im Bewegungskampf der

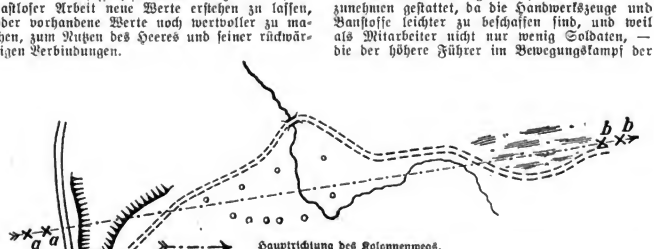


Abb. 1. Beispiel für Benutzung von Laternen zum Einhalten der allgemeinen Wegerichtung beim Erkunden und Festlegen eines Kolonnenwegs durch unübersichtliches Gelände.

Der heutige Krieg zeigt täglich, wie sehr die Beweglichkeit eines Heeres und seines riesigen Nachschubes von den Wegeverhältnissen abhängt. Selbst anfänglich gut erhaltene Straßen werden bei längerer Benutzung, bei starker Belastung, etwa durch schwere Artillerie oder Armeelastzüge und bei ungünstiger Witterung sehr schnell gänzlich oder wenigstens streckenweise unbrauchbar, wenn sie nicht rechtzeitig ausgebessert und ständig beaufsichtigt werden. Bei der Ausführung von großen Heeresbewegungen, sei es Vormarsch oder Rückzug, sei es im Kampf um befestigte Feldstellungen, um Festungen, oder im Etappengebiete, ist es deshalb von größter Bedeutung, für die Erhaltung des bestehenden Wegenetzes Vorsorge zu treffen.

Die gründliche Instandsetzung verdorbener Straßen, Neuanlage von Wegen und eine gründliche Wegebesserung erfordert viel Zeit, zahlreiche Arbeitskräfte, entsprechende Handwerkszeuge und nahe Materialienlager, sowie eine geschulte Leitung der Arbeit. Es kann sich also im Bewegungskriege mit seinem steten Drang nach vorwärts nur um kleinere, kurzfristige Arbeiten handeln. Derartige Aufgaben sind: flüchtige Wegeverbesserungen und Ergänzung des Wegenetzes für Gefechtslinie nur ungern entzieht—, sondern außer Etappentruppen auch Armierungsbataillone und die Zivilbevölkerung des besetzten Gebietes in Betracht kommen.

Nachdem in Vorstehendem die Bedeutung und die allgemeinen Grundsätze für das Bahnen und Bessern der Wege erörtert wurden, sei nachfolgend näher auf die Ausführung im einzelnen eingegangen. Das oben schon erwähnte Beispiel der Neuanlage eines Kolonnenweges im Bewegungskriege erfordert zunächst eine eingehende Wegeerkundung. Alle Wege führen bekanntlich nach Rom. Aber nur einer ist meist der kürzeste. Diesen gilt es zu finden! Doch müssen der Zweck des Weges, die Deckungsverhältnisse gegen Sicht und Feuer des Feindes, die Bodenbeschaffenheit, die Steigungsverhältnisse und der Umfang der erforderlichen Arbeiten dabei berücksichtigt werden. Bei dunkler Nacht oder in schwierigem Gelände ist die Wegeerkundung oft ein wagemutiges Kunststück. Soll beispielsweise in der genau bezeichneten Marschrichtung ein neuer Kolonnenweg angelegt werden, so kommt es zunächst darauf an, diese Richtung genau festzuhalten, was nach der Karte, nach dem Stand der Sonne, nach den Sternen, nach dem Kompaß oder mit feind-

Digitized by Google

wärts abgeblendeten Laternen geschehen kann. (S. Abb. 1.) Sodann muß der beste Weg gesucht werden. Es ist nötig, links die Einsenkung zu umgehen, an einer günstigen Stelle den Bach zu überschreiten, das sumpfige Gelände in einem Umweg nach rechts zu meiden und den Windungen des rech-

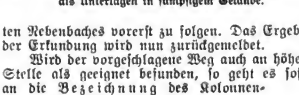


Abb. 2. Stegglied mit Stroh-, Strauch- oder Rohrbündeln als Unterlagen in sumpfigem Gelände.

ten Nebenbaches vorerst zu folgen. Das Ergebnis der Erkundung wird nun zurückgemeldet.

Wird der vorgeschlagene Weg auch an höherer Stelle als geeignet befunden, so geht es sofort an die Bezeichnung des Kolonnenweges. Diese ist unbedingt nötig, um den Truppen ein nächtliches Abirren in die Sümpfe, Steinbrüche und Wälder zu ersparen. Man bezeichnet den Weg für die Nacht durch ein weißes Richtband, durch Leuchtfarbe oder durch Laternen. Letztere sind so hoch anzubringen, daß sie von den eigenen Truppen weithin gesehen werden können. Die Leuchtfarbe hebt sich von Baumstämmen, Wegzeigern und Hecken gut ab. Das weiße Band oder weiße Wimpel an Leinen werden am Boden alle 20 Meter weit befestigt oder ebenfalls an Bäumen angebracht. Kreuzende Pfade werden mit Ästen verlegt, um Irrtümer auszuschließen. An zweifelhaften Punkten stehen ferner Richtposten, die als Auskunftsbüro und lebende Wegweiser nach dem Nachbarposten dienen. Auch bei Tage erweist sich oft eine Bezeichnung der Kolonnenwege als nützlich. Man bestreicht, ähnlich wie an Touristenwegen, Bäume, Wege, Steine mit Farbe oder

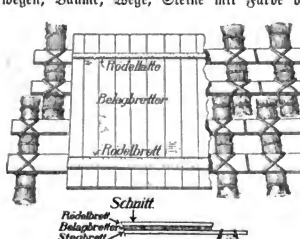


Abb. 4. Steg für Pferde im Weichland.

Kreide, man bindet Fähnchen oder Leinwandstücke an, knickt Äste ab, haut Bäume um oder errichtet hohe Stangen mit Strohwischen oder ganzen Strohbündeln. Ist Schneefall eingetreten, so wird der Weg über die Schneefelder durch angekohlte Pfähle bezeichnet, die sich aus der blendenden Landschaft weithin abheben.

Reicht die Zeit, so wird der Kolonnenweg nunmehr „hergerichtet". Er wird nach Möglichkeit geebnet, damit auch die Dunkelheit die marschierende Truppe nicht aufgehalten wird. Zu diesem Zwecke werden steile Erdränder abgestochen, Gebüsche umgehauen und größere Steine beseitigt. Zäune und Mauern werden durchbrochen, Gräben werden verflacht oder mit Erde, Strauch und Knüppelholz aufgefüllt. Die Wegbreite muß betragen: für Infanterie in Marschkolonne drei bis vier Meter, bei Verkehr nach beiden Richtungen etwa sechs Meter. Nicht unbeträchtliche Arbeit bringen Furten mit sich. Es sind dies Stellen, wo ein Bach oder ein kleiner Flußlauf ohne Gefahr durchwatet werden kann. Bei gutem Untergrund und mäßiger Strömung darf die Was-

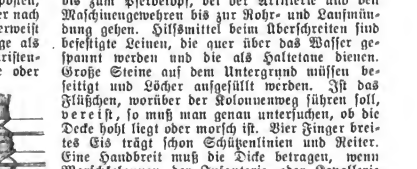


Abb. 3. Rollbahn aus Läuferstoff mit Tragekuppeln und Laufbrettern.

fertiefe für die Infanterie einen Meter betragen. Es geht den Mannschaften also bis zu den Patronentaschen. Bei der Kavallerie darf das Wasser bis zum Pferdekopf, bei der Artillerie und den Maschinengewehren bis zur Rohr- und Laufmündung gehen. Hilfsmittel beim Überschreiten sind befestigte Leinen, die quer über das Wasser gespannt werden und die als Haltetaue dienen. Große Steine auf dem Untergrund müssen beseitigt und Löcher aufgefüllt werden. Ist das Flüßchen, worüber der Kolonnenweg führen soll, bereift, so muß man genau untersuchen, ob die Decke hohl liegt oder morsch ist. Vier Finger breites Eis trägt schon Schützenlinien und Reiter. Eine Handbreit muß die Dicke betragen, wenn Marschkolonnen der Infanterie oder Kavallerie darüber gehen sollen. Die Feldartillerie braucht eine Eisdecke von der Dicke einer Handspanne. Doch können Eisdecken durch Überlegen von Strauch, Schilf, Brettern, tragfähiger gemacht werden. Auch kann man auf die Bildung der erforderlichen Eisstärke einwirken, indem man bei Frostwetter durch Übergießen von Wasser das Gefrieren vermehrt und beschleunigt. Die Glätte wird durch aufgestreuten Sand oder Asche beseitigt.

Eine nicht zu unterschätzende Arbeit ist das Bahnen des Kolonnenweges durch Weichland, die im jetzigen Kriege, besonders in den russischen Sümpfen oft mustergültig ausgeführt wurde. Es handelt sich bei Sumpfland stets darum, den Druck, der durch das Körpergewicht des überschreitenden Mannes entsteht, auf eine möglichst große Fläche zu verteilen. Dazu dienen eine Menge Behelfsmittel, von denen schon die einfachsten im Be-

Digitized by Google

wegungskrieg Rettung aus schwierigen Umständen bringen, während die zeitraubenden Mittel im Stellungskampf unentbehrlich sind. Aus eigener Kriegserfahrung kann ich berichten, daß mehrere Infanteriekompagnien, die beim Angriff in den sumpfigen Niederungen der Maas einzusinken drohten, sich durch Versenken der großen Heuhaufen retteten, die überall aufgeschichtet waren. Diese gaben für die kurze Zeit der Benützung eine brauchbare Unterlage. Ähnlich wird mit Strauch bestandenes Weichland mit Seitengewehr und Beil rasch ausgeholzt und das gewonnene Strauchwerk als Druckverteiler beim Überschreiten der weichen Stellen verwendet. Tragfähiger und auch bei unbestaubenem Weichland anzuwenden sind Bretterstege nach Abb. 2.

Muß diese Arbeit angesichts des Feindes erfolgen, so werden die einzelnen Glieder des Steges in rückwärtigen Deckungen angefertigt, im Marschmarsch vorgetragen und an Ort und Stelle aneinander gefügt. Ist der Untergrund nicht allzu weich, so führt auch eine Rollbahn nach Abb. 3, die aus requirierten Teppichen und Läufern besteht, zum Ziele. Für Pferde ist dieser Übergang allerdings nicht zu brauchen. Man baut deshalb in diesem Falle besser einen Steg nach Abb. 4.

(Schluß folgt.)

Vermischtes.

Eine Heldentat. An dem Baumgang südöstlich des Bahnhofes „Klenaf", nur etwa 500 Schritte von ihm entfernt, steht die 3. Batterie des 10. österr.-ungar. Feldkanonenregiments mit der serb. Artillerie in erbittertem Kampfe. Auf einmal erfolgt vom Bahnhof her ein furchtbares Gekrach, das selbst das Gebrüll der Geschütze übertönt. Eine riesenhafte Feuergarbe schießt himmelauf. Was ist geschehen? In den vollbeladenen Munitionszug auf dem Bahnhof hat ein feindlicher Granatvolltreffer eingeschlagen.

Der getroffene Wagen steht jetzt in hellen Flammen, das Feuer greift wütend um sich, mit höllischem Knall fliegt bereits der zweite Wagen in die Luft. Der ganze überaus wertvolle, mit Kleingewehr- und Geschützmunition vollgepfropfte Zug scheint bis auf die letzte Patrone verloren.

Da erbittet sich der Fähnrich i. d. Res. Dr. Eduard von Abrudbánya von seinem Hauptmann die Erlaubnis, einen Versuch zur Rettung des Zuges wagen zu dürfen. Der Hauptmann, der das Gefecht seiner Batterie zu leiten hat und seinen Platz nicht verlassen darf, ist nur halbwegs mit dem tollkühnen Plan seines Fähnrichs einverstanden, man schickt seine Leute nicht gern in den sicheren Tod. Aber zu langer Überlegung bleibt keine Zeit. Schon stürzt Fähnrich von Abrudbánya auf den rauchumhüllten Bahnhof zu, zwei seiner Fahrkanoniere und ein Korporal der Nachbarbatterie folgen ihm freiwillig nach.

Der prasselnde, Tod und Verderben speiende Zug hat bereits alles Menschliche aus seiner Nähe verscheucht, vom Bahnhofspersonal ist niemand mehr da, der Lokomotivführer liegt tot neben dem Geleise und der Heizer hat mit der Lokomotive den Bahnhof verlassen. Zum Glück ist er noch nicht weit; in rasendem Lauf wird die Maschine eingeholt, der Fähnrich schwingt sich hinauf und gibt den Befehl, sofort in den brennenden Bahnhof zurückzukehren. Mittlerweile sind bereits 6 Wagen von den Flammen erfaßt, in ganzen Schwaden prasseln glühende Geschoßteile, einem sturmgepeitschten Funkenregen vergleichbar, nach allen Seiten durch die Luft und mit solcher Wucht und Heftigkeit, daß man in weitem Umkreis die Wirkung verspürt. Nun geraten die gierig zischenden Flammen auch an die große Munition der schweren Feldhaubitzen, der ganze Bahnhof ist nur noch ein glühender Krater voll Rauch und Flammen, Getöse und Todesgefahr. Fähnrich von Abrudbánya aber will retten, was zu retten ist, für ihn gibt es kein Zurück mehr, das Leben ist nun einmal eingesetzt, es gilt das Spiel zu gewinnen. Und wie ein Wunder hört es sich an, daß es dem kühnen jungen Mann gelingt, nicht weniger als 14 der aufs Höchste gefährdeten Munitionswagen loszukoppeln und mit der Maschine in Sicherheit zu bringen. Welch kostbare Menge an Munition diese 14 Wagen bedeuten, braucht nicht näher ausgeführt zu werden. Aber noch immer glaubt der tapfere Fähnrich nicht alles getan zu haben, kaum hat er die Wagen verborgt, so kehrt er nochmals in den bereits auf allen Seiten brennenden Bahnhof zurück mit der Absicht, die in den Speichern aufgestapelten Munitionsvorräte ebenfalls zu sichern. Aber hier erwies sich selbst ein Opfermut, wie der seinige vergeblich, eine undurchdringliche Flammenwand läßt niemanden mehr an die Gebäude heran. — Der tapfere Fähnrich ward alsbald zum Leutnant befördert und erhielt außerdem noch eine Auszeichnung.

Der Untergang der „Queen Mary". Drüben steht der Feind. Scharf sich vom hellen Nachmittagshimmel abhebend, kommt die Linie der sechs englischen Schlachtkreuzer näher. Noch erscheinen sie dem Auge als kleine, zierliche Schiffchen, ein Spielwerk für Kinder. Aber das schäumende Wasser um ihren Bug und der schwarze Rauch ihrer Schornsteine verraten das innere Leben der Riesenschiffe, die Englands ganzer Stolz sind. Fünf deutsche Schlachtkreuzer stehen gegen sechs Engländer.

Bei uns blitzt die erste Salve auf. Detonationen rollen über das Wasser. Alles feuert.

Das Schiff bebt unter den gewaltigen Entladungen der eigenen Geschütze. Bis in den fernsten Winkel erzittert es unter dem Aufschlag der feindlichen Geschosse. In die Sehschlitze des Kommandostandes dringt gelber, beißender Rauch, gegen die Panzerwände schmettern zackige Splitter. Der schwere Kommandostand wankt unter der Wucht des Anpralls. Man taumelt. Aber das Auge darf nicht vom Fernglas, darf den Gegner nicht verlieren. Was gäbe man nicht darum, die

Digitized by Google

ersten Zeichen der eigenen Feuerwirkung beim Feind zu sehen!

Da! Was ist das? Hingezaubert steht eine gigantische Erscheinung am Horizont, wo doch eben noch unser Gegner war. Ein gewaltiges Naturereignis, ein Vulkanausbruch, so scheint's. Gelb und braun wirbelt es in die Höhe, Hunderte von Metern hoch, durchleuchtet und durchflammt von rotem Feuerschein. Immer höher steigt die Wolke von Rauch und Glut am Himmel. Große Trümmer wirbeln rechts und links und stürzen in weitem Bogen in die See zurück.

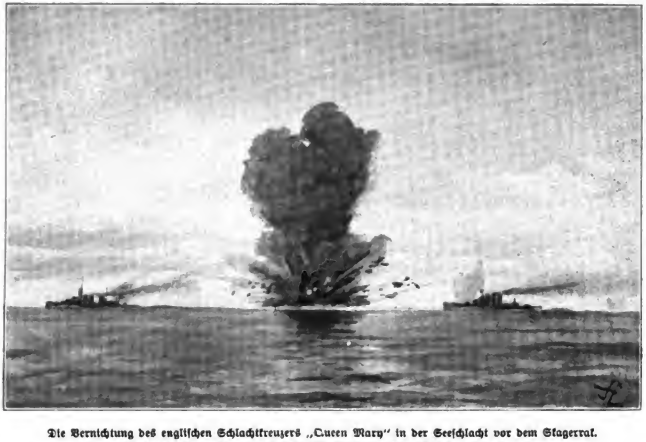
Einen Herzschlag lang steht alles starr. Unerhörtes ist geschehen, Niegesehenes ward Ereignis!

Ein Aufblitzen, ein Donnerschlag, und zwölfhundert Menschen, Feinde zwar, aber doch Menschen wie wir, gingen in den Tod. Der stolze Schlachtkreuzer „Queen Mary", unser Gegner in der feindlichen Linie, ist vernichtet; durch einen Treffer in die Pulverkammer im Bruchteil einer Sekunde in Stücke zerrissen.

Ein Kommando unterbricht die Stille des Augenblickes: „Zielwechsel rechts! Auf das nächste Schiff der feindlichen Linie!" Von neuem donnern unsere Geschütze. Und durch alle Fernsprecher und Sprachrohre, von Mund zu Mund dringt die Kunde vom Erfolge unserer Waffen bis zum letzten Matrosen oder Heizer, beantwortet von einem brausenden Hurra!

H.

Etwas aus dem Sprachschatz unserer Marine. Wie das Landheer, so hat auch die Marine ihre eigene Sprache, die sich durch charakteristische und eigentümliche Bezeichnungen der einzelnen Schiffsteile, Berufstätigkeit und Arbeiten an Bord auszeichnet, und deren Bedeutung den mit Seemannssprache und Seemannsdialekt nicht vertrauten „Landratten" oft unverständlich ist. Wenn das Schiff seinen Kurs ändert, so nennt der Seemann dies „Abdrehen", es treibt dagegen ab, wenn es durch Wind und Wellen aus seiner Fahrtrichtung getrieben wird. Ein feindliches Schiff „kommt auf", d. h. es kommt im Horizont auf, wird sichtbar, es kommt näher. Begegnen sich zwei Schiffe verschiedener Nationalitäten, so grüßen sie sich durch Hoch- und Niedersenken der Flagge; man nennt dies „dippen". Eine Flotte bildet eine „Dwars(quer)linie", wenn sämtliche Schiffe nebeneinander mit gleichem Kurs fahren; folgen sie jedoch hintereinander im Gänsemarsch, so bezeichnet dies der Seemann mit „Kiellinie". Für die an Bord übliche Mahlzeit, die gewöhnlich aus feingehacktem Pökelfleisch mit Kartoffelbrei, Zwiebeln und Gewürz besteht, hat man den eigentümlichen Namen „Labskaus". Befehle werden auf dem Schiff meist durch das Sprachrohr vermittelt, was man „peien" nennt. Ertönt an Bord der Ruf „Warschau", so ist damit keineswegs die Hauptstadt Polens gemeint, sondern der Matrose weiß, daß dies für ihn soviel wie Achtung, Vorsicht! bedeutet.



Die Vernichtung des englischen Schlachtkreuzers „Queen Mary" in der Seeschlacht vor dem Skagerrak. Nach dem Aquarell eines Schlachtteilnehmers an Bord S. M. S. Seydlitz.

Österreichisch-ungarische Feldhaubitzen im Gebirge. Zu den Geschützen, deren Tätigkeit auf allen Kriegsschauplätzen eine außerordentlich erfolgreiche war, sind in erster Linie die Haubitzen zu zählen; sie gehören zur mittelschweren Artillerie des Feldheeres und haben dank ihrer steileren Flugbahn und ihres größeren Kalibers gegenüber den Feldkanonen manchen Vorzug. Ihr Rohr ist zudem wesentlich kürzer wie das der gewöhnlichen

Digitized by Google

Feldgeschütze, doch verursacht andererseits die erheblich schwerere Bauart beim Transport größere Schwierigkeiten. Daß diese indes selbst im Gebirgskrieg keine Rolle spielen, zeigt unser Bild, auf dem eine Batterie schwerer 15 cm-Haubitzen unserer tapferen österreichisch-ungarischen Bundesgenossen feuerbereit im waldigen Felsgebiet des Ortlers steht. Die österreichisch-ungarischen Heere haben sich dieser Art von Geschützen in allen Abschnitten dieses Krieges ebenfalls mit den ausgezeichnetsten Erfolgen bedient. Das schwerere 15 cm-Kaliber ist das gebräuchlichste, wenn es gilt, feindliche befestigte Stellungen zu beschießen, bei denen die Flachbahngeschütze der Feldartillerie

Eine österreich.-ungar. 15 cm-Haubitzenbatterie in Feuerstellung im Gebirge. Das Geschütz im Vordergrund fertig zum Abfeuern.

mit ihren mehr von vorn, statt von oben gegen das Ziel wirkenden Projektilen versagen würden.

Einige Entfernungen auf dem ostgalizischen und wolhynischen Kriegsschauplatz. Die festen Plätze Luzk, Dubno und Rowno, die das wolhynische Festungsdreieck bilden, sind durchschnittlich 40—60 km voneinander entfernt und durch Eisenbahnlinien verbunden, die eine rasche Herbeischaffung von Truppen aus der Richtung Kiew (345 km) ermöglichen. Über Dubno—Brody führt die Bahn nach Lemberg, das mit dem Schnellzug in 1½ Stunden zu erreichen ist. Etwas weniger weiter hat man von Lemberg nach Tarnopol, dem Hauptort des noch von den Russen besetzten Teiles Ostgaliziens. Czernowitz, die Hauptstadt der Bukowina, ist von Lemberg 210, von Tarnopol 135 und von Luzk 280 km entfernt. Nur 6 Wegstunden trennen es von der russischen wie rumänischen Grenze, die etwa 20 km unterhalb Czernowitz bei Nowoselitza am Pruth zusammenstoßen. Das heißumstrittene Sadagora am rechten Pruthufer ist noch 15 km von Czernowitz selbst entfernt, während Zaleszyki mit dem wichtigen Dnjestrbrückenkopf 40 km in nördlicher Richtung zu suchen ist.

Über den Mut. Gibt es Mut? Ich sage nein. Es gibt Pflichtgefühl und Vaterlandsliebe und Ehrgeiz und Stolz und den Rausch des Kämpfens und Vorwärtsstürmens und in kurzen Augenblicken ein mächtig aufwallendes Gefühl heißen Zornes; es gibt Kaltblütigkeit und Abstumpfung gegen Gefahren. Damit werden die sogenannten Heldentaten verrichtet, und die schönsten, reinsten sind noch die aus dem Pflichtgefühl fließenden. Wie es mit dem Mut bestellt ist, weiß nur, wer einmal sterbenseinsam, ungesehen von Freund und Feind, in großer Gefahr geschwebt hat. Dann vergißt man Pflicht und Vaterlandsliebe und Ehrgeiz und den Rausch des Kampfes, und alle Stumpfheit gegenüber der Gefahr fällt ab. Es bleibt ein armes, um sein Leben bettelndes Menschenkind. Alle Kompliziertheiten des Denkens und Fühlens gehen auf in dem einen Wunsch: Rettung. (Genug mit der Andeutung. Erzählt man davon, so ist es schon halb nicht mehr wahr.)

Mut wäre die Verneinung des Selbsterhaltungstriebs, die Negation alles Lebens, ein Gipfel von Unlogik. Wozu brauchen wir die Phantasmagorie „Mut", da wir mit ihren Surrogaten Pflichtgefühl, Vaterlandsliebe, Ehrgeiz, Stolz und allen Veräußerungen und Verquickungen dieser Surrogate so gut auskommen, daß wir mit ihnen Europa in Schach halten?

Mut ist Negation, Feigheit aber ein Negativum: Mangel an Pflichtgefühl, an Impulsen des Ehrgeizes, des Stolzes, der Vaterlandsliebe. Keine Eigenschaft, sondern ein Fehlen von Eigenschaften. Hemmungsloses Hingegebensein an den Selbsterhaltungstrieb.

Es gibt keinen Mut und keine Feigheit. Dennoch: ein Schuft und ein Schwächling, wer nicht seine Schuldigkeit tut! Mag er ruhig mit den Schimpfnamen des Feiglings gebraudmarktet werden.

(Ich bin darauf gefaßt, für diese Ketzereien gründliche Lästerung zu erfahren.)

Reinh. Weer.

Digitized by Google

Der Sammler

Aus der literarisch-graphischen Abteilung der großen Stuttgarter Kriegs-Ausstellung.

(Mit 4 Abbildungen nach Originalen aus dem Besitz der Kgl. Hofbibliothek in Stuttgart)

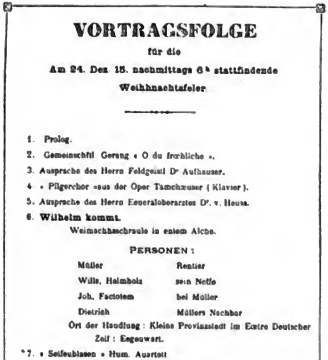
Schon in den ersten Tagen des Krieges wurde es den Fachleuten klar, daß eine Hochflut graphischer Erzeugnisse über uns hereinbrechen würde. Zeitungen und Zeitschriften vermehrten ihren Umfang, in allen Ländern entstanden neue Kriegszeitungen und Kriegszeitschriften, Tausende von Broschüren, Flugblättern, Bildern, Postkarten, Karikaturen, tauchten auf, Landkarten, Plakate, Bilderbücher und Bilderbogen wurden in den vom Weltkrieg betroffenen Ländern gedruckt. Neue Briefmarken erschienen allenthalben. Dazu kam sofort die riesenhafte Produktion der neutralen Staaten. Und an den Fronten wuchsen Kriegs- und Feldzeitungen wie Pilze aus der Erde. Trotz alldem aber gab es nur wenige

Abb. 1. Titelseite einer englischen Hetzzeitschrift. Das Bild spielt an auf Churchills Worte von den Ratten, die die englische Flotte in ihren Löchern ausgraben werde.

Abb. 2. Generalissimus Joffre symbolisiert als der Napoleon des Weltkriegs, worauf der Schatten des großen Korsen hindeutet. (Nach einer französischen Postkarte.)

Fachleute, die mit klar vorausschauendem Blick die Wichtigkeit einer umfassenden Kriegssammlung erkannten und sich sofort ans Werk machten. Unter diesen ist in erster Linie Professor Dr. K. v. Stockmayer zu nennen, der Vorstand der Kgl. Hofbibliothek in Stuttgart, der alles daran setzte und mit regem Eifer sich bemühte, eine graphische Kriegssammlung ersten Ranges anzulegen. Außer dem oben Erwähnten kamen dann noch die zahlreichen Schöpfungen und Erzeugnisse auf unmismatischem Gebiet hinzu; es stellten sich, aus der Not der Zeit geboren und durch die wirtschaftlichen Maßnahmen der Regierungen und kommunalen Organisationen bedingt, weiterhin ein die mancherlei Dinge, die mit der Fürsorge für die Bevölkerung im Zusammenhang stehen und deren greifbarste Ausdrucksmittel die Lebensmittelmarken und -Bücher sind. Kein Wunder, daß die Sammlung bald einen größeren Umfang annahm, als man hatte voraussehen können. Da war es

Digitized by Google



VORTRAGSFOLGE

für die

Am 24. Dez 15. nachmittags 6h stattfindende

Weihnachtsfeier

1. Prolog.
2. Gemeinschftl Gesang « O du fröhliche ».
3. Ansprache des Herrn Feldgeistl Dr Aufhauser.
4. « Pilgerchor »aus der Oper Tannhäuser (Klavier).
5. Ansprache des Herrn Esseraloberarzten Dr. v. Hoesa.
6. **Wilhelm kommt.**

Weihnachtsschwank in einem Akte.

PERSONEN :

Müller	Rentier
Wilh. Holzbolz	sein Neffe
Joh. Factotem	bei Müller
Dietrich	Müllers Nachbar

Ort der Handlung : Kleine Provinzstadt im Exitre Deutscher Zeit : Gegenwart.

7. « Seifenblasen » Hum. Auftritt
8. « Abschied der Gladiatoren » von Fucik.

Abb. 3. Das Programm zu einer Weihnachtsfeier; stammt vermutlich aus der Gegend von Bapaume.

denn die rührige Kommunale Vereinigung Stuttgarts, die sich nunmehr mit der Kgl. Hofbibliothek in Verbindung setzte und schließlich die Veranstaltung einer großzügig angelegten Ausstellung all dieser Dinge erreichte. Die Vorbereitungen waren schon sehr weit gediehen, als auch das Rote Kreuz in Stuttgart die Absicht kund gab, eine große Kriegsausstellung zu veranstalten, in der in erster Linie neben Kriegs-Beutestücken das Sanitätswesen im Krieg, sodann Fürsorgeeinrichtungen, Kriegsgeräte und Ausrüstungsstücke aller Art nebst vielem, vielem andern zum Besten seiner Pfleglinge ausgestellt werden sollten. Es gelang, eine Vereinigung der beiderseitigen Absichten zu erreichen. Vor kurzem ist nun das Werk in gemeinsamer Arbeit durchgeführt. Nach anderen Großstädten hat jetzt auch Stuttgart seine umfassende und sehenswerte Kriegsausstellung. Und in ihr bildet die literarisch-graphische Abteilung, die im ersten Stock der Gewerbehalle untergebracht ist, einen äußerst wertvollen Bestandteil. Der rastlosen Tätigkeit des Vorsitzenden der Kommunalen Vereinigung, E. Beesenmayer, Professor an der Stuttgarter Kgl. Technischen Hochschule, und des als Fachmann auf künstlerisch-graphischem Gebiet bekannten Schriftstellers Dr. Herm. Wurz, denen sich noch eine Reihe freiwilliger Mitarbeiter zugesellten, ist es zu danken, wenn hier etwas ebenso Eigenartiges, wie in seltener Weise Vollständiges geschaffen werden konnte. Natürlich ist es bei dem trotz seiner Ausdehnung immerhin beschränkten Platze gänzlich unmöglich gewesen, alles, was die Veranstalter im Verein mit der Kgl. Hofbibliothek zusammengebracht haben, auf einmal auszustellen. Deshalb ist man auf den trefflichen Gedanken gekommen, in den einzelnen Gruppen der Ausstellung zeitweilig einen Wechsel vorzunehmen, so daß den Besuchern der Ausstellung immer wieder Neues vor Augen geführt und noch manche Überraschung bereitet werden kann.

Nun nun auch unseren Lesern einige Kenntnis von der Fülle der hier angesammelten Schätze zu vermitteln, werden in den Nummern unseres Sammler sortan einige Schilderungen Aufnahme finden, die vom Guten das Beste in Wort und Bild behandeln sollen. Wir beginnen heute damit, einiges zufällig Herausgegriffene zu zeigen, künftig sollen die einzelnen Abteilungen in systematischer Folge an die Reihe kommen. Da ist zuerst einmal das Titelblatt einer Nummer des bekannten engl. Hetzblattes John Bull (Abb. 1) vom Oktober 1914, das in seinem Bild eine Anspielung auf das bekannte Wort Churchills von den Ratten, die John Bull ausgraben will, darstellt. Als weitere Probe möge die franz. Postkarte (Abb. 2) dienen, auf der General Joffre, als der Siegreiche, nur vom Schatten Napoleons überragte, dargestellt ist. Vielleicht ist es auch nicht ganz nur Zufall, daß die Karte in blutrotem Druck erschien. — Ein originelles Gruß von der deutschen Front ist die Vortragsfolge (Abb. 3) für eine Weihnachtsfeier, die vermutlich in der Gegend von Bapaume stattgefunden hat. Das Blatt dürfte ein Unikum sein, denn es wimmelt von Druckfehlern, bei denen man im Zweifel sein kann, ob sie durchaus unfreiwilligen Ursprungs sind. Möglicherweise hat aber auch der Typenkasten der Druckerei versagt und die primitive Herstellung trägt die Schuld daran. — Eine Abteilung für sich nehmen in der Kriegssammlung der Stuttgarter Hofbibliothek die mit mehr oder weniger Kunst und Geschmack teils von Verlagsdruckereien herausgegebenen Gedenkblätter ein. Man sieht da mancherlei, über das man seine eigenen Gedanken haben kann. Als einfaches, dabei ebenso würdiges wie stimmungsvolles Erinnerungsblatt darf ohne Zweifel das angesprochen werden, das hier als Abb. 4 in etwa halber Naturgröße wiedergegeben wird. Auf dem gelblichen Büttenpapier nimmt sich die Zeichnung, deren Urheber Kunstmaler Nicolaus-Stuttgart ist, recht wirkungsvoll aus. Man sieht, die Heldenehrung kann auch mit einfachen Mitteln eine durchaus würdige sein.

—z—

Abb. 4. Ein stimmungsvolles würdiges Gedenkblatt an einen in den Argonnen gefallenen Helden.

Digitized by Google

r U

Zuckerfab

Digitized by Google

Digitized by Google

Nicht der Frieden ist der Güter höchstes, sondern die Friedenssicherheit. Ein Frieden, der von der Hand in den Mund lebt und an den Chancen des künftigen Krieges zehrt, ist sicherlich schlimmer als der Krieg selbst. Gustav Freytag.

Chronik des Krieges.

Vom 25. Mai bis 11. Juni 1916.

25. Mai. Links der Maas rennen Turkos vergeblich gegen Höhe 304 an. Östlich des Flusses macht der deutsche Angriff gute Fortschritte über die Thiaumont-Schlucht hinweg. Ergebnisloser französischer Gasangriff nordwestlich Reims. — Die Österreicher und Ungarn erfechten einen bedeutenden Sieg nördlich Asiago und setzen auch den Vormarsch gegen Arsiero erfolgreich fort. — Ein österreichisches Tauchboot beschießt die Hochöfen der Insel Elba.

26. Mai. Erfolgreiche Minenkämpfe in den Argonnen. Die Franzosen mühen sich vergeblich mit der Zurückeroberung von Cumières ab. Auch rechts der Maas, wo sie in den letzten Tagen 2000 Gefangene einbüßten, fechten sie unglücklich. — Deutsche Flieger belegen die russische Flugstation auf der Insel Oesel abermals mit Bomben. — Die Italiener greifen am Krn und Monte Sief vergeblich an, verlieren dagegen das Panzerwerk Casa Ratti und die Vorstellungen auf der Nordseite von Asiago. — Scharmützel in Albanien. — Je ein englisches und französisches Torpedoboot fallen an der nordafrikanischen Küste Minen zum Opfer. — Glänzendes Ergebnis der 4. österreichisch-ungarischen Kriegsanleihe.

27. Mai. Erfolge deutscher Erkundungsabteilungen in der Champagne. Französische Angriffe auf „Toter Mann" und Dorf Cumières scheitern. — Die Österreicher und Ungarn bemächtigen sich auf italienischem Boden des Panzerwerks Cornolo und der Talsperre Val d'Assa. — Vordringen der Bulgaren im Strumatal.

28. Mai. Schwere Geschützkämpfe beiderseits der Maas. — Fortschritte der Österreicher und Ungarn gegen die Italiener im Raum von Asiago und im Posinatal. — Vorpostengefechte an der beßarabischen Front.

29. Mai. Lebhafte Feuerkämpfe auf der ganzen Westfront. Südlich Cumières werden ausgedehnte französische Stellungen genommen und dabei 1350 Gefangene eingebracht. Auch östlich der Maas werden Fortschritte erzielt. — Russische Vorposten erleiden eine Schlappe bei Lipsk an der Schischara. — Eroberung des Panzerwerks Punta Corbin bei Arsiero durch die k. u. k. Truppen. Heftige italienische Gegenangriffe südlich Bettale werden abgeschlagen. — Deutsche und bulgarische Streitkräfte besetzen den Rupel-Paß.

30. Mai. Erfolgreiche Patrouillengefechte bei Neuve Chapelle und südlich Cumières. — Erhöhte Artillerietätigkeit an der beßarabischen Front. — Einnahme von Asiago und Arsiero durch die Österreicher und Ungarn. Auch wichtige Höhenstellungen und der Ort Gallio werden erstürmt. Italienische Gegenstöße bei Bettale scheitern. Die Gesamtbeute der gegen Italien gerichteten Offensive beläuft sich nunmehr auf über 31 000 Gefangene, 313 Geschütze, 148 Maschinengewehre, 22 Minenwerfer.

31. Mai. Großer Seesieg der deutschen Hochseeflotte über die englische zwischen Skagerrak und Horns Riff. Die Engländer verlieren 1 Großkampfschiff, 4 Schlachtkreuzer, 4 Panzerkreuzer, 1 kleinen Kreuzer, 3 Zerstörerführerschiffe, 1 Unterseeboot und mindestens 8 Torpedobootszerstörer. Zahlreiche weitere Schiffe, darunter ein zweites Großkampfschiff, werden erheblich beschädigt. Auf deutscher Seite sinken das Linienschiff „Pommern", der Schlachtkreuzer „Lützow", die kleinen Kreuzer „Wiesbaden", „Elbing", „Rostock" und „Frauenlob" und 5 Torpedoboote. Gleichzeitig wird in der Humber-Mündung ein englischer Zerstörer durch ein deutsches Tauchboot versenkt. — Die wütenden Angriffe westlich der Maas verschaffen den Franzosen einen Teilerfolg am Südhang der Höhe „Toter Mann". — Zunehmende Kampftätigkeit an der wolhynischen und beßarabischen Front. — Weitere Fortschritte der Österreicher und Ungarn im Gebiete von Asiago und Arsiero. Die italienischen Gegenangriffe werden überall abgewiesen. — Scharmützel am Doiran-See. — Türkischer Sieg über die Russen bei Mamachatun.

1. Juni. Starke englische Angriffe bei Givenchy und französische auf dem Westufer der Maas werden verlustvoll abgewiesen. Die deutschen Truppen erstürmen den Caillettewald; 2000 Gefangene, 3 Geschütze, 23 Maschinengewehre. — Die russische Artillerietätigkeit an der beßarabisch-wolhynischen Front steigert sich zum Trommelfeuer. — Weiteres Vordringen der Österreicher und Ungarn auf italienisches Gebiet, wo der Monte Barco und das Südufer des Posinabaches genommen werden. — Patrouillenkämpfe mit den Italienern an der unteren Vojusa (Albanien). — Im Zentrum der Kaukasusfront werden die Russen von den Türken 20 km weit zurückgetrieben.

2. Juni. Die englischen Stellungen bei Zillebeke (südöstlich von Ypern) werden von den Deutschen genommen. Glückliche Erkundungsgefechte westlich der Maas. Östlich der Maas

Digitized by Google

werden die Franzosen erneut geschlagen und ihnen das Dorf Damloup entrissen. — An der beßarabisch-wolhynischen Front setzen russische Infanterieangriffe ein. — Abwehr feindlicher Gegenstöße auf dem italienischen Kriegsschauplatz. — Weitere Fortschritte der Türken im Zentrum der Kaukasusfront, wo die Höhen von Mamachatun genommen werden.

3. **Juni.** Englische Gegenangriffe bei Ypern werden abgeschlagen. Gute deutsche Fortschritte auf dem östlichen Maasufer. — Beginn einer starken russischen Offensive an der beßarabisch-wolhynischen Front. — Sieg der Österreicher und Ungarn über die Italiener auf der Linie Monte Cengio-Asiago; 5600 Gefangene, 3 Geschütze, 11 Maschinengewehre.

4. **Juni.** Fortgesetzte englische Gegenangriffe südöstlich Ypern bleiben ergebnislos, ebenso französische zwischen dem Caillettewald und Damloup. Vorpostengefechte nördlich Arras, östlich Albert und bei Altkirch. — Auf der ganzen österreichisch-ungarischen Nordostfront ist eine heftige Schlacht entbrannt. Alle russischen Angriffe werden abgewiesen. — Weitere Erfolge der Österreicher und Ungarn auf italienischem Gebiet.

5. **Juni.** Der englische Panzerkreuzer „Hampshire“ wird westlich der Orkneyinseln vernichtet; dabei findet Lord Kitchener mit seinem ganzen Stab seinen Untergang. — Französische Angriffe auf dem östlichen Maasufer brechen zusammen. — Die österreichisch-ungarischen Truppen müssen bei Okna 5 km weit zurückgenommen werden. An allen anderen Punkten scheitern die wütenden russischen Angriffe. — Auf dem italienischen Kriegsschauplatz ist eine Gefechtspause eingetreten, die durch rege Tätigkeit der k. u. k. Flieger ausgefüllt wird. — Tod Nuanschikais.

6. **Juni.** Englische Stellungen bei Hooge werden genommen. Erstürmung der Panzerfeste Vaux durch die deutschen Truppen, wobei 700 Gefangene gemacht und zahlreiche Geschütze und Maschinengewehre erbeutet werden. Auch südwestlich des Dorfes Damloup werden neue Fortschritte erzielt. Alle französischen Gegenangriffe schlagen sowohl westlich wie östlich der Maas unter schweren Verlusten fehl. — Die österreichisch-ungarischen Truppen werden von den Russen von der oberen Putilowka in den Raum von Luck zurückgedrängt. An allen anderen Punkten scheitern die russischen Angriffe unter schweren Verlusten. — Auf dem italienischen Kriegsschauplatz wird der Busi-Bollo von den Österreichern und Ungarn genommen. — Erfolgreiche Fortsetzung der türkischen Offensive im Zentrum der Kaukasusfront. Die Russen werden bis Aichkala zurückgetrieben und auch aus den Mariaubergen verjagt.

7. **Juni.** An der Maas heftige Artilleriekämpfe. — Erfolgreiches Erkundungsgefecht gegen die Russen bei Kunawa. In Wolhynien ziehen sich die Österreicher und Ungarn auf neue Stellungen am Styr zurück. An der Strypa werden mehrere russische Angriffe abgewiesen. — Weiterer Raumgewinn der k. u. k. Truppen auf der Hochfläche von Asiago.

8. **Juni.** Rechts der Maas dauern die erbitterten Kämpfe an und nehmen einen für die Deutschen günstigen Verlauf. — Die Russen werden bei Kolki, nordwestlich Tarnopol und am Dnjestr zurückgeschlagen. — Zwei weitere italien. Bergstellungen werden von den Österreichern und Ungarn genommen. — Artilleriegefecht zwischen deutschen Vorpostenbooten und feindlichen Seestreitkräften an der flandrischen Küste. — Griechenland wird durch die englische Blockade zur Demobilisation gezwungen. Norwegen fügt sich dem englischen Kohlenzwang.

9. **Juni.** Westlich der Feste Vaux wird ein starkes französisches Feldwerk erobert; 500 Gefangene, 3 Geschütze, 29 Maschinengewehre. Patrouillengefechte am Hartmannsweiler Kopf. — Weitere schwere Kämpfe an der österreichisch-ungarischen Nordostfront. An der unteren Strypa werden die k. u. k. Truppen vom Ost- auf das Westufer zurückgedrängt. — Vorstöße der Italiener zwischen Etsch und Brenta scheitern, dagegen erzielen die Österreicher und Ungarn einen Teilerfolg am Tolmeiner Brückenkopf.

10. **Juni.** Beiderseits der Maas heftige Artilleriekämpfe. Vorpostengefecht östlich Markirch. — Glückliches Erkundungsgefecht gegen die Russen südöstlich Krewo. Die Russen erzwingen den Übergang über den Styr, werden dann aber wieder mit einem Verlust von 1500 Gefangenen zurückgeworfen. Auch die bei Tarnopol von ihnen erzielten Erfolge gehen wieder verloren; dagegen müssen die Österreicher und Ungarn in der nordöstlichen Bukowina unter dem starken Drucke der russischen Übermacht den Rückzug antreten. — Den Italienern wird der Monte Lemerle entrissen. — Ein großer italienischer Hilfskreuzer mit Truppen an Bord wird durch ein österreichisches Tauchboot in den Grund gebohrt. — Sturz des Kabinetts Salandra.

11. **Juni.** Glückliches Erkundungsgefecht nördlich Perthes. — Die Armee Bothmer wirft die Russen in erfolgreichem Gegenangriff nordwestlich Buczacz zurück und macht dabei über 1300 Gefangene. Die Österreicher und Ungarn setzen ihren Rückzug in der Bukowina unter heftigen Nachhutsgefechten fort und schlagen einen russischen Umgehungsversuch westlich Kolki und einen starken Angriff östlich Wisniowczyk zurück. Erbitterte Kämpfe bei Tarnopol. — Vergebliche Angriffe der Italiener an den Dolomiten, sowie zwischen Brenta und Etsch. Bombardement von Mestre durch österreichische Wasserflugzeuge. — Weiteres siegreiches Vordringen der Türken im Zentrum der Kaukasusfront. Im Schwarzen Meere werden 5 russische Munitionsschiffe durch ein Tauchboot versenkt. — Die Franzosen besetzen die Insel Thasos.

Digitized by Google

Illustrierte Kriegsberichte.

Die Schlachten im Artois und in Französisch-Flandern.

Von Anton Fendrich. Mit 6 Abbildungen.

I.

Lille, die Hauptstadt von Französisch-Flandern, die noch der alte Festungsbaumeister Vauban mit einem schweren Wallring umgeben hatte, war am 12. Okt. 1914 durch ein sächsisches Armeekorps genommen worden. Um drei Uhr nachmittags hatte der Sturm begonnen, und als der Abend hereinbrach, eilten französische Radfahrer mit weißen Fahnen durch die Straßen und geboten den Ihren im Auftrag des Kommandanten die Waffen zu strecken. So hatten sich unsere Truppen rasch in den Besitz dieses Knotenpunktes von neun großen Eisenbahnlinien gesetzt, der die belgisch-französische Grenze zwischen der Schelde und der Lys beherrscht. Das Herzwerk der nordfranzösischen Industrie, eine schwerreiche Großstadt voll farbigen Treibens, war nun deutsch. Die dem Sturm vorausgegangene Beschießung hatte manches stolze Haus in einen Trümmerhaufen verwandelt, und besonders um das große Theater herum ragte manche kahle Giebelwand mit öden Fensterhöhlen ihre Spitze in die Luft. Aber schon nach wenigen Wochen war Lille wieder zu vollem Leben erwacht und die deutscheste Hauptstadt des Besetzungsgebiets geworden. Unter den zahlenden Händen Tausender von Feldgrauen regte sich Handel und Wandel bald wieder, um die alte Festung aber zog sich schon nach zwei Monaten ein neuer Ring von Gräben und Stacheldrahtverhauen, die dem Feind das Wiedernehmen verleideten.

Langsam rückten im Spätherbst die deutschen Truppen westwärts und drückten das sich

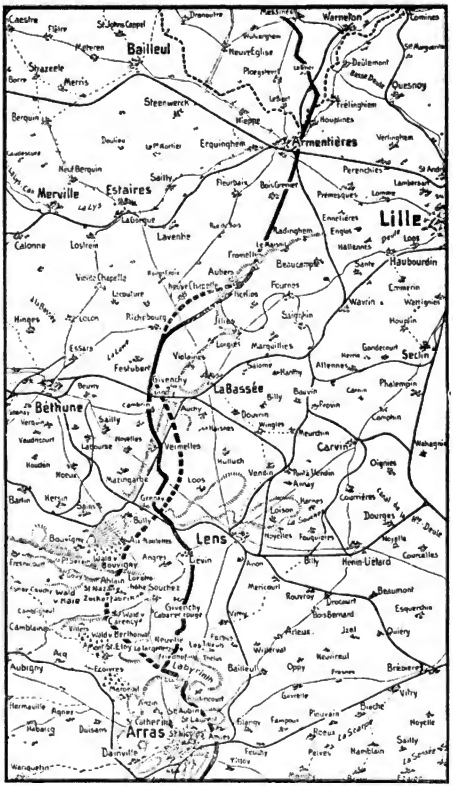


Abb. 1. Das Kampfgebiet im Artois und in Französisch-Flandern zwischen Arras und Armentières. Die punktierte Linie bezeichnet den Frontverlauf der Deutschen vom 9. Mai 1915, die andere den Verlauf der Front am 1. Februar 1916.

Digitized by Google

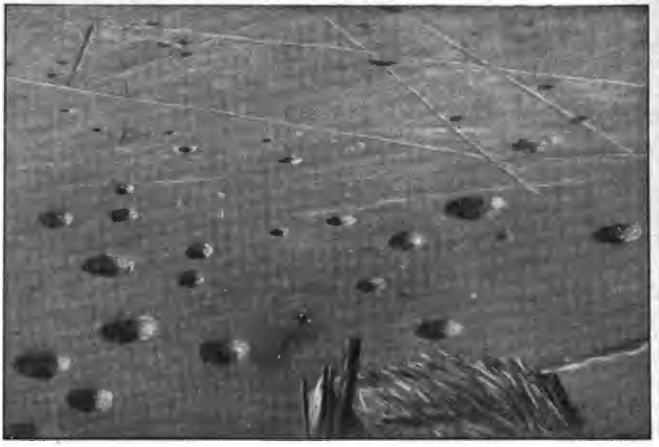


Abb. 2. Geschoßlöcher auf einem Kohlenschutt-Ablagerungsfeld in Nordfrankreich zwischen Lens und Loos. Die Geschosse sind einfach, ohne zu explodieren, in den Schutt versunken. (Nach engl. Darstellung.)

hier ansammelnde Völkergemisch bis auf wenige Kilometer vor die große französische Kohlenstadt La Bethune zurück. Denn die Tore der anderen Weltteile hatten sich geöffnet und führten unseren Feinden jetzt das verschiedenfarbigste Menschengesindel als Verbündete zu, gelbe und braune und schwarze, Marokkaner und Senegalneger, Südindier und Shiks aus dem Himalaja. Noch waren es die ersten Wochen des Stellungskrieges und die Frontlinie schwankte noch unruhig hin und her. Freund und Feind tasteten vorerst einmal nach den gegenseitigen Kräften. Erst der 20. Dezember brachte den ersten stärkeren Vorstoß der Deutschen bei dem gänzlich verlassenen Dorfe Festubert. Dort waren die englischen Schützengräben nur 40 Meter von den deutschen entfernt. Am frühen Morgen hatte sich die Lawine der Feldgrauen unwiderstehlich in die englischen Gräben hineingewälzt. Die Inder kämpften dort mehrere Stunden lang, nicht nur wie die Wilden, sondern als Wilde, aber auf ihre Messerstiche gaben die Unseren die Antwort mit deutschen Handgranaten. In den nördlich und südlich von Festubert liegenden Dörfern wurde in jedem Haus Leib an Leib gekämpft. Schon dachten die Unseren, Meister zu sein, da rückten am Nachmittag englische Verstärkungen heran, und jetzt brach die kritische Stunde des Tages an. Engländer — nachdem man sich den ganzen Morgen mit ihren dunklen Sklaven hatte schlagen müssen — diese kamen aber den badischen Infanteristen gerade gelegen. Ein Sturzbach wutentbrannter Feldgrauer schwoll gegen die Söldner des Erzfeindes heran. Sie wurden zusammengehauen. Zwei Regimentern französischer Territorialtruppen, die von der Seite her anrückten, ging es nicht besser. Am Abend des 20. Dezember lagen 3000 Leichen vor der deutschen weit vorgerückten Front. Und in diesen dunkeln Dezembertagen war es auch gewesen, oben bei Givenchy, wo zwei deutsche Musketiere, die Schwarzwälder Friedrich Sänger und August Schäuble, allein im Kugelregen aufrecht und unerschütterlich, als ob sie kugelfest wären, hinüber in den feindlichen Schützengraben gingen, die Gewehre herumdrehten und nach dieser ersten Arbeit 17 Franzosen gefangen nahmen.

Und dann gab es noch einmal, am 25. Januar, dort unten einen zweiten schweren Schlag. Unter Gesang griff deutsche Infanterie bei La Bassée die festungsartigen Stellungen der Engländer an. Aus einer großen Ziegelei hatten sich die Briten ein regelrechtes Fort gebaut, das uneinnehmbar schien. In einer Frontbreite von

Digitized by Google

1200 Metern wurde die Stellung in wenigen Stunden überrannt und allen Gegenangriffen zum Trotz gehalten. Der Sieg erfüllte unsere Truppen mit um so mehr Stolz, als sie englische Garde vor sich gehabt hatten, und die kämpfte bis zum letzten Atemzug. Deswegen türmten sich vor unseren Stellungen hohe Haufen englischer Leichen, während nur wenig über hundert der mächtigen Gestalten sich als Gefangene abführen ließen.

Ähnliche kleinere Vorstöße, wie diese beiden, gelangen dann und wann noch einmal in dem nun kommenden Frühjahr, aber das waren alles keine Schlachten, sondern nur Kämpfe, geführt zur Erkundung der Stärke des Gegners. Nach und nach kam Ruhe in die Frontlinie. Man lag sich gegenüber, man kannte sich, und man wartete den Tag ab, wo der Feind seinerseits seinen großen Schlag, nämlich den Durchbruch und die „Reinigung" der heiligen französischen Erde von den „Barbaren" versuchen würde.

Der seltsame Landstrich, durch den südwestlich von Lille bis hinab nach Arras die Frontlinie in zittrigen Kurven und Zacken gegen Süden verlief, zerfällt landschaftlich und strategisch in zwei Teile. Das „Niederland" um La Bassée herum, wie es die weiter östlich in den fruchtbaren Feldern des Lystales wohnenden Franzosen nennen, war noch zu Zeiten des ersten Napoleon ein unwegsames Sumpfgebiet, in dem die wenigen Bauern von Stein zu Stein springen mußten, wie heute noch in der Bretagne. Jetzt sind aus den großen in den Morast versenkten Steinen, die damals die einzigen Pfade bildeten, breite schwer gepflasterte Straßen mit hohen Pappeln- und Ulmenalleen geworden. Ein Gemisch von Ackerbau und Industrie überzieht das Land, Pferdeweiden wechseln mit Rübenfeldern ab, und zwischen den langgestreckten Dörfern der Bergleute türmen sich Schlackenberge. Über einem Gewirr kleiner Kanäle und einem dichten Netz von Hüttenbahnen fließt der hochgelegene Schiffahrtskanal von Lille über La Bassée und Bethune nach Westen, wie ein glitzerndes Band über dem schwarzen Land. Vom Süden her aber winken die Höhen von Vimy und Notre Dame de Lorette. Zwischen den langgestreckten flachen Hügelrücken dehnen sich traute Tal- und Wiesengründe und in den Flanken der Höhenzüge sind große Dörfer eingebettet. Über der ganzen

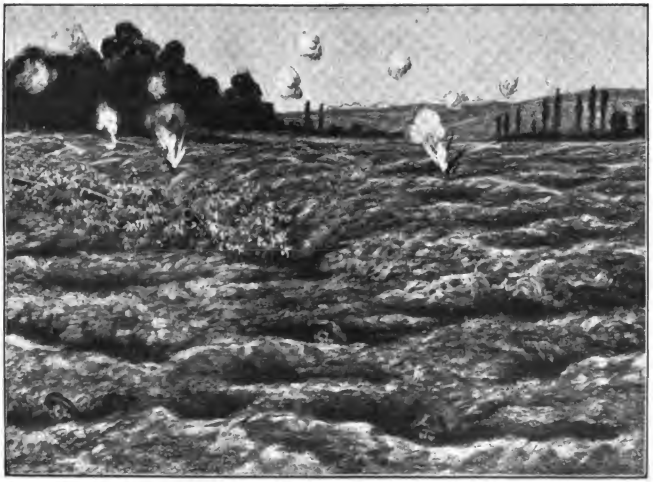


Abb. 3. Alpenjäger, eingegraben in einem Zuckerrübenfeld in Nordfrankreich. Die Geschütze sind durch Zweige verdeckt. (Nach einem französischen Vorbild gezeichnet.)

Digitized by Google

hier so andern Welt aber erhob sich bis zum Herbst des Jahres 1914, als die ersten deutschen Reiterpatrouillen hier ihre Pferde grasen ließen, wie ein Symbol die Kapelle Unserer lieben Frau von Loretto, rings umgeben von großen Bäumen. Und mehr als für irgendeine andere Stellung der langen Kampffront vom Meer bis zu den Alpen opferten sich die Soldaten der antiklerikalen Republik für dieses Heiligtum des alten monarchischen Frankreich. Der Lorettoberg im Artois ist aber auch für die deutschen Truppen, am meisten jedoch für die badischen Regimenter, zu einem Opferhügel geworden, dessen furchtbar schöner Name auch nicht in Menschenaltern verschwinden wird aus den Gedanken Tausender von deutschen Familien.

Die Gigantenschlachten rings um diese Hügelwelt und auf der ganzen Front von Arras bis nach Armentières begannen am 9. Mai 1915. Das war ein überklarer, schon sommerlich heißer Sonntag. Die Franzosen hielten in diesem ganzen Kriege immer darauf, ihre großen Angriffe auf Sonntage zu verlegen. Die Lorettohöhe mit ihrem senkrecht zu den zwei Fronten gestellten Rücken lag schon seit den ersten Maitagen in schwerem Rauch- und Pulverdampf. Das waren die einzigen Schatten, welche die großen Ereignisse ahnen ließen. Seit Wochen hatten die Unseren vergebens die feindlichen Stellungen nachts mit Leuchtkugeln nach Patrouillen abgesucht. Der Feind ließ keinen Mann mehr aus den Gräben, der, gefangen, zum Verräter hätte werden können. Auch das Wetter war den Franzosen günstig. Wolkendunst und Nebel verhinderte die Aufklärung durch Flieger und so vermochte der Feind zu seinen dreieinhalb Armeekorps ein viertes zuzuziehen, ohne daß es beobachtet werden konnte. Um was es sich bei dem Angriff handelte, das verriet deutlich genug der Armeebefehl des Generals Joffre: „Nichts ist erreicht, wenn der Feind nicht endgültig geschlagen wird." In breiter Linie sollte die deutsche Front durchstoßen, Belgien befreit und der Krieg an den Rhein getragen werden. Um seine Truppen zum letzten Mut anzufeuern, teilte der Generalissimus die Stärke seiner Artillerie mit. „Wir sind viermal so stark als der Feind und haben eine Artillerie so furchtbar, wie sie nie auf einem Schlachtfeld erschienen ist." Er hatte nicht übertrieben, der oberste Heerführer des Feindes. Diese Artillerie stand zu ihrem größten Teil hinter den Abhängen des Mont St. Eloy mit seinen zerschossenen weißen Türmen. Von dort an feuerte das schwere feindliche Geschütz auf die deutschen Gräben vom Platz der einstigen Wallfahrtskapelle herab bis nach Roclincourt. Am 6. Mai steigerte sich der Kanonendonner. Aber seit Sonnenaufgang am Tage des 9. Mai bezeichnete eine nicht mehr zusammensinkende schwarze Wand aus Dreck und Feuer die in scharfen Bogen die Höhenränder umfassenden deutschen Stellungen bis hinab in den Wiesengrund von Carrency und von dort über La Targette nach Ecurie. Dieses Feuer steigerte sich bis gegen 9 Uhr zu einem wahren Höllensturm. Die platzenden Granaten erschienen wie Feueressen in der schwarzen Wolkenwand und rissen große Erdschollen und Riesenbrocken von weißem Kalkgestein in die Höhe, die beim Herabstürzen alles unter sich zermalmten. Die Unterstände brachen zusammen, die Brustwehren stürzten ein. Zwischen dem Trommelfeuer der schweren Geschütze wüteten die Minenwerfer mit ihren halbzentnerschweren Melinitbomben. Die Explosionen der Tausende geschleuderter Geschosse zerschmolzen zu einem einzigen gigantischen Aufruhr, gegen den der Donner eines Sturmgewitters wie Kinderspiel erschien. So ließ der Feind vier und eine halbe Stunde lang seinen schwersten Kriegssplitz über die Höhen und über die einstigen Wiesengründe gehen. Als alles wie umgewühlt war, da platzten im letzten Augenblick zwischen La Targette und Ecurie zahllose Minen, die einen ohrbetäubenden Lärm machten und aus zehn Meter Tiefe ihre Erdfontänen gegen den Himmel schleuderten. Dann, punkt 9 Uhr, war auf einmal alles still. Die deutschen Artilleristen, die bei den Trümmern des Schlößchens La Folie standen, sahen hinter dem Wäldchen südlich von Carency Tausende von Bajonetten aufblitzen. Der Sturm begann.

Die Spitzenregimenter gelangten in einem wie von Flügeln getragenen Ansturm ungehindert bis zwischen die Trümmer des einstigen, über zweihundert Meter tiefen, deutschen Stacheldrahtnetzes. Da brandete die Menschenwelle auf und Hunderte von wagrecht gehaltenen Bajonetten wühlten sich jetzt in die Erde. Deutsche Maschinengewehre hatten aus den verschütteten Gräben heraus zum größten Entsetzen des Feindes, der dort nichts Lebendes mehr vermutete, zu ratern begonnen. Ein wirres Stürzen und Zusammenbrechen zerschossener Menschenleiber war die Folge. In einer Viertelstunde lagen vor den Stellungen von zwei deutschen Regimentern über dreitausend französische Leichen. Da flutete, als eine höhere Welle alle Leichenhaufen überschwemmend, das ganze 20. und 33. Armeekorps der Franzosen heran, und zwischen den

Digitized by Google

Abb. 4. Angriff eines englischen Regiments auf die deutschen Stellungen bei Givenchy.

Der Angriff brach an den starken Drahthindernissen vor den deutschen Stellungen, die trotz des furchtbaren vorbereitenden englischen Artilleriefeuers nicht gelitten hatten, zusammen. Erklärung: 1, 2 Engl. Schützengräben mit der Bedeckungsmannschaft. 3. Vordere Linie der deutschen Stellung. 4. Zweite Linie der deutschen Stellung. 5. Verbindungsgraben. 6. Richtung des Angriffs auf den linken Flügel der deutschen Stellung. 7. Richtung auf den rechten Flügel der deutschen Stellung. 8. Wurfbrücke zur Überwindung der Drahthindernisse. 9. Verwund. engl. Offizier, der von einem Sanitätssoldaten verbunden wird. 10. Der kommandierende Oberst, verwundet, leitet von einem Granatloch aus den Angriff. 11. Zusammenbruch des Angriffs auf dem rechten Flügel der Engländer. 12. Zusammenbruch des Angriffs auf dem linken Flügel. 13. Maschinengewehre der Deutschen im Feuer. 14. Zerschossene Häuser, davor und daneben weitere deutsche Maschinengewehre im Feuer. 15. Deutsche Drahthindernisse. 16. Zerschossene Kapelle. 17. Kleiner Obstgarten. 18. Zurückkriechender Verwundeter. 19. Richtung nach Neuve Chapelle. 20. Die Hügelkette von Givenchy. Nach engl. Angaben gezeichnet von J. Thiele.

Digitized by Google

Käppis der französischen Infanteristen leuchteten die roten Mützen einer marokkanischen Division. Eine solche wandelnde Mauer werfen auch deutsche Maschinengewehre nicht um. Die Reste der niederrheinischen Landwehr und der bayrischen Chevauxlegers, die sich in den vordersten Gräben zwischen La Targette und Ecurie gehalten hatten, wurden von der übermacht überrannt. Ein Regimentsoberst fiel schwer verwundet in die Hände des Feindes. Auf ihrem Weg nach Nordosten stauten die feindlichen Angriffsmassen noch einmal vor zwei Batterien südlich vor Souchez aufgestellter deutscher Geschütze. Erst als der letzte deutsche Kanonier neben den heißgeschossenen Rohren niedergesunken war, wälzte sich die dichte dunkle Mauer weiter, den Höhen von La Folie zu. Der Durchbruch schien gelungen.

Oben auf der Lorettohöhe hatte der Feind den dort liegenden Badenern die Ehre angetan, sie drei Stunden länger als die andern Stellungen unter seinem Höllenfeuer zu halten. Punkt halb zwölf Uhr gingen auserlesene Jägerbataillone des 21. Armeekorps zum Sturm vor, am von den Badenern aus ihren Erdhöhlen heraus mit den Kugelsensen niedergemäht zu werden. Nach heldenhaftem Widerstand zogen sich die Unseren um nur 150 bis 200 Meter zurück auf ihre zweite Linie und ließen die Chasseurs keinen Schritt mehr weiter kommen. Da sahen sie drunten am Carency-Bach starke Abteilungen von pluderhosigen Zuaven und Fremdenlegionären den Bach durchwaten, die Talmühle Malon stürmen und die Lorettohöhen von Süden her bedrohen. Es war zwölf Uhr, als auch hier der Durchbruch gelungen schien. In einer Breite von vier und in einer Tiefe von drei Kilometern war alles Land zwischen Neuville, Carency und Souchez in Feindeshand. Schon wälzten und würgten sich Zuaven mit den Resten unserer Besatzung in dem Grabengewirr des Labyrinths südlich von Neuville, als es auf einmal wie ein begeisterter Feuerateni durch alles ging, was feldgrau war. Was hieß jetzt übermacht, wenn man sie nicht durchlassen wollte?! Die Bayern holten die heimische Waffe, das Stoßmesser, aus ihren Stiefeln. In Neuville stürzten sich ein Pionierleutnant mit zwei Leuten auf ein verlassenes Geschütz und feuerten, was Zeug hielt; von Norden her funkte eine badische Batterie und ein bayrischer Haubitzenzug auf kurze Entfernung in die Flanke des Feindes, den die Badener von Ablain her am Vordringen hinderten. In den hinteren Stellungen drückte die rasche Kunde von dem drohenden Durchbruch den Kolonnenmannschaften, den Pferdewärtern, den Ordonnanzen die nächsten besten Waffen in die Hand, und auf den Höhen 119 und 140 warf Artillerie dem Feind ihr Eisen und Infanterie den Rothosen ihre Bajonette entgegen. Die drohende Mauer stand. Die Sturmflut war überwunden, doch der Kampf nicht beendigt. Der Generalissimus Joffre hatte sich und seiner Armee selbst das Urteil über diesen Tag gesprochen in seinem Armeebefehl vor der Schlacht: „Nichts ist erreicht, wenn der Feind nicht endgültig geschlagen wird."

Nicht anders verlief am 9. Mai die große Offensive der Engländer. Franzosen und Briten trennt auf dieser Front der Kanal von La Bassée. Von Givenchy bei La Bassée — (das nicht zu verwechseln ist mit dem bei Souchez gelegenen Givenchy en Gohelle) — bis hinauf gegen Armentières hatten sich die Engländer im eigentlichen „Niederland" eingegraben. Ihr Bombardement auf die deutschen Gräben begann gleichfalls in der Morgenfrühe des 9. Mai. Da aber hier, in dem alten Sumpfgebiet, das Grundwasser so hoch stand, daß unsere Feldgrauen die Brustwehren nicht aus gewachsenem Boden, sondern nur aus Sandsäcken erbauen konnten, so war dieser mürbe Schutz von den englischen Artilleristen bald in den Morast hineingetrommelt. Schon um halb sieben Uhr schossen nördlich von Formelles aus zwei gewaltigen Erdkratern Minen auf und im nächsten Augenblick drängten englische Schützenlinien durch die schmalen Breschen. Unaufhaltsam stürmten sie weiter in die hinteren Gräben und Stellungen. Nach der ersten großen Überraschung aber schloß sich das schmal eingesprengte Tor wieder von den deutschen Seitengräben her und ein gutsitzendes schweres Sperrfeuer lehrte die Engländer, ihre weiteren Verstärkungen drüben bei sich zu behalten. Zwischen den Bayern und den etwa 2000 englischen Schützen, die bis in unsere hinteren Stellungen durchgedrungen waren, begann nun ein grauenhaftes Gemetzel. Von vier Seiten umringt, versuchten die Engländer immer wieder zu ihren alten Gräben durchzubrechen. In jedem Granattrichter, hinter jedem Erdhaufen, hinter den gefallenen Kameraden kauerten sie sich zäh fest und wehrten sich im letzten Augenblick noch, wenn alle Munition verschossen und das Bajonett verbogen war, mit Wurfmessern. Nur 140 von den durch die Minenbresche eingedrungenen englischen Schützen ließen sich gefangen nehmen. Alle andern fanden mit 143 Offizieren ihr Grab hinter unserer wieder geschlossenen Front.

Digitized by Google

La Bassée im englischen Granatfeuer.

Nach einer Skizze aus dem Felde gez. von Max Zimmerer.

Digitized by Google

Digitized by Google

Abb. 5. Ein englischer Angriff im Artois.

Als auf diesem Kampfplatz die Ruhe schon wieder eingekehrt war, loderte bei den niederen Hütten des Bergwerkdorfes Cinque Rue mit seinen roten Ziegeldächern die Glut erst auf. Während des ganzen Tages war nur eine schwache Schießerei über den Gräben der dort liegenden Westfalen niedergegangen. Von vier Uhr ab aber schwoll das englische Artilleriefeuer zu einem wahnsinnigen Trommeln an und um fünf Uhr trat Welle auf Welle von Stürmern über den feindlichen Grabenrand. Mit ungeheurer Wucht rannte die Linie des Schützenregiments an. Im Nu lagen die englischen Schützen, von rasendem Schnellfeuer niedergemäht, tot oder verwundet vor dem deutschen Stacheldraht. Der Rest flutete in seine Gräben zurück. Dann folgten hintereinander drei Linien Indier. Sie kamen nicht einmal so weit vor, wie die Engländer. Schon glaubten die Söhne unserer roten Erde, die westfälischen Bauernburschen und Bergleute aus dem Kohlengebiet, die Arbeit sei getan, als auf einmal die seltsamen Weisen des Dudelsacks, begleitet von eintönigem Trommeln, ankündigten, daß die Engländer eines ihrer besten Hochländerregimenter einsetzten, um den Durchbruch zu erzwingen. Die „Black Watch" ging vor. Mit ihren bebänderten Mützen und den fliegenden Röckchen stürmten die tapferen Schotten mit beispielloser Todesverachtung vor. Sie konnten ihres Geschickes nicht Herr werden. Auch nicht ein einziger von ihnen gelangte in die deutschen Gräben. Als die Nacht hereinsank, deckten 800 Riesengestalten der „Black Watch" den feuchten Boden.

So war der Durchbruchsversuch der ersten englischen Armee kein gerade gleichwertiges Mitspielen mit der gewaltigen französischen Unternehmung gewesen. Die englischen Regimenter, die eingesetzt wurden, haben sich wacker gehalten, aber wie immer, so hatte auch diesmal Albion im Vergleich zu Frankreich seine Kräfte geschont. Der Auftakt zu dem wochenlangen erbitterten Ringen um das gemeinsame und doch nie erreichte Ziel der Verbündeten war vorbei. Auf der englischen Front, ohne daß das kleinste Resultat aufzuweisen gewesen wäre, auf der französischen aber nicht ohne die Eroberung wichtigen Geländes in mehreren Kilometern Breite und Tiefe.

Aber die Kapelle, die Kapelle auf der Lorettohöhe! Die Franzosen hatten immer die Kapelle noch nicht. Sie war längst nichts mehr als ein formloser Haufen von Steinbrocken, doch vom Oberkommando der französischen Armee kam immer erneut der Befehl, wenigstens den Kapellenplatz zu holen, koste es, was es wolle. Er lag, von drei Seiten eingezwängt, zwischen den Gräben der Badener. Am 12. Mai standen hinter den vordersten französischen Brustwehren stumm und todesbereit fünf Kompagnien Jäger zu Fuß. Ein kühner Feldgeistlicher segnete sie noch alle. Ohne daß die Artillerie einen einzigen Schuß abgegeben hätte, stürzte die Spitzenkompagnie unter Führung eines Majors vor und gelangte über mannstiefe Granatlöcher im Kreuzfeuer von drei deutschen Maschinengewehren bis über die Trümmer des einstigen Heiligtumes. Die zurückgebliebenen Kompagnien warteten

Digitized by Google

bleich den Augenblick ab, wo der sicher unterminierte Platz mit ihren Kameraden in die Luft fliegen würde, bevor sie nachstürmten. Aber alles blieb ruhig. Nur die Maschinengewehre funkten unerbittlich zwischen den Steinbrocken und pfeifend flogen die Kugeln als Rückschläger zurück durch die Luft. Der Major hatte die elektrischen Leitungsdrähte, die durch Granateinschläge bloßgelegt waren, entdeckt und durchschnitten. Ein Pfiff und die zweite Kompagnie stürmte nach. Kaum lag auch sie geschützt hinter der Kapellenstellung, als ein wütendes Bombardement von deutscher Seite über die Kapelle und von französischer Seite über die Gräben der Badener niederging. Freund und Feind saßen zusammen in der gleichen Hölle, zu der die einstige Wallfahrtskirche geworden war. Freund und Feind atmeten zusammen den gleichen dichten erstickenden Rauch. In der Luft flog und pfiff es wie von hunderttausend Teufeln. Hüben und drüben schmolzen die eilig geschickten Verstärkungen hinweg und beide Teile mußten immer neuen Nachschub verlangen. So saßen die paar Dutzend Soldaten hüben und drüben einen Tag, zwei Tage, drei und vier Tage. Von Nahrungszufuhr war keine Rede. Von den Badenern hatte jeder einen Laib Brot, zwei Büchsen Fleischkonserven, einen Beutel Zwieback und die Feldflasche mit Kaffee gefüllt mitbekommen. Das mußte reichen! Die Gräben wurden langsam zu einer Schlammulde, und keiner wußte mehr, wie dem andern

Abb. 6. Spezialkärtchen zu den Kämpfen um Souchez, Ablain St. Nazaire und die Lorettohöhe.

war. Von Granatloch zu Granatloch rief man sich die wachsende Zahl der toten und verwundeten Kameraden zu. Zwischen den giftigen Gasen, dem glitschigen Dreck und einem Durcheinander von unnennbaren Dingen, die einst menschliche Leichen gewesen und die sich immer höher türmten, wurde nach und nach ein jeder, der in diesem Inferno sitzenden Soldaten zusammengeschmiedet zu einem Wesen aus zuckenden Nerven und Adern, in dem eine geängstigte aber erwachende Seele immer wilder gegen die dünnen Körperwände tobte. Als aber fünf Tage lang dreimalhunderttausend Granaten Lebende und Tote ohne Unterbrechung zermalmt hatten und die Franzosen zu einem neuen Sturmangriff vorgingen, da wichen die paar Hände voll Helden unter den übrig gebliebenen Badenern in ihren Gräben keinen Schritt. Sie standen. Ist's aber ein Wunder, daß diejenigen unter ihnen, die sich blutend zurückfanden zu den deutschen Verbandstationen, ein seltsames Leuchten in ihren Augen hatten, wenn sie auf Befragen sagten: Wir sind an der Lorettohöhe verwundet worden?

Mit nicht geringer Erbitterung, als um den Kapellenplatz, wurde um die kleine Stadt Neuville südöstlich von Carency gefochten. Halb war sie im Besitz der Franzosen, halb wurde sie von den Deutschen durch die in kleine Forts verwandelten Häuser beherrscht. Vom 9. Mai an spielten sich in ihr die schwersten Straßen- und Barrikadenkämpfe ab. Am 15. Juni steigerten sich die täglichen Gefechte zu einer richtigen Schlacht. Unsere Feldgrauen schossen durch die Lücken der Kellerlöcher und schlugen die zehn Handgranatenangriffe der Franzosen jedesmal zurück. An jenem Tage lagen in Neuville die Toten wie überreife Herbstfrüchte in den Straßen. Mit Bienenmasken vor dem Gesicht und Lederhandschuhen an den Händen gegen die Stiche der mit Leichengift beladenen Fliegen mußten die Sanitäter die Aufräumungsarbeiten besorgen. Das Städtchen ist auch bekannt geworden durch ein angebliches Barbarenstück, das unsere eigenen Feldgrauen gegen eine Abteilung Kameraden verübt haben sollen, die von den Franzosen gefangen abgeführt wurden. In Wahrheit hatten die Franzosen die Gefangenen absichtlich an einer Stelle gelassen, die von deutscher Seite beseuert werden mußte. Erst als die Gefangenen mitten im Kampflärm die deutsche Parole her-

Digitized by Google

überschrien, wurden sie von den Unseren erkannt. Daß dann das Schießen sofort aufhörte, braucht nicht gesagt werden. Was aber gesagt werden muß, das ist, daß zu solcher Entrüstung die Presse einer Nation sich wenig eignet, deren oberste Generale schon mehr als einmal Befehle erließen, jedem Soldaten, der sich ergeben will, eine Kugel in den Kopf zu jagen (de lui brüler la cervelle) und auf ganze Abteilungen, die sich ergeben wollten, das Artilleriefeuer zu lenken.

(Schluß folgt.)

Die Schlacht an den litauischen Seen.

Schluß. Von **Dr. Kurt Hoerlcke.** Mit 1 Abbildung.

Der taktische Verlauf der großen Litauer Frühlingsschlacht ist einfach genug, vielleicht sogar ein wenig einförmig. Fast genügt es, zu sagen: die Russen wurden überall unter schwersten Verlusten restlos abgewiesen. Nur unmittelbar südlich des Narocz-Sees erhielt die deutsche Front einen kleinen Schönheitsfehler, der aber bald wieder ausgeglichen wurde und uns im April durch einen glücklichen Vorstoß sogar noch Geländegewinn und erhebliche Kriegsbeute einbrachte. Am 15. März 1916 begann sich die auf mehr als 800 Geschütze aller Kaliber zu veranschlagende russische Artillerie längs der ganzen ungeheuren Front einzuschießen und steigerte dann in den nächsten Tagen ihre Tätigkeit unter großer Munitionsverschwendung zu einem wütenden, aber nicht sonderlich gut gezielten Trommelfeuer, das verhältnismäßig wenig Schaden tat, worauf vom 18. ab die fruchtlosen Massenangriffe der Infanterie einsetzten. Es war die alte, brutal-einfache Russentaktik: tief gegliederte Sturmkolonnen, die ohne alle Rücksicht auf die fürchterlichsten Verluste in vielen Wellen hintereinander vorgetrieben wurden und den Gegner durch die Wucht der Zahl erdrücken sollten. Aber meist wurde schon die deutsche Artillerie mit ihnen fertig, deren Geschosse wie grimmige Raubtiere fauchend, knurrend und heulend die feindlichen Reihen ansprangen und sie immer wieder zurücktrieben, bis die ungeheure Woge dahin verebbt war, woher sie gekommen. Auf dem mit wässrigem Schnee bedeckten, weißschimmernden Sumpffeld aber blieben dann Tausende grauer Punkte stumm und regungslos zurück, oft zu Haufen getürmt, als bedauernswerte Opfer solch wahnsinniger Sturmangriffe. Der Weg, den die dicken Russenmassen zurückzulegen hatten, war ziemlich weit, oft kilometerbreit, so daß die Deutschen in den Schützengräben die Anstürmenden immer schon aus ziemlicher Entfernung gewahr wurden und ihnen einen heißen Empfang bereiten konnten. Vorher schon wurden aber die bis dahin ziemlich schweigsamen deutschen Batterien lebendig, und ein furchtbarer Blei- und Eisenhagel ergoß sich aus Dutzenden von kleinen und großen Mäulern auf die Angreifer. Wie Riesensicheln mit würgender Gewalt in ein wogendes Ährenfeld hineinfahren, so sausten die schweren Granaten in die drängenden, vorstürzenden Russenfluten. Man sah von den deutschen Gräben aus deutlich, wie die Eisenkeile riesengewaltige Furchen rissen, wie sie sich rechts und links Bahn brachen, indem sie zuckende Menschenleiber wie Spielbälle zur Seite warfen. Vergebens versuchten die Russen mit heldenmütiger Tapferkeit immer wieder, diese höllische, todspeiende Sperre zu durchbrechen. Es gab kein Entrinnen. Es war ein fürchterliches, nervenfolterndes Schauspiel, dem die Leute im Schützengraben fast tatenlos zusehen konnten, denn bis die traurigen Reste der großen Flut zum Drahtverhau kamen, wurden sie durch Maschinengewehrfeuer derart mitgenommen, daß sich die paar Hunderte überlebender glatt zu Boden warfen und nur den Einbruch der Dunkelheit abwarteten, um sich irgendwie zu verkrümeln oder überzulaufen.

An der nördlichen Einbruchstelle war es ein aktives Regiment mit lothringischem und westfälischem Ersatz, das die ersten Massenstürme auszuhalten hatte. Es wich keinen Fußbreit. Wiederholt drangen die Russen in die vordersten Gräben ein, aber dann platzten über ihnen unzählige Schrapnells, das Gewehrfeuer schwoll zu einem einzigen Begleitton der Kanonade an, und gegen Abend sluteten die geschlagenen Reste der Russen nach den bergenden Waldrändern zurück. In den kritischsten Augenblicken war der tapfere Regimentskommandeur zu Pferde an der Spitze seiner Leute in den dichtesten Kugelregen gesprengt und hatte mit unwiderstehlichem Gegenstoß den Feind zurückgeschlendert. Am Abend ebbte das Kanonengrollen ab, dünner Regen fiel, die Verwundeten schrien, und weiße Leuchtkugeln stiegen in das eintönige Grau des Abends. Bis zum 21. verbluteten sich im Raume Postawy-

Digitized by Google

Mosheiki-Wileiky fünf russische Divisionen. Vom genannten Tage ab griff die feindliche Offensive noch weiter nordwärts aus. Es wurde auch am Dryswjati-See hart gerungen und der rechte Flügel der Armee Scholz gleichfalls mit in die Schlacht verwickelt. Aber auch hier kamen die Russen nirgends vorwärts, obwohl sie es nachts in Schneehemden mit plötzlichen Überfällen ohne Artillerievorbereitung versuchten. Am 24. und

Leipziger Presse-Büro.
Schützengraben-Entwässerung im Sumpfgebiet des Narocz-Sees.

25. hielten sie auf der Nordfront ziemlich Ruhe, um sich zu erholen und neu zu ordnen, und griffen dann am 26. nochmals mit aller Kraft an. Abermals vergeblich. Auf dem Südflügel hatte General Bolnjew insofern besondere Schwierigkeiten zu überwinden, als sich zwischen Narocz- und Wieczniew-See der langgedehnte, zu dieser Jahreszeit völlig ungangbare Labischki-Bruch hinzieht, der dazu nötigte, in zwei getrennten Kolonnen vorzugehen, die sich erst nach Durchbrechung der deutschen Stellungen zwischen dem nördlichen Teile des Narocz- und des Sevir-Sees wieder hätten vereinigen können. Die linke russische Flügelkolonne (25. Division) geriet bei ihrem mühsamen Vordringen durch tiefen Schlamm und Morast alsbald in das verheerende Flankenfeuer der auf dem Westufer des Wieczniew-Sees aufgestellten schweren deutschen Artillerie und flutete in völliger Auflösung zurück. Das Regiment 98 wurde dabei vernichtet, ein anderes schmolz auf 150 Mann zusammen. Hier war also nichts zu machen. Mit umso größerer Zähigkeit versuchte die rechte russische Flügelkolonne (links die 10., rechts die 7. Division) immer und immer wieder die deutschen Stellungen einzudrücken. Auch hier erlitten die Russen fürchterliche Verluste; Regiment 38 verlor gleich am 18. März 1600 Mann. Am 21. erreichte der Kampf hier seinen Höhepunkt und brachte den Russen wenigstens einen kleinen Teilerfolg. Zwischen dem am Südzipfel des Narocz-Sees gelegenen Blinsniki und dem auf sanfter Höhe südwestlich davon aufgebauten Mokryza, zwei elenden Nestern voll „Juden, Polen, Weißrussen und Spionen", zieht sich eine Hügelkette hin, deren hervorstechendste Erhebungen von unseren Soldaten als „Granatenhügel" und „Friemelhöhe" bezeichnet wurden, und die als Artilleriebeobachtungsposten Wert hatten. Beide Punkte wurden von den Russen derart mit ununterbrochenem Trommelfeuer zugedeckt, daß sie dann dem immer stärker werdenden Druck der feindlichen Übermacht (10. Division) nicht länger widerstehen konnten, sondern aufgegeben werden mußten. Indessen kostete die Wegnahme dieser unbedeutenden Vorstellung und die Eroberung einiger zerschossener Maschinengewehre die Russen mehrere tausend Mann. Der kleine Erfolg, der sich trotz der verzweifelten Anstrengungen nicht weiter ausdehnen ließ, war also viel zu teuer erkauft. Und schon am 26. März wurde der Granatenhügel von den Deutschen zurückerobert, indem lothringische Landstürmer, märkische Jungens und westpreußische Bataillone durch den Granatenhagel mit prächtigem Schwung bis zum heißumkämpften Vorwerk Stachowce vorstießen und dabei 1300 Gefangene machten. Am 31. war die russische Angriffslust endgültig an dem Prellbock der Armee Eichhorn gebrochen, Kuropatkins große Offensive „erstickt in Sumpf und Blut".

Die Stimmung der vor Kampflust und Siegesfreude zitternden deutschen Truppen während

Digitized by Google

dieser ruhmvollen Verteidigungsschlacht war großartig. Es gab Kompagnien, die ausdrücklich darum baten, nicht abgelöst zu werden. Zum Schluß noch einige besonders kennzeichnende Teilausschnitte aus dem großartigen, grausigen Schlachtengemälde! Ein wackerer Landsturmmann hieb mit voller Wucht einem Russen, der noch schießen wollte, den Gewehrkolben über den Schädel; der Muschik taumelte nur ein wenig und trottete dann befriedigt zum Gefangenenhaufen, während seinem verblüfften Gegner nur mehr der Gewehrschaft in der Hand blieb. — Vor der Friemelhöhe türmten sich die russischen Gefallenen bis zu 3 m hohen Haufen, so daß die deutschen Soldaten aus ihren Gräben herausspringen und sich hinter diesen schauervollen Leichenwellen decken konnten, um wirksamer zu schießen. — Ein vorgeschobener deutscher Stützpunkt bei Wileiky hatte einen Nachtangriff auszuhalten, bei dem die Russen Hunderte von Toten, die Deutschen nur 4 Verwundete verloren. — Eine abgeschnittene deutsche Feldwache schlug sich nachts in heldenmütigem Kampfe gegen erdrückende Übermacht fast ohne Verlust durch und brachte noch Gefangene mit. — Ein gefangener russischer Leutnant frug, wann er erschossen werden würde, und wollte mißtrauisch den dargereichten Tee nicht trinken, ehe nicht ein Landwehrmann vor seinen Augen davon gekostet hatte. — Eine deutsche Kavalleriebrigade, die im Schützengraben Dienst hatte, schlug am 19. März den viermaligen Ansturm von 7 russischen Regimentern zurück und brachte ihnen einen Verlust von 3000 Mann bei, während sie selbst nur 2 Tote und 6 Verwundete hatte. Eine andere Kavalleriebrigade vollführte zu Fuß, nur mit dem Karabiner bewaffnet, einen erfolgreichen Sturmangriff. — Ein von Dünaburg aus vorstoßender russischer Panzerzug wurde durch Sprengung des Gleises an der Rückfahrt gehindert und dann in Grund und Boden geschossen. — Sehr in die Augen springend war stets die Überlegenheit der Deutschen an Maschinengewehren, und auch neuartige, große, besonders bewegliche und stark bewaffnete Panzerautomobile gelangten mit bestem Erfolg zur Anwendung. — Ein schlesischer Landwehrmann sprang bei einem russischen Massenangriff auf den Grabenrand, schleuderte an 40 Handgranaten in die andrängende Russenflut und brachte so fast allein den feindlichen Ansturm zum Stehen.

Das alles sind wahrhaft erhebende Heldentaten, die unsere Herzen rascher schlagen lassen und sie mit unauslöschlicher Dankbarkeit erfüllen gegen die tapferen Streiter in der Litauer Frühlingsschlacht.

Lebensbilder bedeutender Persönlichkeiten des Krieges.

General Reinhard Freiherr v. Scheffer-Boyadel. Mit 1 Abb.

Dieser Heerführer, der sich in den hartnäckigen Kämpfen an der Ostfront glänzend bewährt hat, macht schon äußerlich einen sehr bedeutenden Eindruck. Eine lange hagere Gestalt mit glatt rasiertem, magerem, scharf ausgeprägtem Gesicht, dessen strenge Linienführung lebhaft an unseren großen Moltke erinnert. Die fest zusammengepreßten schmalen Lippen verraten eine unbeugsame Willenskraft. Nur wie zögernd und leise entringen sich diesen Lippen die Worte, aber jedes einzelne von ihnen ist sorgsam überlegt und fest geprägt. Auch dieser General ist bürgerlicher Herkunft und wurde am 28. März 1851 in Hanau als Sohn des Oberregierungsrats Ed. Scheffer und seiner Gemahlin Julie, geborene v. Lorentz, geboren. Die Mutter ist im Juni 1897, der Vater im April 1899 gestorben, und beide haben daher den glänzenden Aufstieg ihres Sohnes zum großen Teile noch miterleben dürfen. Der junge Reinhard Scheffer besuchte die Gymnasien in Marburg a. d. Lahn und Kassel, trat dann im Juli 1870 beim Inf.-Reg. Nr. 83 ein, machte den Feldzug gegen Frankreich mit und holte sich das Eiserne Kreuz. Bald nach Friedensschluß wurde er Leutnant und kam von 1874—77 auf die Kriegsakademie. Nachdem er 1879 Oberleutnant geworden war, wurde er schon zwei Jahre später in den Generalstab berufen und hat einen großen Teil seines Lebens in ihm verbracht. So war er beim Stab des 11. Armeekorps, später des 16. und des 4. tätig und wurde 1896 Chef des Generalstabs des Gardekorps. Als Hauptmann führte er eine Kompagnie im Garde-Gren.-Reg. Nr. 1, als Major ein Bataillon im 4. Gren.-Reg. zu Fuß, als Oberst das Garde-Gren.-Reg. Nr. 1, als

Digitized by Google

General Freiherr v. Scheffer-Boyadel.
Zeichnung von M. Zimmerer.

Generalmajor 1901 die 2. Garde-Inf.-Brigade. 1903 wurde er Quartiermeister im Großen Generalstab und ein Jahr später mit der Wahrnehmung der Geschäfte des Chefs der Landesaufnahmen betraut. 1906 trat er als Generalleutnant an die Spitze der 2. Garde-Division und 1908 rückte er zum General der Infanterie auf und übernahm die Führung des 11. Armeekorps in Kassel. Am gegenwärtigen Weltkrieg hat General v. Scheffer-Boyadal mit seinem Korps von Anfang an hervorragenden Anteil genommen und sich namentlich in den Kämpfen um Lodz und Lowicz im Spätherbst 1914 besonders ausgezeichnet. An äußeren Anerkennungen hat es dieser glänzenden, zumeist in Gardekorps zurückgelegten Laufbahn nicht gefehlt. So wurde Scheffer schon 1890 in den Adelsstand erhoben und 1905 erhielt er den Freiherrn-Titel mit dem Namenszusatz von Boyadel. Der General hat sich zweimal mit Töchtern aus sehr wohlhabenden Familien vermählt, nämlich 1884 mit Marg. Riebeck, die ihm 1904 durch den Tod entrissen wurde, worauf er 1907 Marg. Hartmann zum Altar führte.

Sir Douglas Haig.

Mit 1 Abbildung.

General French ist ziemlich sang- und klanglos vom Schauplatze seiner Tätigkeit in Flandern abgetreten, und sein Nachfolger wurde der General Sir Douglas Haig, den er in seinen Berichten immer besonders rühmend hervorgehoben hatte. Vor dem Kriege kannte man den Namen des edlen Sir bei uns in Deutschland kaum, höchstens als Spezialmarke für eine besonders kräftige Sorte Whisky. Sir Douglas Haig ist 1861 geboren, also noch nicht ganz 55 Jahre alt, demnach für ein so verantwortungsvolles Kommando auffallend jung. Er gilt aber auch für den größten Glückspilz des britischen Heeres und hat eine ungewöhnlich rasche und glänzende Laufbahn hinter sich. Brauchte er doch nur acht Jahre, um es vom Hauptmann bis zum Generalmajor zu bringen! Ebenso wie Sir John French hat auch Sir Douglas Haig seine ganze Militärzeit über bei der Kavallerie gedient. Er ist von Abstammung Schotte, besuchte die Hochschule von Oxford und trat dann 1885 nach Beendigung seiner Studien bei einem Husarenregiment ein. Zuerst wollte man ihn seiner Farbenblindheit wegen abweisen, und nur dem Machtspruch des Herzogs von Cambridge verdankte er seine Zulassung. Die Sudanfeldzüge boten ihm die erste Gelegenheit zu kriegerischer Betätigung, und in der Schlacht von Khartum soll er sich besonders ausgezeichnet haben. 1889 wurde er dann Adjutant des Chefs der Kavallerie in Natal und beim Ausbruch des Burenkrieges bereits Chef des Generalstabs Sir John Frenchs. Bei Elandslaagte, Colesberg, Kimberley und Paardeberg hat er mitgefochten. Das Jahr 1902 brachte ihm die Ernennung zum Adjutanten des Königs, und bald darauf erhielt er den Befehl über das 17. Lanzenreiterregiment. Seine weitere Laufbahn führte ihn als Generalinspektor der Kavallerie nach In-

Sir Douglas Haig,
Oberbefehlshaber der englischen Truppen in Frankreich.

Digitized by Google

dien, dann wurde er Direktor verschiedener Abteilungen im Generalstab der Armee und schließlich Generalstabschef in Indien, welche Stellung er drei Jahre lang inne hatte. Sir Douglas Haig ist also nicht so ausgesprochener Frontoffizier wie die große Mehrzahl der englischen Generale. In Frankreich führte er das 1. englische Armeekorps. An dessen Spitze war er auch bei Josfres kluger Diversion an der Marne dabei, aber sein Auftreten dort war derart, daß die Franzosen seinen Truppenteil schleunigst wieder aus der Front herauszogen und an anderer Stelle verwendeten. Weiter gehörte er zu denen, die bei Mons so erbärmliche Hiebe von unseren Feldgrauen bekommen haben. Auch in der so schwungvoll begonnenen und so kläglich verlaufenen Angriffsschlacht von Neuve Chapelle focht er unglücklich, doch wird die Schuld daran nicht ihm, sondern unfähigen Unterführern beigemessen. Der Glanzpunkt seiner bisherigen Tätigkeit im gegenwärtigen Krieg war die unleugbar hartnäckige und geschickte Verteidigung von Ypern.

Sir Douglas Haig gehört zu denjenigen englischen Generalen, die stets gewohnt waren, den Zeitungen zu schmeicheln und durch sie für sich selbst Reklame zu machen. Er hat deshalb auch bei der Übernahme des Oberbefehls an der flandrischen Front eine sehr gute Presse gefunden, obgleich er bei den Truppen selbst wenig beliebt und volkstümlich ist. Mit köstlicher Naivität schrieben die „Times" von ihm: „Er hat sich sogar (!) mit den Militärwissenschaften beschäftigt." Ein solcher Ausspruch ist freilich nur begreiflich in einem Lande, wo man bisher auch von den höheren Offizieren nichts verlangte, als daß sie gut schießen und reiten, eine witzige Tischrede halten und mit einer gewissen Großartigkeit auftreten könnten, daß sie aus guter Familie seien, tadellose Manieren besäßen, über einen erstklassigen Schneider und einen vorzüglichen Schuster verfügten und sich ein wenig in den Kolonien umgesehen und mit schlecht bewaffneten Eingeborenen herumgeschlagen hätten. Haigs theoretische Kenntnisse sollen sogar so bedeutend sein, daß sie ihm unter den Offizieren den Spottnamen von Haig eingetragen haben, womit die deutsche Gründlichkeit seines Wissens gekennzeichnet werden soll. Man rühmt dem General weiter eine besonders rasche Entschlußfähigkeit nach und führt als Beweis dafür an, daß er im Jahre 1905 ein junges Mädchen ehelichte, obgleich er es erst 14 Tage vorher zum ersten Male gesehen hatte. Ja sogar als Prophet gilt Sir Douglas Haig in seinem Vaterlande, denn er soll vor 20 Jahren an den Feldmarschall Evelyn Wood einen Brief geschrieben haben, in dem er angeblich den gegenwärtigen Krieg mit all seinen Einzelheiten genau voraussagte. K. F.

Die Mittel des Krieges.

Unsere Pioniere als „Wegebahner".

Schluß. Von **Paul Otto Ebe.** Mit 9 Abbildungen.

Beim gründlichen Ausbessern von vorhandenen Wegen im Stellungs- und Festungskampf — einerlei ob sie schon im Frieden bestan-

Abb. 5. Faschinendamm.

den oder als Kolonnenwege erst unter den bauenden Händen der Pioniere erstanden — wird die vorhandene Wegedecke geschont, sofern sie nur einigermaßen den Anforderungen genügt. Wichtig ist die Sorge für steten Wasserabfluß durch Erhaltung der Straßenwölbung und Aufräumen oder Neuanlage von Straßengräben. Tiefe Gleisefpuren, Granattrichter und sonstige Vertiefungen in der Straßendecke werden mit Steinschlag und Strauchwerk, mit Brettern, Toren, Türen, Fensterläden, nie aber mit Erde angefüllt. Bei grö-

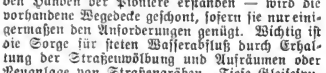


Abb. 6. Knüppeldamm.

ßeren Schwierigkeiten in der Wasserableitung, wie sie besonders bei Straßen durch Weichland vorkommen, werden die Wege als Faschinendamm nach Abb. 5 oder als Knüppeldamm nach Abb. 6 ausgebaut. Ein Steg aus lauter Brettern und Bohlen durch das Sumpfland erfordert viel Holzmaterial. Die Anwendung ist deshalb auch beschränkt. Doch befindet sich ein Meisterstück dieser Art in der Gegend von Montmédy.

Verhältnismäßig selten werden Schienen-

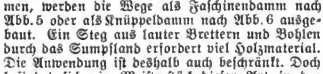


Abb. 7. Eindeckungen zwischen den Eisenbahnschienen zur Gewinnung einer Marschstraße.

wege als Marschstraßen benützt. Für längere Kolonnen von Fußtruppen können jedoch Eindeckungen der Geleise erforderlich werden, wenn der Schotter zu scharfkantig ist, und die seitlichen Pfade nicht ausreichen. Für alle Waffen gangbar können Bahnkörper gemacht werden nach Abb. 7. Wenn auch diese Eindeckung viel Zeit, große Arbeitskräfte und gewaltige Mengen von Baustoffen benötigt, so ist wenigstens der Bahnbetrieb nicht

Digitized by Google

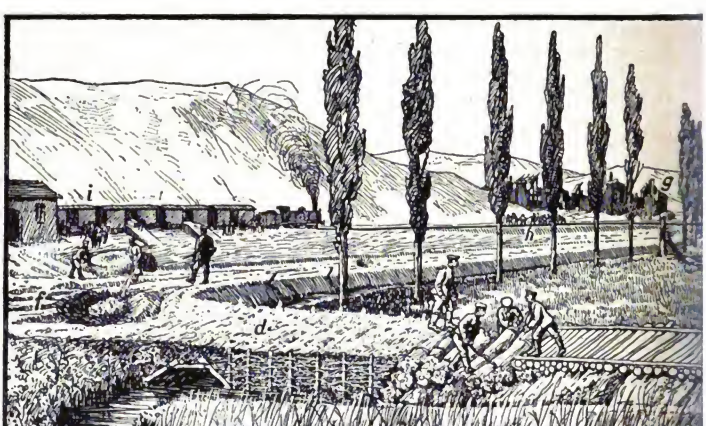


Abb. 13. Schematische Zusammenfassung und Darstellung aller für die Verbesserung der Wege, Bahnen eines Kolonnenwegs, a die Erkundung, b die Markierung durch Wimpel, Strohwische und Richtpionier und c durch Strauchwerk; sodann d–f das Ba Wagengeleise (f); ferner g und h die Aufräumungsarbeiten in Ortschaften und das Wiederherstellen zerstörter Schienenwege und Straßenstrecke ist die feindliche N

für immer lahmgelegt, da die Wagenräder noch auf den Schienen laufen können.

Eine Dienstleistung der Pioniere, die erst im Kriege richtig gelernt werden konnte, ist die Säuberung der Straßen in brennenden Ortschaften. So löschten bayrische Landsturmpioniere in drei Tagen die brennende Stadt Lier, rissen die gefährlichen Brandtrümmer ein und machten die Straßen frei. Dadurch wurden auch viele Häuser der Bewohner vor dem sicheren Untergang gerettet. Ferner haben sich die Pioniere Verdienste erworben bei den Aufräumungsarbeiten von zerstörten Schienenwegen, von gesprengten Eisenbahnkunstbauten — erinnert sei an den Tunnel von Montmédy — und bei der Instandsetzung von granatdurchlöcherten Eisenbahnböschungen.

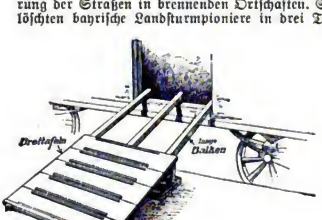
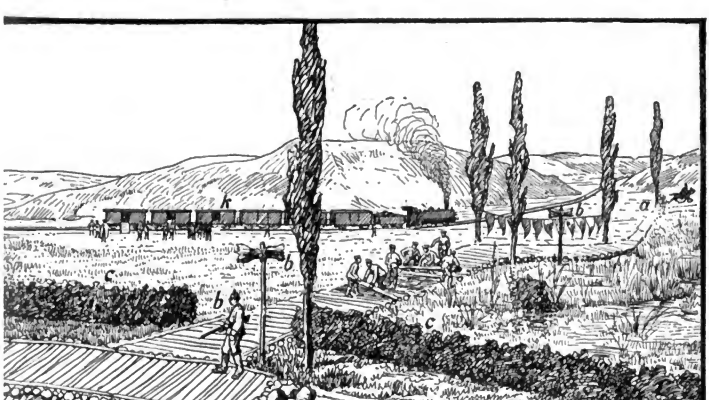


Abb. 8. Lose schmale Seitenrampe zur Entladung von Pferden auf freier Strecke.

Abb. 9. Lose breite Seitenrampe für Fahrzeuge.

Die letztgenannten Arbeiten sind jedoch nicht die einzigen Berührungspunkte zwischen dem Pionierdienst und der Tätigkeit der Eisenbahntruppen. Sind doch die Pioniere auch im Notrampenbau vorzüglich ausgebildet! Bei den vor-

Digitized by Google



:iten und Notrampenbau in Betracht kommenden Pioniertätigkeit. Es bezeichnet a—c das Bahnen eines Kolonnenwegs und zwar er Wege durch Knüppel- und Faschinendamm (d), Schaffung eines Wasserabflusses (e) und Ausfüllen großer (Granat-) Löcher und k die Anlage von Notrampen und Ausladegelegenheiten an kleinen Haltepunkten und auf freier Strecke. Auf die mit + bezeichnete offen, weshalb sie umgangen wird.

hin geschilderten Störungen des Eisenbahnbetriebs in der Nähe des Feindes, deren Beseitigung teilweise geraume Zeit bedarf, hat es sich bisweilen als nötig erwiesen, die Militärzüge auf freier Strecke zu entladen. Wieviel Schwierigkeiten diese Arbeit mit sich bringt, wird niemand vermuten, der es nicht einmal miterlebt hat; denn man ist zu sehr in den alten Gedanken der leichten Verladung auf unseren neuzeitlich eingerichteten Bahnhöfen befangen. Man denke sich einen Zug, der auf freier Strecke hält. Auf einem offenen Wagen thront eine mächtige Kanone. Der Eisenbahnwagen steht seinerseits auf den Schienen, die von einem drei Meter hohen Bahndamm getragen werden. Das Geschütz soll nun in möglichster Eile von seinem luftigen Standpunkt heruntergeholt und in den angrenzenden Feldern bespannt werden, um baldigst marschbereit zu sein. Mit den Pferden, die sich eng zusammengepfercht in geschlossenen Wagen befinden, ergeben sich ähnliche Ausladeschwierigkeiten, da sie sich beim Sprung vom Wagen herunter sicherlich beschädigen würden. Nun wird zunächst eine Stelle gesucht, die geeignet zum Entladen ist. Vor allem da, wo Wege die Bahn begleiten oder kreuzen, wo also Bahnkörper und Nebengelände annähernd in gleicher Höhe liegen, läßt sich das Ausladen am leichtesten bewerkstelligen. Nun führt jeder Truppeneisenbahnzug ein Notrampengerät mit, das aus langen und kurzen Balken, Brettafeln und Klammern besteht und einfach zusammenzusetzen ist. Damit lassen sich für jeden Zug eine breite Rampe für Fahrzeuge, oder zwei schmale Rampen für

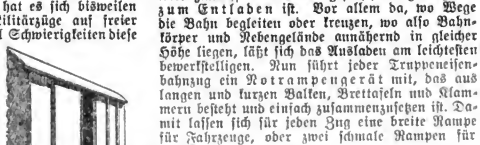


Abb. 10. Lose Entladerampe mit Benützung eines Wagens ohne Wände auf dem Nachbargleis.

Pferde, bauen. Ein Unteroffizier und zehn Mann verfertigen diese Rampen in etwa 10 Minuten. Nach Abb. 8 u. 9. Ein Wagen nach dem andern wird nun an die Rampe hingefahren, deren Fußende durch Pfähle und Stoßbalken im Boden befestigt ist,

Digitized by Google

während das Kopfende, das etwas in das Wageninnere hineinragt, beim Wagenwechsel hochgehoben werden muß. Da dieses Verfahren die Mannschaften sehr ermüdet, empfiehlt es sich, falls ein

Abb. 11. Entladerampe für gruppenweises Entladen. Die Wagen sind durch Brücken miteinander verbunden, so daß mehrere Wagen ohne Verschiebung entladen werden können.

Nebengleis verfügbar ist, die Rampe an einem Wagen ohne Wände anzulehnen, der mit dem zu entladenden Wagen durch eine Brücke aus zwei Brettafeln verbunden wird, nach Abb. 10.

Möchte man das ständige Vorfahren der Wagen vermeiden, weil beispielsweise die Maschine anderweitig benötigt wird, so ist es bei Wagen mit abgenommenen Kopfwänden möglich, sämtliche Wagen des stehenden Zuges an einer Rampe zu entladen, wenn man von einem Wagen zum anderen Brücken legt, wie es Abb. 11 veranschaulicht.

Die bisher geschilderten Rampenarten waren alles lose Seitenrampen; das heißt, die Eisenbahnwagen konnten an der Breitseite entladen werden und die Rampen waren nur oberflächlich in der Erde verankert. Es gibt auch eine Möglichkeit in Fällen, wie sie Abb. 11 zeigte, die Rampe an der kleinen Stirnseite des vordersten oder hintersten Wagens anzubringen, womit die schwierige Wendung wegfällt, die man beim seitlichen Abladen besonders mit langen Wagen und Geschützen zu überwältigen hat.

Im Gegensatz zu den losen Rampen gibt es auch feste Rampen, die nur als Seitenrampen gebaut werden. Abb. 12 veranschaulicht, wie die Rampe durch drei Ständer gestützt wird, die tief im Erdboden eingegraben sind. Zwischen der Rampe und dem Wagen muß beim Ausladen und Verladen eine Brücke verlegt werden.

Abb. 13 zeigt eine übersichtliche Zusammenstellung aller bisher geschilderten Pionierätigkeiten im Gebiete der Herstellung und Instandhaltung von Wegen und Ortsverbindungen im Bewegungs- und Stellungskampfe, die Benutzung der

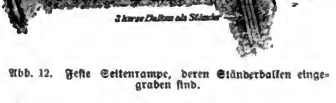


Abb. 12. Feste Seitenrampe, deren Ständerballen eingegraben sind.

Schienenwege als Marschstraße und den Notrampenbau durch lose Rampen in Fällen des plötzlichen Bedarfes, sowie durch feste Rampen beim Ausbau der Verladegelegenheiten eines unzureichenden Bahnhofes oder Haltepunktes.

Kleine Erlebnisse an großer Stätte.

Zwei Feldpostbriefe aus der Gegend von Verdun von Hans Schoenfeld.

Sie möchten wissen, was unter den Tausenden gewaltig auf die Menschenseele einstürmenden Bildern und Empfindungen der Kampftage von Verdun mir den stärksten Eindruck gemacht hat? Nennen Sie unscheinbar, was mir die tiefsten Erlebnisse in diesem titanenhaften Ringen großer Völker hinterließ. Aber was sich mir so unauslöschlich als eigenste Verdun-Erinnerung einprägte, das ist das überaus Menschliche, das in all dem Graus und der übermenschlichen Wucht der Vorgänge sieghaft und rein sich offenbarte. Und deutsch.

Das war vor Bézonvaux, wißt ihr das Teufelsnest vor Douaumont, durch das der entfesselte Ornesbach den ganzen Ort überflutend schäumt? Tag für Tag zogen da die Feldküchen des Regiments die Straße von Ornes her, um dann irgendwo in eine der zahllosen dünnbewaldeten Schluchten abzubiegen, die dieses Auf und Nieder von Höhen und Hängen durchqueren.

„'s ist schlimme Zeit," sagten die Köche und die Küchenkutscher. „Vor Ypern ging's doch auch manchmal garstig her mit Schrapnells und Granaten vom Englischmann, wenn er dachte, jetzt kommen die deutschen Küchen und die Essenholer aus den Gräben vorn. Aber hier muß man nur immer froh sein, wenn man ganzbeinig zurückkommt. Die feuern ja den Tag ganze vierundzwanzig Stunden im Gelände herum und müssen schließlich mal was treffen."

„Mir ist bloß um meine Pferde bange," meinte der Küchenfahrer von der Zehnten, der mit dem Staatskerl von Fuchs und dem blanksten Schimmel des ganzen Regiments. „Wenn man nur an Ort und Stelle nicht so lange auf die Essenholer warten müßte. Aber die armen Kerle können auch nicht so, wie sie wollen. Da kommt oft so viel dazwischen bei der Art von Gefecht jetzt da vorn."

Ich war mit den Feldküchen ausgerückt, um dann mit den Essenholern in die vordere Linie zu gehen. Ich hatte einige Tage krank gelegen. Inzwischen war das Regiment dort in die Schluchten zwischen Douaumont und Baur gezogen worden, wo die Franzosen sich in ihren panzerähnlichen Labyrinthen von Front-Flankierungsgrä-

Digitized by Google

ben, Bastionen und Blockhäusern selten zäh hielten und der Teufel sich mit dem Tod zusammengetan hatte.

Da hab' ich jenes unscheinbare Erlebnis gehabt: Es kamen Granaten; Schnellfeuer in die Feldküchen. Gesehen haben können sie die gut verdeckten Fahrzeuge nicht. Es war nur eben eine ihrer Abstrich-Lagen. Diesmal gab's Verwundete und tote Pferde. Geschrei und Getümmel, wie stets bei solcher Situation. All das aber übertönte das Gebrüll eines einzelnen. Und ich sah: den Küchenfahrer der Zehnten neben seinem Fuchs, diesem Kolossalkerl, stehen, der in den Sielen verendet wollte. Diesen Prachtfuchs, der für drei zog, von dem er mir so oft erzählt hatte, wie er ihn seit Kriegsbeginn über alle Fährnisse, Strapazen und Schwierigkeiten des Futters mit unsäglicher Geduld, Liebe und ehrgeizigem Stolz gebracht habe. Wie das Tier ihm anhing und nur ihm. Ein schlechter Kerl sonst gegen Fremde — aber ihm gehorsam wie ein Lamm.

„Fuchsel, mein Fuchsel!" brüllte der bärtige Kerl, den ich nie hatte aus seiner Landwehrmann-Ruhe kommen sehen, und das schöne Tier, im Todeskampf schon mit den Hinterläufen schlagend, versuchte sich ein letztesmal aufzurichten. Dann streckte es sich und fiel zurück. Da ballte mit einem Gesicht wie das eines Racheropheten des Alten Testaments der Mann in ohnmächtiger Wut seine Fäuste nach der Richtung, woher die Granaten geflogen kamen, und sagte feierlich und ganz ruhig: „Fluch euch, ihr Mörder!" Dann, unter neuem Wirrwarr neuer Granatengruppen, sah er sich plötzlich allein mit dem ruhig stehenden, den toten Kameraden beschnuppernden Schimmel. Die anderen Küchen hatten Kehrt gemacht und verschwanden schwerfällig schaukelnd. Da fuhr die Angst um das zweite, jetzt noch einzige Pferd dem Kutscher in die Glieder. Los riß er sich und strängte den toten Fuchs in Eile ab, spannte sich selbst in den Gurt und rief dem Schimmel zu. So suchten sie selbander anzuziehen, aber die schwere Küche rückte und rührte sich nicht. War's doch schon eine Staatsleistung und neidvoll von den anderen Küchenfahrern anerkannt, daß die Zehnte nur mit ihren zwei Gäulen ihre Küche in dem schweren Morast von Straße, Löchern und Wiese fuhr.

Da brach der Kutscher plötzlich in die Knie. Ein Granatsplitter hatte ihn getroffen. Und so hielt das dampfende Gefährt still auf seinem Flecke, der geduldige Schimmel und sein blutender, in den Sielen ohnmächtig hängender Kutscher, sein eigenes zweites Zugpferd. Ich war so erschüttert, daß ich ganz vergaß, um Beistand zu rufen oder zu rennen. Auch saucht en des Gegners Granaten längst nach einer anderen Richtung. Erst in einer halben Stunde würde diese Schlucht wieder abgestreut werden.

Der Verpflegsoffizier, unmutig zu Pferde herantrabend, sah die stumme Szene. Wir zwei blickten uns Augenblicke still verstehend in die Augen. Und dann griffen wir zu. — — — —

*

Die Kompagnie hatte von einem dieser zahlreichen Waldstücke, der geschickteten Masken dieser verteufelten Gegend, nach Bezonvaux gemußt, um von dort Minenwerfer nach dem Fort Douaumont zu ziehen, das erst vor wenig Tagen von Brandenburgern im kühnen Handstreich genommen worden war. Die Begier, dieses sagenhafte Panzerfort mit eigenen Augen zu sehen, hatte auch der arge Anmarsch durch sumpfigen Grund im tiefen Dunkel einer stürmischen Regennacht, vorbei an mattblinkenden Unterständen, zahlreichen Batteriestellungen, die vereinzelte Schüsse gaben und erhielten, nicht ganz zu ersticken vermocht. Daß es nicht leicht wurde mit dem Transport dieser schweren und plumpen Minenkarren, hatte sich ein jeder schon gesagt, aber mit dem Gleichmut kampfharter Kerls, eben als üble Beigabe, die man sich je eher je besser vom Halse schaffte, hingenommen.

Der gute Wille war also da, obwohl die Leute seit Tagen harte Angriffe, Nächtigen im Freien und das ganze Drum und Dran der herben Lage hinter sich hatten. Mit dem guten Willen war's aber nicht getan, so sehr die Männer auch in ganzen Gruppen sich vorspannten. Die Stahlkolosse auf ihren zweirädrigen Karren hatten ein Riesengewicht und der Weg war gar so steil, zerlöchert und bis über Achsenhöhe in einen überaus zähen Brei von schlieriger Tonmasse zerfahren. Sechse hatten sich vorn in Gurte gespannt, zehn drückten hinten nach, und wenn's gar nicht vorwärts wollte, bildeten sich lange, in den Ellenbogen eingehalte Soldatenketten. Dann mußte das Teufelsding ein paar Meter vor, ob es wollte oder nicht.

Fast schlimmer aber war noch, daß man die Hand nicht vor den Augen sehen konnte, so pechschwarze Nacht war's, und Licht gemacht durfte beileibe nicht werden. Von Baug aus konnte der Gegner auch das leiseste Aufblitzen von Licht sehen, und dann haute er sicher sofort mit Granaten auf den wohlbekannten Steilweg.

Noch immer redeten die Kerls vom Fort, das man gesehen haben müßte. Dabei ging's stark auf Mitternacht, und noch waren von den reichlich vier Kilometern Weg keine tausend Meter geschafft binnen einer Stunde. Drum trieben und trieben die Offiziere und die Gruppen zogen aufs äußerste unter Lärm und wie bissige Hunde in der Dunkelheit auseinander losfahrend. Da plötzlich vielstimmiges Geschrei von Schreck und Wut: Der Minenwerfer war mit den zwei Deichselhaltern in ein tiefes Granatloch geraten, von denen hier eins am andern saß, offenbar von einer Volltreffergabe. Und nun stammten aus drei, vier Taschenlampen die elektrischen Birnen doch auf, so sehr der transportführende Minenwerferoffizier auch schalt. Keine zwei Minuten, in denen unter ärgerlichem Lachen und Schelten die Lage sich zu klären begann, da sauste es schon mitten hinein in die dichtgeballte Schar, die wie ein Meteor auseinandersprühte und in erster Angst die Straße hinabzurennen begann, immer unter Granatschnellfeuer. In das neue Durcheinander von Kommandorufen der Offiziere: „Hiergeblieben, alles links in den Straßengraben, Marsch Marsch!", in das Schreien der Soldaten, die sich einander zubrüllten, scholl das laute, dringliche Bitten eines einzelnen: „Kameraden, Hilfe! Ich liege unterm Minenhund, er drückt mir die Brust ab." Und nun begann ein nächtliches Zwiegespräch, das ich

Digitized by Google

nie vergessen werde. Irgendwoher aus der Dunkelheit fragte eine Stimme: „Karl, bist du's?" „Ja, ja, ich bin's, der Hübner Karl. Kamerad, ich bin verheiratet, vier Kinder, erst jetzt ins Feld, Landsturmmann. Komm nur fix." Drauf der andere: „Bis nur ruhig, mir helfen dir schon, laß nur erscht die Granaten vorüber." Und lauter an unsichtbare andere der stummen, gefahrdräuenden Nacht: „He, Kameraden, wer's ehrlich meint mit der Kameradschaft, raus und dem Hübner Karl geholfen. Hat vier Kinder und ist erscht raus ins Feld." „Ach Gott, ach Gott," seufzte aus der Tiefe des Granatloches die von erlöster Spannung und Zuversicht matte Stimme des Liegenden, vergelt's Gott, Kameraden!"

Da waren genug Fäuste, die noch unter den letzten Granaten der französischen Batterie zugriffen, den Hübner aus seiner schlimmen Klemme zerrten und den alten, bösen Minenhund wieder auf die Beine brachten.

Nach Fort Douaumont sind wir nicht mehr gekommen. Spät genug trafen wir ohnehin in unseren Schlafslöchern wieder ein. Gern hätt' ich diese historische Bekanntschaft trotz aller Nöte noch mitgenommen, aber mein Herz sang und klang das „Ich hatt' einen Kameraden".

Vermischtes.

Picardischer Sommer. Ein irdisches Paradies ist das Land hier. Es schadet nichts, wenn ich das schon irgendwo festgestellt habe, man kann's nicht oft genug wiederholen. Picardie nennt sich dies Paradies.

Das Land ist reich und schön. Wohl wert, Preis und Einsatz eines Krieges zu sein, aber zu reich und zu schön, um ihm als Schauplatz zu dienen. Trotz alles Bodenreichtums sind die Bewohner nicht sonderlich wohlhabend. Das liegt an dem französischen Schlendrian und an dem törichten Sparsystem, an Stelle nutzbringender Verwertung alles Erübrigte in Kisten und Kasten einzuschließen. Wohl auch an den allzu zahlreichen Schlössern mit Parks und unbestelltem Land. Schlösser aller Art und jeden Stils, große und kleine wie in Belgien.

Der picardische Sommer ist von südländischer Helle und Glut. Mohn brennt mit roten Lichtern in dem Grün der Wiesen, über denen schon lange die forgende Hand der Eigentümer nicht mehr waltet. Hier und dort haben wir den Landwirtschaftsbetrieb übernommen. Unsere Fahrer mähen mit Sense und Maschine, täglich wird Heu eingefahren. Ein älterer Offizierstellvertreter, im Zivilberuf Landwirt, leitet diesen Teil des Dienstes.

Das ganze Land ist ein Garten. Ein Auf und Ab von grünen Hügeln. Viel Bäume, und keine Baumgruppe, die nicht von Künstlerhand gepflanzt scheint. Es ist, als hätte ein Lenôtre hier gewaltet. Unmerklich fast gehen die freistehenden Baumgruppen, wundervolle Pappelhaine zumeist, in die gehegten Parkanlagen eines Landsitzes, diese wieder in freistehende Baumgruppen über; kaum, daß eine verwitterte, efeuüberrankte Mauer oder ein altes Holzgatter den Park von der Dorfflur trennt. Und in den Parks Schlösser und Pavillons, Schmuckkästen feinster Lebenskunst.

Mit dem Park, der eines jener Schlösser umrahmt, erlebten wir eines Abends dies: Wir befanden uns in unserer vorgeschobenen Beobachtungsstelle, auf dem rechten Flügel der Division. Es war eine freundliche Mondnacht, so recht für andre Dinge bestimmt als Kampf und Totschlag. Da erhob sich im Park unter den dunklen Bäumen eine Stimme, die eines französischen Offiziers vielleicht, und eine Arie aus „Rigoletto", dann der Prolog aus „Bajazzo" tönte herüber. Es ging wie ein Aufhorchen durch die stillen Räume, die ganze Front war ein ergriffenes Lauschen. Die Stimme wuchs, schwang sich tönend empor an den Hängen unseres Berges, blühte auf wie eine Zauberlilie aus Wunderland. Wir erkannten: ein Sänger ersten Ranges war es, der sich da vernehmen ließ. Als er geendet, auf Kilometerbreite im deutschen Graben dankendes Händeklatschen. Dann stieg, von deutschem Munde gesungen, in metallener Reine das Preislied aus den „Meistersingern" zum Sternenhimmel empor. Und wieder Beifall, diesmal aus dem französischen Graben. Es war seltsam, man sah tagsüber nur Schwarze in den feindlichen Gräben, Turkos und Senegalesen. Reinh. Weer.

Goethe im Krieg. Als 1792 Preußen und Österreich gemeinsam gegen Frankreich zu Felde zogen, weilte auch Goethe eine Zeitlang bei den Heeren und machte die Operationen gegen Verdun mit. Das Ergebnis und seine persönlichen Erlebnisse in diesem unrühmlich verlaufenen Kriegsabenteuer der Verbündeten hat er in seiner „Campagne in Frankreich" für die Mit- und Nachwelt festgehalten, und so wissen wir auch, wie er sich mit den mancherlei Strapazen abfand, die ihm nicht erspart blieben. Namentlich die Leiden des Rückzugs, der infolge andauernder Regengüsse sich besonders furchtbar gestaltete, mußte er eine ganze Weile mitertragen. Um seinen Pferden die Fahrlast auf den grundlosen aufgeweichten Straßen und Wegen zu erleichtern, verließ er sein bequemes Gefährt und schwang sich auf einen Küchenwagen, den er aber schließlich auch verlassen mußte. So sah er sich gezwungen, bei dem entsetzlichen Wetter auf nackter Erde zu schlafen. Er hatte indes bald „ein praktisches Mittel ersonnen", wie man solche Not überdauern konnte. Er schreibt darüber: „Ich stand so lange auf den Füßen, bis die Knie zusammenbrachen; dann setzt' ich mich auf einen Feldstuhl, wo ich hartnäckig verweilte, bis ich niederzusinken glaubte, da dann jede Stelle, wo man sich horizontal ausstrecken konnte, höchst willkommen war . . . ." Mehrere Tage hindurch hat sich der Dichter mit diesem Mittel behelfen müssen, bis er dann endlich mit mehreren Kranken zusammengetan wurde und mit diesen nach Verdun kam. Hier fand er anderntags sein altes Gefährt mit neuen Pferden wieder. -z-

Digitized by Google

Ein deutsches Tornisterwörterbuch als „historisches Dokument“. (Mit 3 Abb.) Es war gewiß ein erfreuliches Zeichen und eine tüchtige Leistung, daß man es in Deutschland schon bald nach Kriegsbeginn fertig gebracht hat, besondere „Tornisterwörterbücher“ in Englisch, Französisch und Russisch für unsere Soldaten herauszubringen, aber es wird sich keiner darüber wundern, der die großen Wörterbücher von Muret-Sanders, von Sachs-Villatte, die Hand- und Schulausgaben davon, die Taschenwörterbücher, die Sprachführer und Unterrichtsbriefe und all die anderen sprachlichen Hilfsmittel kennt, die schon früher erschienen sind und die auf ein ungeheures, zu jeder Verwendung bereit liegendes Material in dieser Hinsicht schließen lassen.

Abb. 1. Die Titelseite des englischen „Hunnen-Handbuchs“, das zu einigen Blättern aus einem Tornisterwörterbuch für deutsche Soldaten humoristische Zeichnungen enthält.

Von den Engländern, die bekanntlich weder Lust noch Talent haben, fremde Sprachen zu erlernen, kann man solche Kenntnis billigerweise nicht verlangen, und so werden wir uns wiederum durchaus nicht wundern, daß sie über die „Tornisterwörterbücher“ ganz aus dem Häuschen sind.

Wir freilich wissen, weil wir auch im Kriege die engl. Neuerscheinungen ruhig und sorgsam beobachten, daß in England (und sie haben das allerdings nötiger als wir) eine ganze Anzahl ähnlicher Bücher nach und nach erschienen ist; wir wissen, daß ihre Verfasser so urenglische Namen wie z. B. F. G. Zimmermann tragen, und wir besitzen diese Bücher. Es erscheint uns aber andrerseits kaum bemerkenswert, daß die Engländer unsere Sprachführer erst dadurch kennen gelernt haben, daß sie bei einem Gefangenen gefunden worden sind. Sogar den Namen dieses Soldaten überliefern sie uns. Er heißt Virskowski, gehörte dem 56. Inf.-Regt. an, wurde Ende Januar 1915 bei La Bassée leicht verwundet und hat, in englische Hände gefallen, sein Büchlein im Kanadischen Lazarett zu Le Torquet dem Rev. G. Anderson Wills zum Geschenk gemacht, vielleicht nicht ganz freiwillig. Doch das mag dahinstehen, der geistliche Herr hat dann sein möglichstes getan, seine Landsleute mit diesem fluchwürdigen Erzeugnis deutscher Hinterlist bekannt zu machen. Er hat zu dem Zwecke das Buch sogar zerlegt und blätterweise verteilt, und der arme Gefangene ist einem Kreuzverhör darüber unterworfen worden.

Es ist ganz interessant, den schwerwiegenden Feststellungen zu folgen, die da gemacht worden sind, und zu sehen, was man für Schlüsse daraus gezogen hat.

Die deutschen Soldaten, heißt es, führen in ihrem Tornister ein Kriegsliederbuch, ein Gebetbuch, ein Tagebuch und ein kleines Wörterbuch mit militärtechnischen Ausdrücken bei sich. Dazu kommt noch das verdächtige „Tornisterwörterbuch“, das durchaus den Eindruck macht, als ob es für den erwarteten „Tag“ eines Einfalls in England vorbereitet gewesen sei. Es trägt zwar die Firma eines bekannten Berliner Verlags, aber keine Preisangabe, auch läßt sich nirgends daraus ersehen, daß es einen offiziellen Ursprung hätte. Aber das ist natürlich kein Gegenbeweis. Die übrigen Soldatenbücher, die erwähnt worden sind, lassen das auch nicht erkennen. Wenn nun auch der sichere Beweis, daß dies Tornisterwörterbuch ein Werk des deutschen Generalstabs ist, fehlt, so läßt sich das doch aus der sehr sorgfältigen Bearbei-

Abb. 2. Aus dem englischen Tornisterwörterbuch. Im Quartier: Are you the owner of this house? (Sind Sie der Besitzer dieses Hauses?)

Digitized by Google

Abb. 3. Aus dem englischen Tornisterwörterbuch. „I'm Quartier: Show me to my room! (Zeigen Sie mir mein Zimmer!) That dirty hole? What do you think! (Dieses schmutzige Loch? Was fällt Ihnen ein?)

tung und aus den militärischen Kenntnissen schließen, die es verrät. Dazu kommt noch als besonders verdächtig, daß der Soldat, bei dem es gefunden worden ist, vorher zwei Monate laug in Kiel gelegen hat! Er stand also doch auf dem Sprunge, samt seinem Wörterbuch in England einzufallen. Erschwerend tritt der Umstand hinzu, daß bei deutschen Soldaten in Frankreich ein gleiches französisches, bei solchen in Rußland ein gleiches russisches Tornisterwörterbuch beschlagnahmt worden ist. Es ist somit sonnenklar, daß Deutschland drei Heere bis auf die kleinsten Kleinigkeiten vorbereitet dastehen hatte, um die drei Großmächte Rußland, Frankreich und England zu überfallen. Schließlich wird noch die Frage aufgeworfen: „Wann faßte Deutschland den endgültigen Entschluß, den Weltfrieden zu brechen?" — Die Geschichte wird seiner Zeit die Antwort darauf geben, aber gewisse Schlüsse läßt schon das „Wörterbuch" zu. Die Agadir-Krise war im Herbst des Jahres 1911. Die britischen Armeeuniformen, aber, die hier beschrieben worden sind, geben den Stand vom Sommer 1912 wieder, und damit hat man das Datum des Buches, — „Ein Strohhalm verrät, woher der Wind weht." —

Das alles wissen wir aus zwei englischen Büchern. Das eine, „The Huns' Handbook for the invasion of England" — der Hunnen Handbuch für den Einfall in England — zeigt eine Reihe von Seiten aus dem Tornisterwörterbuch in vergrößerter Wiedergabe und bringt sonstige Auszüge daraus; die Hauptsache daran aber sind 17 humoristische und dabei ziemlich hübsche und harmlose Zeichnungen eines englischen Künstlers. In diesem Zusammenhang könnte man nun auch die oben skizzierte Einleitung des Buches als eine gewollt humoristische auffassen, wie sie ja auch tatsächlich wirkt, und die ganze Sache wäre nichts weiter, als ein nicht übel gelungener Scherz. Aber sie ist bitter ernst gemeint. Ihre demnach unfreiwillige Komik wird nun noch durch das zweite Buch verstärkt. Dies ist von einem Herrn J. R. H. O'Regan verfaßt, der von dem Rev. Wells auch „drei Seiten" (es werden wohl vier Seiten oder drei Blätter gewesen sein) des Tornisterwörterbuchs erhielt, und in einer der größten englischen Verlagshandlungen erschienen. Es heißt: „The German War of 1914 —. Illustradet by Documents of Europeau History, 1815—1915" und enthält auf über 100 Seiten eine Auswahl von Staatsverträgen und sonstigen Dokumenten zur Vorgeschichte des Krieges. Darunter figuriert im Anhang, weil es „nicht ganz" auf der Stufe der übrigen Aktenstücke steht, zusammen mit Faksimiles daraus auch unser „Tornisterwörterbuch" — als ein „historisches Dokument"! Wir sind überführt. — O sancta simplicitas! -h.

Ein Heldentod. „Kurz nach Kriegsausbruch," so erzählt J. D. Doumela Nieuwenhuis-Nygaard, Pfarrer an der evangelischen Gemeinde zu Gent, in seinem Kriegstagebuch, „wurde ich auch zu einem Hauptmann der Reserve namens Paul August Ehrhardt gerufen, der sich zur Zeit des Kriegsausbruchs an der Küste von Flandern befand, und, als er abreisen wollte, festgenommen und infolge seines ehrlichen Geständnisses ins Gefängnis gesteckt wurde. „Warum weigerten Sie es nicht, zu antworten?" fragte ich ihn. „Ich bin ein Deutscher und spreche die Wahrheit," antwortete er und sah mich mit seinen blauen braunen Augen durchdringend an. Welch ein Mann! Aus jedem seiner Züge sprach Unternehmungslust und Kraft. Er war Großkaufmann in Norddeutschland, ein geborener Süddeutscher. Ich besuchte ihn wiederholt und hielt ihm die Möglichkeit eines Todesurteils vor, obschon ein Advokat gesagt hatte: „Sie werden ihn vielleicht zum Tode verurteilen, aber eigentlich können sie es nicht tun, denn er befand sich vor dem Ausbruch des Krieges hier und wollte abreisen. Außerdem war die Küste damals noch nicht einmal in Kriegszustand, man kann ihn demnach nicht vor ein Kriegsgericht stellen." Ich selbst kann dies nicht beurteilen, denn ich bin kein Jurist. Als die Deutschen Brüssel eingenommen hatten und man am 21. August ihren Einzug in Gent erwartete, brachte man ihn aus der Stadt (Gent) — wohin, war mir unbekannt, bis ich ein Telegramm aus St. Nikolaus-Waas bekam, aus dem ich sein Todesurteil las; man bat mich, ihn auf den Tod vorzubereiten. Früh am Morgen ging ich hin. Die Reise war in dieser Kriegszeit beschwerlich und man konnte nicht leicht in das Fort gelangen. Die ersten Schildwachen ließen mich allerdings passieren, aber ein barscher Unteroffizier versperrte mir den Weg, trotz des Telegrammes vom „Auditeur" und meines Scheines vom Ministerium.

Während einer guten halben Stunde stand ich in der glühenden Sonne vor der Brücke, rings um mich eine neugierige Soldateuschar.

Ein Offizier war nicht zu finden. Ein wallonischer Unteroffizier, ein Protestant, aus dem Bassin de Charleroi, befahl darauf den Soldaten, sich zu entfernen, was indessen nicht geschah. Endlich kam ein junger Leutnant, der aus dem Telegramm nicht klug werden konnte, da es in jener Sprache gehalten war, die von 60 Prozent der belgischen Bevölkerung gesprochen, für die übrigen 40 Prozent aber nur ein Anlaß ist, in französischer Sprache Befehle zu erteilen . . .

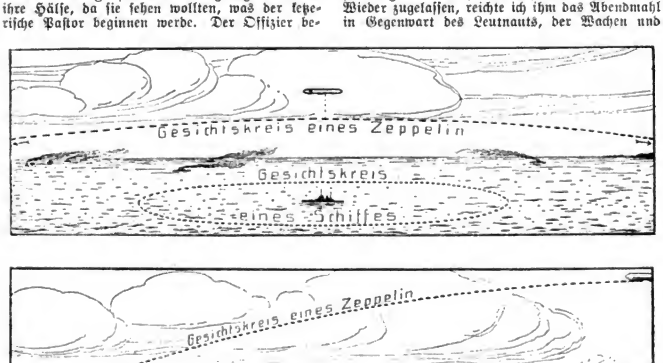
Digitized by Google

Bald öffnete sich vor mir eine schwere Türe und ich kam in ein elendes Loch, worin der deutsche Offizier, der am selben Tage sterben sollte, auf einem zerbrochenen Stuhle saß.

Dort habe ich ihn auf den Tod vorbereitet. Hinter mir stand ein Soldat mit Gewehr und aufgepflanztem Seitengewehr, hinter dem Gefangenen ebenfalls einer und zwischen uns der junge Leutnant.

Vor dem Fenster reckten neugierige Soldaten ihre Hälse, da sie sehen wollten, was der letzerische Pastor beginnen werde. Der Offizier beund sogar die zuschauenden Soldaten, die als Flamen von dem Gesprochenen ein wenig verstanden, fühlten den erhabenen Geist dieses deutschen Mannes.

Ich mußte meine Tätigkeit dann, da der Leutnant hinausging, unterbrechen und mit hinaus, da ich keinen Augenblick mit dem Gefangenen allein bleiben durfte. Während ich draußen wieder wartete, nahm man mir die Adresse seines Vaters, seiner Frau und seines Geschäftsteilhabers ab. Wieder zugelassen, reichte ich ihm das Abendmahl in Gegenwart des Leutnants, der Wachen und



Darstellung des Unterschieds des Gesichtskreises bei einem Kriegsschiff und einem Zeppelinluftschiff auf See.

Die beiden Zeichnungen illustrieren augenfällig den Wert, den die Luftaufklärung durch Flieger und Luftschiffe auf See besitzt, sofern überhaupt genügende Sichtigkeit des Wetters besteht. Noch sinnfälliger mag der Unterschied erscheinen, wenn man weiß, daß man vom Ausguck eines Kriegsschiffes (Linienschiff, Kreuzer) rund 20 km im Umkreis überschauen kann, während Fliegern und Luftschiffen eine zehnfach so große Rundsicht gestattet ist, sofern sie sich in entsprechender aber durchaus nicht übermäßiger Höhe befinden und nicht Wolken oder Nebelbänke das Gesichtsfeld beeinträchtigen, ein Umstand, der allerdings in der Nordsee häufig anzutreffen ist und ja auch bei der Seeschlacht vor dem Skagerrak die deutsche Flotte auf die wertvolle Mitwirkung der Luftschiffe verzichten hieß.

fahl ihnen, sich zu entfernen. Aber sie blieben dennoch.

Der Posten hinter mir erbot sich darauf, seine Nummer des „Laatste Nieuws" vor das Fenster zu hängen, aber keiner der Anwesenden hatte einen Gegenstand zum Befestigen der Zeitung. . . .

Lange Zeit habe ich darauf mit dem Gefangenen gesprochen, mit ihm gelesen und gebetet. Nie werde ich diese Stunde vergessen. Meine Stimme versagte immer wieder.

Mit inniger Liebe sprach er von seinem alten, frommen Vater. In demselben Gottvertrauen, welches seines Vaters Stärke gewesen war, wollte er sterben. Er sprach auch über seine junge Frau, über sein Geschäft — über alles.

Nie werde ich diese Heldenseele vergessen. . . .

Auch der junge Offizier konnte sich dem Eindruck, den der Gefangene machte, nicht entziehen, einer Anzahl neugieriger Soldaten, die sich hereingedrängt hatten.

In diesen Augenblicken fühlten wir die Nähe Gottes und wurden wunderbar gestärkt. . . . . Dann trat der Kommandant herein, worauf der Deutsche in meiner Gegenwart die Bitte stellte, seine Abschiedsbriefe an Vater, Frau und Familie mir übergeben zu dürfen. Man verweigerte ihm das. Darauf stellte er die weitere Bitte, ihm die Augen nicht zu verbinden, ferner, man möge vier Taschentücher in sein Blut eintauchen und sie seinen Verwandten schicken. . . . Da man alsdann immer noch nicht ermitteln konnte, um welche Stunde der Offizier erschossen werden solle, beschloß ich, die Zeit zu nutzen, nach Antwerpen zu gehen und den Versuch zu machen, für den Verurteilten um Gnade zu bitten.

Allein es fuhr um diese Zeit kein Zug, und

Digitized by Google

ein Fahrrad wollte man mir nicht leihen. So beschloß ich, zu Fuß zu gehen. Ich wurde auf Grund meiner Papiere auch in die Stadt eingelassen, aber alle meine Mühe, um den amerikanischen Gesandten oder den Sekretär des Königs zu finden, war vergebens. Ich traf nur den sehr freundlichen Dekan von Antwerpen. Dieser sagte mir indessen, daß der Kommandant von Antwerpen keine Gnade kenne, und daß er selbst keinerlei Einfluß auf ihn habe.

Obschon man mir auf Ehrenwort versprochen hatte, meinen Deutschen, für dessen Leben ich bitten wollte, nicht in meiner Abwesenheit zu erschießen, lief ich in großer Angst über die Militärschiffbrücke zurück.

Über das, was dann weiter an diesem Tage geschah, über meinen Abschied von dem Deutschen, kann ich nicht schreiben. Aber ich setze die Worte jenes Unteroffiziers aus Lüttich hierher, der mit dabei gewesen ist:

„Wenn sie solch eine Heldenseele aus der Welt schaffen, dann schaden sie der ganzen Menschheit, denn solche Männer gibt es selten. Ich bin schon in vielen Schlachten dabei gewesen und habe viel Mut und ebensoviel, oder vielleicht mehr, Feigheit gesehen — aber solch einen Geist habe ich noch nicht gesehen . . . Welch ein Mut, welch ein Gottvertrauen angesichts des Todes! Wenn wir solche Offiziere gehabt hätten, wir hätten viel mehr leisten können." —

An diesem Tage kam ich, nach einer entsetzlichen stundenlangen Reise in einem für vier Personen bestimmten Abteil, in dem sich aber zehn Personen befanden (ich selbst lag auf dem Fußboden), wie ein gebrochener Mann nach Hause . . .

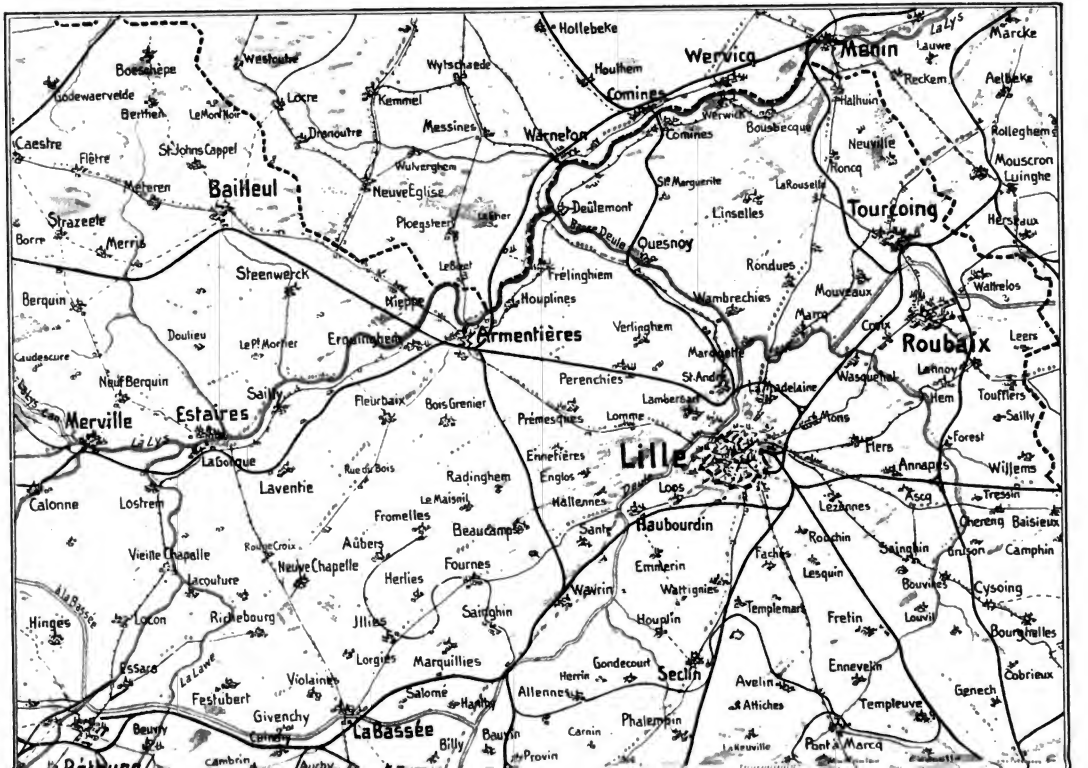
Einige Monate später traf ich den Bruder des Erschossenen, von dem ich hörte, wie man die Leiche des zu Tode Gebrachten beraubt und aus seinen Kleidern Anzüge für die Kinder des Totengräbers gemacht hatte . . ." A. T.

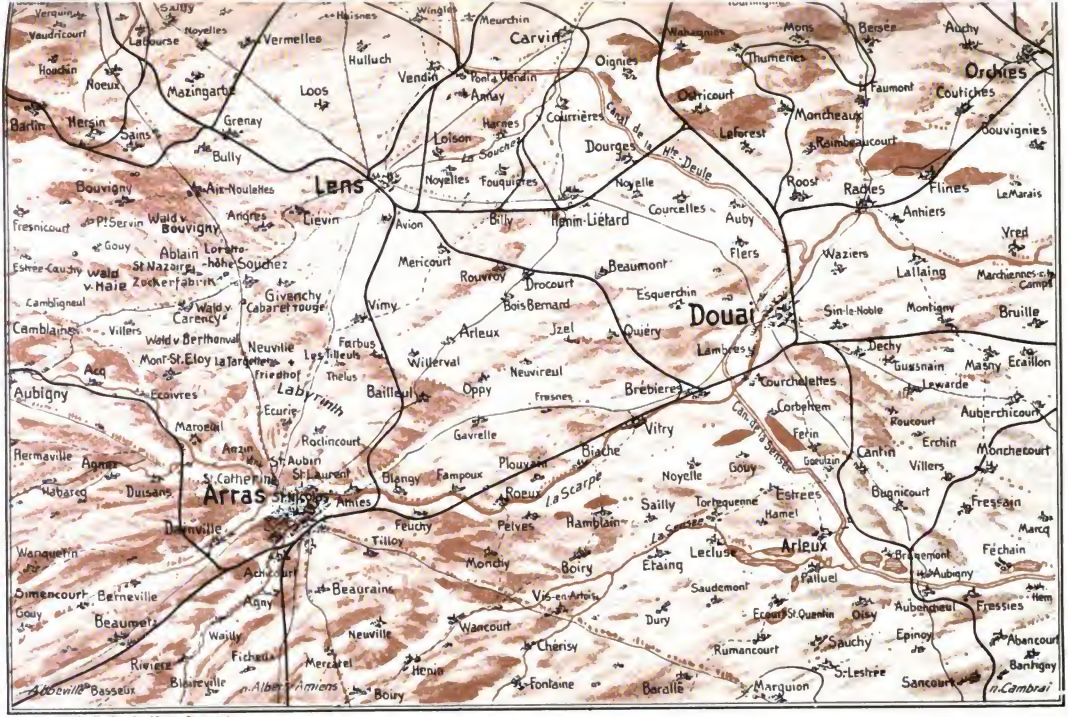
Auf der Rattenjagd in einem englischen Schützengraben. Zu den übelsten Zugaben des Stellungskrieges gehört nach übereinstimmender Ansicht aller Soldaten die Rattenplage, die sich bei der großen und raschen Vermehrungsweise dieser gefährlichen Nager vielfach zu einer Kalamität ersten Ranges ausgewachsen hat, zumal es nahezu nichts gibt, was nicht von diesen Tieren angefressen und zerbissen wird. Der Feldzug gegen die Ratten ist deshalb ein Krieg für sich und bildet ein eigenes, alle am Kriege beteiligten Völker gleichermaßen berührendes Kapitel des Weltkrieges.

Auf der Rattenjagd in einem englischen Schützengraben.
Nach einer englischen Zeitschrift.

Wie man in den engl. Schützengräben den Ratten zu Leibe geht, zeigt unser Bild. Auch unsere Soldaten bekämpfen in ihren Stellungen diese Kriegsplage mit allen zu Gebot stehenden Hilfsmitteln. Zu Katzen, Hunden und Eulen sind neuerdings noch eine Reihe chemische Gifte enthaltende Präparate gekommen, von denen namentlich die Meerzwiebelgifte und das neue Ratin-System gute Wirkung haben. Letzteres, das sich auf bakteriologischem Verfahren aufbaut, verhältnismäßig unschädlich für andere Tiere ist und aus einer erstmaligen Auslegung von Kulturen und aus einer zweiten Auslegung eines bakterienfreien Ergänzungspräparates, des sogen. Ratinin besteht, hat sogar vollen Erfolg erzielt und zu völligem Verschwinden der Ratten in den damit bearbeiteten Gräben geführt. Ein neuer Beweis dafür, daß unserer Wissenschaft nachgerade alles möglich ist, während man bei den Feinden die Plage noch mit Hunden und dem Bajonett bekämpft. -z-

Digitized by Google


Hollebeke
Wervicq
Menin
Lauwe
Marcke
Boesinghe
Westoutre
Wytschaete
Houthem
Comines
Reckem
Aelbeke
Godewaervelde
Berthen
LeMont Noir
Locre
Kemmel
Halluin
Caestre
Flêtre
St Johns Cappel
Dranoutre
Messines
Warneton
Werwick
Bousbecque
Neuville
Rolleghem
Mouscron
Wulverghem
Roncq
Luinghe
Meteren
Bailleul
Neuve Eglise
Ste Marguerite
LaRouselle
Strazeele
Borre
Merris
Ploegsteert
Deûlemont
Linselles
Tourcoing
Herseaux
Lether
Rouge Deule
Quesnoy
Steenwerck
Frelinghem
Rondues
Berquin
Houplines
Wambrechies
Mouveaux
Wattrelos
Nieppe
Marq
Croix
Doulieu
Le Pt Morter
Ennetières
Armentières
Verlinghem
Roubaix
Leers
Caudescure
Nouf Berquin
Perenchies
Marcq en Barœul
St André
Wasquehal
Lannoy
Hem
Toufflers
Sailly
Fleurbaix
Bois Grenier
Lambersart
La Madeleine
Merville
Estaires
Premesques
Lomme
Mons
Sailly
Lys
Forest
Hers
Ennetières
Lille
Annapes
Willems
La Gorgue
Englos
Loos
Tressin
Calonne
Lostrem
Lavenie
Radinghem
Le Maisnil
Hallennes
Lezennes
Ascq
Chereng
Baisieux
Fromelles
Beaucamps
Santes
Haubourdin
Rouchin
Seingbin
Brunson
Camphin
Vieille Chapelle
Rouge Croix
Aubers
Emmerin
Faches
Bouvines
Cysoing
Lacouture
Neuve Chapelle
Herlies
Fournes
Wavrin
Wattignies
Lesquin
Templemars
Louvil
Bourghelles
Hinges
Locon
Richebourg
Illies
Sailly sur la Lys
Houplin
Fretin
Pesars
La Lawe
Lorgies
Marquillies
Gondecourt
Herrin
Seclin
Ennevelin
Violaines
Festubert
Salomé
Allennes
Avelin
Cobrieux
Givenchy
Haulchy
Attiches
Genech
Templeuve
Beuvry
Cuinchy
La Bassée
Billy
Bauvin
Carnin
Phalempin
Provin
Lakeuville
Pont à Marcq
Cambrin
Auchy



Franckh'sche Verlagshandlung, Stuttgart

Karte der Kampfgebiete um Arras und Lille

Selbst der Krieg, wenn er mit Ordnung und Heiligachtung der bürgerlichen Rechte geführt wird, hat etwas Erhabenes an sich. Kant.

Chronik des Krieges.

Vom 12. bis 27. Juni 1916.

12. Juni. Englische Gegenangriffe bei Ypern. Weiteres Vorschieben der deutschen Linien östlich der Maas. — Eine russische Kavalleriebrigade wird südöstlich Dubena (Dünafront) durch Artilleriefeuer zersprengt. Bei Baranowitschi entwickeln sich Artilleriekämpfe. Die Armee Bothmer behauptet sich siegreich an der Strypa. Russische Reiterei besetzt Horodenka. Am Styr und bei Kolbin werden russische Angriffe durch die Österreicher und Ungarn abgeschlagen. — Angriff italienischer Torpedoboote gegen den Hafen von Parenzo.

13. Juni. Ein Teil der bei Zillebeeke genommenen Stellungen geht wieder an die Engländer verloren. Weitere deutsche Fortschritte rechts der Maas. Patrouillengefechte nördlich der Somme und in den Argonnen. — Erfolgreiches Erkundungsgefecht südlich des Narocz-Sees. Ein starker russischer Angriff bei Baranowitschi wird abgeschlagen. Deutsche Flieger bombardieren die Bahnknotenpunkte und Truppenplätze hinter der russischen Front. Die Österreicher und Ungarn behaupten sich südlich Bojan und nördlich Czernowitz gegen die Russen. — Die Türken bringen den Engländern am Euphrat und bei Fellahje, sowie den Russen im persischen Grenzgebiet und im Tschoruktale Schlappen bei.

14. Juni. Russische Angriffe bei Przesolока werden abgeschlagen, ebenso russische Übergangsversuche über den Pruth vereitelt. Westlich Luck sind die Russen ziemlich weit vorgedrungen, dagegen mißglücken ihre Versuche, den Übergang über den Stochod—Styr-Abschnitt zu erzwingen. — Heftige italienische Angriffe gegen den Görzer Brückenkopf, die Hochfläche von Doberdo und die Dolomitenstellungen bleiben ergebnislos. — Seegeplänkel in der Ostsee.

15. Juni. Vergebliche Angriffe der Franzosen gegen den Südhang des „Toten Mann". Auch rechts der Maas bleiben die Deutschen im Vorteil. — Die Armee Bothmer weist neuerliche Angriffe der Russen ab, und es macht sich überhaupt ein gefestigter Widerstand gegen die russische Offensive geltend. Russische Reiterei wird südlich des Dnjestr zurückgeschlagen. Die Österreicher und Ungarn behaupten sich siegreich bei Wisniawczyk und im Stochod—Styr-Abschnitt. — Die Italiener erschöpfen sich in weiteren vergeblichen Gegenangriffen an den schon genannten Punkten. Österreichische Seeflugzeuge sind wieder erfolgreich an den italienischen Küstenbahnen tätig.

16. Juni. Starke Artillerietätigkeit beiderseits der Maas. Vorpostenkämpfe nördlich der Aisne und bei Celles in den Vogesen. Zahlreiche Flugkämpfe an der Westfront. — Die Heeresgruppe Linsingen greift im Stochod—Styr-Abschnitt in die Kämpfe gegen die Russen ein. Diese dringen weiter gegen Czernowitz vor. — Italienische Angriffe an der südlichen Isonzofront, sowie am Mrzli-Brh, gegen die Dolomitenstellungen und auf der Hochfläche von Asiago.

17. Juni. Ein französischer Angriff im Thiaumontwalde bricht zusammen. Sonst an der Westfront nur kleinere Zusammenstöße und zahlreiche Luftkämpfe. — Armee Linsingen erzielt bedeutende Erfolge und nimmt 3500 Russen gefangen. Die Russen erzwingen den Übergang über den Pruth und besetzen Czernowitz. An allen anderen Punkten halten die Österreicher und Ungarn durch heftige Gegenstöße die russische Offensive auf. — Erneute Angriffe der Italiener an der Isonzofront, in den Dolomiten und bei Asiago werden durch Artilleriefeuer vereitelt. — Tod des Generaloberſten von Moltke. — Verschärfte Blockade Griechenlands durch die Westmächte.

18. Juni: Auf der Westfront kleinere Gefechte östlich Bailly, auf der Höhe La Fille Morte, im Thiaumontwald und im Fuminwald. — Nordwestlich Luck entwickeln sich für uns günstige Kämpfe, und namentlich macht die Armee Linsingen erhebliche Fortschritte. Die Österreicher und Ungarn gewinnen Raum am oberen Stochod und schlagen russische Angriffe nordöstlich Lopuszno, sowie bei Gorochow und Lokaczy ab. — Italienische Vorstöße bei Selz und zwischen Brenta und Astico werden vereitelt. Dagegen wird ihnen ein Höhenrücken südlich des Bussi-Bollo entrissen, wobei 700 Gefangene in die Hände der Sieger fallen.

19. Juni. Kleinere deutsche Vorstöße an der Front der Armee Hindenburg sind erfolgreich. Gefecht zwischen einem deutschen Marineflugzeug und zwei russischen Zerstörern im Meerbusen von Riga. Siegreiches Vordringen der deutschen Truppen nordwestlich Luck. Russische Angriffe bei Logischin und Kolki brechen unter schweren Verlusten zusammen. Erbitterte Kämpfe bei Kiesilin. In der Bukowina erzwingen die Russen den Übergang über den Sereth, da-

Digitized by Google

gegen bleiben die Österreicher und Ungarn bei Lokaczy in Wolhynien und bei Gurziatyn im Vorteil. — Abflauen der italienischen Angriffe.

20. Juni. Auf der Westfront nur Artillerie- und Patrouillenkämpfe. — Russische Stellungen bei Dünaburg werden durch überraschende deutsche Vorstöße überrannt. Weitere heftige Kämpfe nordwestlich Luck und bei Gruzatyn, wobei 1000 Russen gefangen genommen werden. — Die Italiener werden bei Rosreddo zurückgeschlagen. — In Albanien werden die Italiener zur Räumung des Brückenkopfes von Feras genötigt. — Ein russisches Tauchboot ist in der Ostsee verloren gegangen. — Ein Fliegerangriff auf El Arisch kostet die Engländer drei Flugzeuge. — Erfolgreicher Angriff eines bulgarischen Flugzeugs auf einen feindlichen Transportdampfer bei Porto Lagos.

21. Juni. Patrouillenkämpfe in Flandern gegen die Engländer. — Deutsche Truppen weisen russische Vorstöße bei Logischin und Kolki ab und erstürmen russische Stellungen zwischen Sokul und Liniewka. Die Russen versuchen vergeblich, aus dem Raum von Luck vorzubrechen. Auch ihre Angriffe gegen die Armee Bothmer scheitern. Ebenso behaupten sich die Österreicher und Ungarn in ihren Stellungen. — Französische Fliegerangriffe gegen Karlsruhe, Trier und Müllheim. — Ultimatum der Vierverbandsmächte an Griechenland. — Ausbruch von Feindseligkeiten zwischen Nordamerika und Mexiko.

22. Juni. Ein englischer Angriffsversuch östlich Ypern wird im Keime erstickt. Französische Gegenangriffe bei der Feste Vaux abgeschlagen. — Vorpostenkämpfe bei den Heeresgruppen Hindenburgs und des Prinzen Leopold von Bayern. Die deutsche Gegenoffensive westlich Luck macht weitere Fortschritte. Im Stochod—Styr-Abschnitt scheitern mehrere russische Vorstöße. Russischer Vormarsch in der Bukowina. — Italienische Angriffe bei Doberdo, an der Dolomitenfront und bei Primolano werden abgewiesen. Österreichische Seeflugzeuge belegen Monfalcone und Venedig mit Bomben. — Griechenland fügt sich den Forderungen des Vierverbands.

23. Juni. Im Kampfraum von Verdun werden der Höhenrücken „Kalte Erde", das Panzerwerk Thiaumont und das Dorf Fleury von den Deutschen erstürmt, denen dabei 2673 Gefangene in die Hände fallen. — Die Heeresgruppe Linsingen erzielt bedeutende Erfolge gegen die Russen. Diese besetzen Kimpolung (Bukowina). An allen anderen Punkten vermögen sie keine Erfolge gegen die Österreicher und Ungarn zu erzielen. — Die Italiener greifen im Plöckenabschnitt vergeblich an. — Erfolgreiche Tätigkeit österr.-ungar. Wasserflugzeuge und Torpedoboote gegen die italienischen Küstenplätze.

24. Juni. Auf der Westfront machen sich Vorbereitungen zu einer englischen Offensive bemerkbar. Die Franzosen versuchen vergeblich, das ihnen am Vortage entrissene Gelände zurückzuerobern. — Abwehr russischer Angriffe durch die Armee Linsingen. Die Österreicher und Ungarn ziehen sich in der Bukowina auf die Karpathenpässe zurück, während sie in Galizien mit Erfolg zu Gegenangriffen vorgehen. — Neue italienische Angriffe an der Dolomitenfront mißglücken. Ebenso ein Handstreich italienischer Torpedoboote gegen Pirano. Dagegen versenkt ein österreichisches Unterseeboot einen feindlichen Hilfskreuzer und einen ihn begleitenden Zerstörer.

25. Juni. Die französischen Gegenangriffe östlich der Maas enden mit einem vollständigen Mißerfolg. — Die Russen werden in Wolhynien in die Verteidigung gedrängt. Die Armee Linsingen hat ihnen während der Gegenangriffe bereits mehr als 12000 Gefangene abgenommen und erstürmt neuerdings feindliche Stellungen in einer Breite von 3 km. — Zwischen Etsch und Brenta macht sich mehr und mehr eine starke italienische Gegenoffensive geltend, vor der die Österreicher und Ungarn unbelästigt den Rückzug antreten.

26. Juni. Lebhafte Gefechte zwischen den englischen und deutschen Vortruppen auf der Westfront. Die fortgesetzten französischen Angriffe rechts der Maas bleiben ergebnislos. — Gegen die Russen werden südwestlich Luck weitere Erfolge erzielt, und auch auf der litauischen Front finden günstige Patrouillengefechte statt. Die Österreicher und Ungarn weisen bei Jacobeni starke russische Angriffe ab. — Die Italiener schreiten erfolglos zum Angriff auf die neuen österreichischen Stellungen zwischen Etsch und Brenta. — Aus Ostafrika kommt die Nachricht von einem Sieg der deutschen Schutztruppen über eine Burenbrigade bei Kondoa Irangi.

27. Juni. Stärkeres Artilleriefeuer an der deutsch-englischen Front. Heftige französische Gegenangriffe gegen den Höhenrücken „Kalte Erde" und das Dorf Fleury werden unter schweren Verlusten abgeschlagen. — Die große russische Offensive ist völlig ins Stocken gekommen, deutsche Truppen drängen die Russen bei Liniewka weiter zurück, österreichisch-ungarische behaupten sich siegreich bei Novo-Poczajew und bei Torczyn. — Die italienische Gegenoffensive zwischen Etsch und Brenta wird angehalten. Auch im Plöckenabschnitt bleiben alle Anstrengungen der Italiener fruchtlos. An der küstenländischen Front bemühen sie sich mit Artilleriefeuer.

Digitized by Google

Illustrierte Kriegsberichte.

Das Abenteuer von Gallipoli.

Von **Dr. Kurt Floericke.** Mit 6 Abbildungen.

II. Die Schlacht bei Krithia und das Eingreifen der deutschen Unterseeboote.

Am 25. u. 26. April 1915 war den verbündeten Engländern und Franzosen die Landung auf Gallipoli wenigstens an zwei Punkten unter schweren Einbußen gelungen, aber die Lage der ausgeschifften Truppen war keineswegs eine rosige, denn sie blieben notgedrungen auf den schmalen Strandstreifen kleben, die noch unmittelbar unter dem Schutze ihrer schweren Schiffskanonen lagen. Vor sich hatten sie allenthalben ein überaus schwieriges Gelände, das während der letzten Wochen durch türkischen Fleiß unter deutscher Leitung zu einer einzigen Festung von großer Furchtbarkeit umgewandelt worden war, zu deren Verteidigung sieben Armeekorps bereit standen. Die vielen kreuz und quer verlaufenden Bergrücken der Halbinsel mit ihren fast senkrechten Schluchten und tief eingeschnittenen Hohlwegen gaben an sich schon die prächtigsten natürlichen Verteidigungsstellungen ab, und jetzt zogen sich noch überall mit raffinierter Geschicklichkeit angelegte Schützengräben hin, die ihrerseits wieder durch unterirdische Gänge und Stollen miteinander verbunden waren. Konnte man im Innern der Halbinsel auch nicht von bestimmten Forts sprechen, so doch von einem ungeheuren, mehr oder minder zusammenhängenden Befestigungssystem, durch das das Aussehen der Örtlichkeiten vollkommen abgeändert worden war. Neue Erdwerke boten den Riesengranaten besseren Widerstand als die aus Mauerwerk hergestellten alten Küstenforts, jede Schlucht wurde zu einem Hindernis, jeder Abhang zu einem kleinen Plewna, jeder versteckte Winkel zu einer wohlverborgenen Batteriestellung, die auch das schärfste Fliegerauge nicht zu entdecken vermochte. Alle diese Verteidigungsanlagen waren verbunden durch neu angelegte, trefflich gegen Einblick und Schußwirkung gesicherte Straßen. In der aus der Geländegestaltung sich ergebenden Unmöglichkeit, große Massen zu einheitlichem Vorstoß zu vereinigen und zum Sturm gegen die von den Türken besetzten und mit großen Abwehrbatterien gekrönten Höhen vorzubringen, ist zugleich die Tatsache begründet, daß auf diesem eigenartigen Kriegsschauplatze trotz monatelanger hartnäckigster Kämpfe eigentlich nie eine wirkliche

Abb. 1. Das Kampffeld von Achi Baba. Nach einem englischen Original.

Digitized by Google

Schlacht sich entwickeln konnte. Aus dem geträumten Spaziergang nach Stambul, aus dem erhofften raschen und kühnen Gewaltdurchbruch durch die türkische Front wurde ein langwieriger Schützengrabenfeldzug, der an Zähigkeit und Erbitterung, an Mannigfaltigkeit der Kriegsmittel zu Lande und zur See, in den Lüften und unter dem Wasser, aber auch an Härte und Rücksichtslosigkeit gegen die friedliche Bevölkerung des Landes selbst in diesem fürchterlichsten aller Kriege seinesgleichen suchte. Der Türke ist ja von jeher ein äußerst zäher Verteidiger gewesen, und gerade bei der Art und Weise der Kriegführung auf Gallipoli konnte er seine trefflichen soldatischen Eigenschaften voll und ganz zur Geltung bringen. Es war der unvergeßliche Geist von Plewna, der hier die türkischen Fahnen umrauschte. Trotz ungeheurer Verluste gelang es den Verbündeten nicht, wesentliche Fortschritte zu machen, und wenn sie auch hier und dort einmal ein paar Schützengräben gewannen, so ging doch dieser bescheidene Erfolg gewöhnlich bald wieder verloren oder konnte nicht ausgenutzt werden. So waren Engländer und Franzosen auf Gallipoli in eine richtige Sackgasse geraten, und schließlich saßen sie geradezu in einer Art Mausefalle. Trotz alledem muß man sich fragen: warum konnten Kerntruppen Frankreichs und Englands im Verein mit reich besoldeten indischen und australischen Hilfstruppen jener Türken nicht Herr werden, die doch wenige Jahre vorher im Balkankrieg verhältnismäßig rasch den Bulgaren, Griechen und Serben erlagen? Nun, das große Geheimnis des türkischen Erfolges liegt in der durch die deutschen Generale und Berater zur Vollendung erhobenen Organisation aller Zweige der Armee, die wie eine tadellos geschmierte Maschine arbeitete und die, um der türkischen Nation neues Leben einzuflößen, alles, vom Führer bis zum einfachen Soldaten, vom Kraftwagen bis zum Kamel in den Dienst der gleichen Sache stellte, ja selbst die alten, seit Jahrhunderten unbenutzt daliegenden Mörser wieder gebrauchsfähig zu machen verstand. Doch soll auch nicht verkannt werden, daß die Aufgabe der Angreifer von allem Anfang an eine überaus schwierige war. Ihre Schiffe mußten beständig von weit entfernten Stützpunkten aus alles Nötige herbeischaffen, mußten tagtäglich von neuem gefährliche Landungen ausführen, oft unter feindlichem Feuer, oft bei tosendem Sturm. Aber sie mußten gewagt werden, denn wie wollte man sonst ein großes Heer auf Gallipoli unterhalten, das nichts bietet als Felsen und dürftige Macchie, dem in der trockenen Jahreszeit sogar das Trinkwasser fehlt? Schroffer Temperaturwechsel zwischen heißen Tagen und eisig kalten Nächten machen das Klima überdies noch ungesund, ganz besonders für Truppen, die wie die Indier, Australier und Kanadier aus weiter Ferne kamen und sich erst akklimatisieren mußten. So hatten Natur und Menschenkunst hier eine derartige Fülle von Hindernissen aufgetürmt, daß man die Dardanellenstellung in der Tat und in gewissem Sinne als uneinnehmbar bezeichnen konnte.

Die Stellungen der gelandeten Engländer und Franzosen hatten den großen Nachteil, daß sie nicht in unmittelbarer Verbindung miteinander standen und daß deshalb die gegenseitige Unterstützung viel zu wünschen übrigließ. In ihren Verschanzungen und Lagern dem Feuer der feindlichen Artillerie, auch dem der schweren Batterien des anatolischen Ufers, ausgesetzt, für ihren Unterhalt und den Verkehr mit der Außenwelt lediglich auf die Schiffe angewiesen, befanden sich die Verbündeten in der Tat in einer wenig beneidenswerten Lage. Anfangs waren sogar noch der Strand, die Landungsstellen und die ankommenden Boote dem höllischen Schrapnellhagel der Türken ausgesetzt, was schwere Verluste zur Folge hatte. So sah der Berichterstatter der „Times“ ein Boot in der Brandung treiben, in dem aufrecht nur 8 Leichen saßen, darunter ein Matrose, der immer noch das Ruder in der erstarrten Hand hielt. War es da zu verwundern, daß die Soldaten bald nur noch von der „Hölle auf Gallipoli“ sprachen? An einer Stelle wurden 5 in aller Eile erworbene italienische Kauffahrteischiffe versenkt, um als Grundlage für eine große Landungsbrücke zu dienen. Als aber diese Millionenwerte darstellende Landungsbrücke in Benützung genommen werden sollte, stellte es sich zur unliebsamen Überraschung der Engländer heraus, daß sie im wirksamsten Feuerbereich einer bis dahin unbemerkt gebliebenen türkischen Batterie gelegen war und deshalb schleunigst wieder aufgegeben werden mußte. Die türkischen Batterien bei Intepe auf dem asiatischen Ufer bildeten überdies eine fortwährende Bedrohung des rechten Flügels der Verbündeten, beschossen Kriegs- und Transportschiffe, verhinderten technische Arbeiten, töteten Telegraphisten und Beobachter. Nachts wachte für sie das riesige Zyklopenauge des Scheinwerfers von Tschanak, den zu treffen alle Anstrengungen der englischen Schiffsgeschütze vergeblich blieben. Derart häuften sich die Verluste an Toten, Verwundeten, Gefangenen und Kranken, daß ein monatlicher Nachschub von 35 bis 45000 Mann nur zur Ausfüllung der gerisse-

Digitized by Google

nen Lücken erforderlich wurde. Es wurde also während der ganzen Dauer des verfehlten Gallipoli-Abenteuers allmonatlich ein volles Armeekorps nutzlos zerrieben. Jeder Zollbreit erkämpften Bodens mußte mit Blut bezahlt werden, ohne daß sich doch irgendwelche Aussicht auf einen glücklichen Enderfolg blicken ließ. Man hat berechnet, daß jeder gewonnene Kilometer die Verbündeten 10000 Mann kostete! Und der Weg nach Stambul war so weit!

Für die ersten Landoperationen hatten die Verbündeten folgende Streitkräfte zur Verfügung: bei Ari Burnu 3 Brigaden Australier und Neuseeländer, 1 Brigade Kanadier, die Royal Naval-Division; an der Südspitze der Halbinsel auf dem linken Flügel 3 Divisionen Engländer (Lancashire-Division, Norfolk-Füsiliere, Schotten, Light Naval Infantry, Landwehr von Lancashire) unter General Hamilton, auf dem rechten Flügel 2 Divisionen Franzosen (175. und 176. Linienregiment, 6., 7., 8. Kolonialregiment, 2. Zuavenregiment, nichtdeutsche Abteilungen der Fremdenlegion unter General Gouraud. Während der ersten Tage nach der Landung waren die Verbündeten bemüht, durch ein Tag und Nacht fortgesetztes Artilleriefeuer, namentlich auch aus den schweren Schiffsgeschützen die Türken niederzuhalten und zurückzudrängen, damit die Landungstruppen etwas Raum nach vorwärts gewinnen konnten. Die Türken, die mit ihrer Munition sparsam umgehen mußten, erwiderten nur in abgemessenen Zwischenräumen und nur, wenn sie ein bestimmtes Ziel vor sich sahen, aber ihre aufmerksamen, meist von deutschen Offizieren geleiteten Batterien erwiesen sich als Meister im Treffen und im Verbergen, so daß sie selten vom Feind mit genügender Sicherheit festgestellt werden konnten. Zu Lande waren die nimmermüden Maschinengewehre und Feldgeschütze das Alpha und Omega der türkischen Verteidigung. Wo immer die Verbündeten einen kleinen Geländegewinn errungen hatten, da setzten auch sofort wütende Gegenstöße mit dem Bajonett ein, wobei sich der türkische Soldat als ein furchtbarer Kämpfer erwies und im Handgemenge gewöhnlich Sieger blieb. Anfangs erlitten bei diesen Gefechten auch die Türken schwere Verluste, da sie sich zu weit in den wirksamen Schußbereich der Schiffskanonen vorwagten und sich in ihrem Kampfeseifer von den deutschen Offizieren nicht rechtzeitig zügeln ließen. Die Bajonettangriffe wurden deshalb auf die Nachtzeit verlegt, wo die Schiffsgeschütze kein sicheres Ziel hatten. Das ergab eine Reihe höchst malerischer, spannender und fesselnder Gefechtsbilder. Oft schien der Kanonendonner die ganze Welt verschlingen zu wollen. Ganze Schwärme von Granaten stoben brüllend über die Köpfe der in ihren Gräben kauernden Soldaten, die sich die Ohren mit Gras verstopft hatten und auch die direkt ins Gesicht gebrüllten Befehle nicht verstehen konnten. Dicke Wolken roter und brauner Rauchschwaden zogen über das Meer, und bisweilen hatte man den Eindruck, als ob von dem Widerhall des furchtbaren Geschützdonners die starren Felsen ringsum wackelten. Dazwischen erhob dann wohl einer der schweren türkischen Mörser, die verdeckt hinter den Höhen standen, seine Donnerstimme, überschwemmte das Ohr mit geradezu erschütternden Tonwellen und fügte so einen neuen gewaltigen Orchestersatz in das verschwommene Höllenkonzert. Rastlos suchend und tastend geisterten die Lichtsäulen der Scheinwerfer die Bergwände entlang; das Knattern des Kleingewehrfeuers schlug scharf an das Ohr des Beob-

Abb. 2. Blick in den Seglerhafen von Kilid el Bahr.
Nach einer Federzeichnung von M. Zimmerer.

achters, ab und zu unterbrochen von dem Krachen der Feldgeschütze, die einen Hagel von Schrapnells auf die Reihen der türkischen Infanterie niederprasseln ließen oder ihre Stellungen mit Sprenggranaten zu erschüttern suchten. Dumpf rollten dazwischen die Maschinengewehre, minutenlang, viertelstundenlang ohne wesentliche Unterbrechung mit ihrer ratternden Stimme die Frühlingsnacht durchbellend. Und wenn dann die Geschütze schwiegen, wenn einmal das Knattern der Gewehre nicht mehr gehört wurde, dann wußte man, daß in diesen Augenblicken, die stets nur verhältnismäßig kurz waren, das Gefecht am allerheftigsten tobte, daß dann der Nahkampf mit Kolben und Bajonett, mit Seitengewehr und Revolver, das blutigste Morden und Schlachten, das Ringen von Mann zu Mann entbrannt war. — Wenn die englischen Panzerschiffe die feindlichen Batterien nicht finden konnten, dann bemühten sie sich wenigstens redlich, alles Leben an den Ufern des Meeres zu ertöten und als geeignetstes Mittel dazu benutzten sie die Brandstiftung. Die einst so blühende Töpferstadt Tschanak Kaleh ward nun vollends zu einem wüsten Trümmerhaufen zusammengeschossen. Die im Bogen geschleuderten Riesengranaten der „Queen Elizabeth" zerstörten die Schiffsbrücke von Nagara und erschwerten dadurch die Versorgung der auf der Halbinsel kämpfenden türkischen Truppenteile mit Lebensmitteln. Recht gut bewährte sich bei diesen Kämpfen ebenso wie auf dem mitteleuropäischen Kriegsschauplatz das französische 75 mm-Geschütz, durch dessen Wirkung mancher wütende Türkensturm abgeschlagen werden konnte. Andererseits machten den Verbündeten die türkischen Scharfschützen viel zu schaffen, die sich mit einer Wochenration und 1000 Patronen weit vor der Front in Erdhöhlen versteckt hielten und ein besonderes Geschick im Abschießen der feindlichen Offiziere bekundeten. Sie waren um so schwerer ausfindig zu machen, als sie sich Hände und Gesicht grün zu färben und die Uniform mit Blättern zu bestecken pflegten, um sich der Umgebung anzupassen. Zu der Beute, die die Türken machten, gehörten vielfach auch Hunde, die von den Engländern als zuverlässige Wachtposten wie auch zum Aufstöbern der feindlichen Verstecke benutzt wurden.

Vom Kap Helles aus, in dessen Nähe sich das Grabmal des Protesilaos befindet, der im Trojanischen Kriege als erster Grieche vom Schiff ans Land sprang, erblickt man die berühmt gewordenen Höhen von Krithia und dahinter den zweiarmigen steilen Bergrücken Achi Baba, von dessen beherrschenden, stark befestigten Kuppen aus die prachtvoll versteckte türkisch-deutsche Artillerie fast die ganze südwestliche Hälfte der meerumspülten Halbinsel unter wirksames Feuer nehmen konnte. Wollten die Verbündeten das Dardanellentor auffsprengen, so mußten sie sich durch die Bewältigung dieser furchtbaren Höhenstellung zunächst erst einmal den Schlüssel dazu verschaffen. Voraussetzung zu einem wirksamen Angriff auf die Höhen war aber wiederum die vorherige Wegnahme des von Griechen bewohnten Weindorfes Krithia selbst. Um dieses von zwei Seiten her packen zu können, waren die Engländer, während sich die Franzosen am Kereves-dere eingruben, bestrebt, ihren linken Flügel während der ersten Maitage längs des Strandes so weit nordöstlich vorzuschieben, daß er die Ortschaft von Westen her bedrohen mußte. Unter tätiger Mitwirkung der Flotte gelang dies auch, zumal noch eine Brigade Indier gelandet werden konnte und die Gurkhas als Naturkinder sich in dem schwierigen Gelände gut zurecht fanden. Nunmehr konnte zum Angriff auf die Stellungen von Krithia selbst geschritten werden, und dies führte zu den hartnäckigen, äußerst blutigen Kämpfen vom 6.—8. Mai, die man zusammenfassend wohl als Schlacht von Krithia bezeichnen darf. Es war tatsächlich eine begrenzte Feldschlacht fast nach altmodischem Muster, nur in größerem Rahmen, wobei die Befehlshaber die Bewegungen ihrer Truppen durch Fernsprecher und Feldtelegraphen nicht nur nach den Berichten ihrer Unterführer leiteten, sondern in der Hauptsache nach dem, was sie mit eigenen Augen zu erblicken vermochten. Die Engländer hatten die Aufgabe, vom ägäischen Ufer aus auf dem linken Flügel vorzugehen und das stattliche Dorf Krithia zu nehmen, während die Franzosen durch das Tal des Kereves-baches auf dem rechten Flügel vom Dardanellenufer her vordringen und schließlich beide Teile umfassend den Achi Baba angreifen sollten. Am ersten Schlachttage ruhte, wie der englische Berichterstatter Ashmead Bartlett schildert, die Hauptlast des Kampfes auf den Franzosen. Um 11 Uhr vormittags fingen deren Geschütze an zu spielen, und zugleich schleuderten die englischen Panzerschiffe, namentlich „Agamemnon", ihre Riesengranaten gegen die höchsten Erhebungen hinter Krithia. Schon eine halbe Stunde später krochen die blaurückigen Senegalesen aus ihren Schützengräben und stießen in aufgelösten Reihen vor. Eine Zeitlang machten sie Fortschritte, da sie von ihrer Artillerie gut gedeckt wurden, aber dann stockten sie an den Hängen vor dem erbitterten Widerstand der Türken, die in gut ausgebauten, sehr engen und tie-

Digitized by Google

Abb. 3. Ein türkischer Angriff gegen eine englische Stellung am sogen. Schokoladenhügel (der Name kommt von der braunen Erdfarbe des Hügels her) auf Gallipoli. Man sieht die türkischen Sturmkolonnen gegen die Schützengräben eines australischen Regiments vorgehen. (Nach englischer Darstellung.)

sen Gräben auf dem Kamme lagen, so daß ihnen das Artilleriefeuer nur wenig Schaden zuzufügen vermochte. Immer wieder wälzten sich lange Wellen der dunkelblauen Senegalesen vor, aber nur um in dem verheerenden Kugelregen zusammenzubrechen. Schließlich wurden sie, übel mitgenommen, zurückgezogen, und hellblaue Turkoregimenter nahmen ihre Stelle ein; aber die türkische Infanterie erwies sich als unerschütterlich. Den ganzen Tag über wogte der Kampf hin und her, und als endlich gegen Abend das Gewehrfeuer verstummte, war der französische Vormarsch endgültig zum Stehen gebracht.

Am Vormittag des 7. Mai eröffneten die englischen Geschütze ein wütendes Feuer auf den rechten Zipfel des Achi Baba. Die Granaten hüllten jeden Zoll Boden in dicken Rauch, und es erschien unmöglich, daß irgendein Lebewesen in dem von ihnen bestrichenen Gelände ausharren könne, dessen Gebüsche und Schluchten von dem platzenden Lyddit gelb geworden waren. Nun setzte der englische Vorstoß mit voller Wucht auf dem linken Flügel ein, wo die 87. und 88. Brigade aus ihren Schützengräben hervorbrachen. Aber kaum standen sie im Freien, als auch schon die türkische Infanterie, die sich bis dahin völlig ruhig verhalten hatte, sie mit einem furchtbaren Feuer empfing aus verborgenen Gräben, deren Vorhandensein man zwar geahnt, deren Lage man aber nicht näher festzustellen vermocht hatte. Offenbar hatten die Türken erstaunlich wenig durch das Geschützfeuer gelitten. Zwar nahmen die Briten mit verbissenem Bulldoggenmut einige Gräben, aber nur um dahinter neue zu finden, die ihren Angriff aufhielten. Auf dem französischen Flügel hatte bis dahin lediglich Geschützkampf stattgefunden, wobei die Türken überraschenderweise eine neue Batterie nach der andern demaskierten, überhaupt ihre Artillerie meisterhaft handhabten, indem sie nur dann und dort schossen, wann und wo es unbedingt nötig war. Als nun die französische Infanterie wieder vorging, wurde sie mit einem solchen Hagel von Schrapnells empfangen, daß ihre Linie ins Wanken kam, dann zusammenbrach und den Abhang hinunterfegte, wobei ein Teil der Flüchtigen zwischen die Schwarmlinien der englischen Schiffsdivision geriet und auch diese in Verwirrung brachte. Die Lage sah hier ernst genug aus und konnte nur durch den Einsatz schleunigst herangeholter Reserven einigermaßen wiederhergestellt werden. Gegen 5 Uhr unternahm der linke englische Flügel einen neuen Angriff auf den rechten Bergarm und das Dorf Krithia. Aber auch hier gerieten die Angreifer alsbald in ein verheerendes Schrapnellfeuer. Die Geschosse platzten genau über den Engländern und warfen derartige Wolken von Sand und Erde auf, daß ganze Kompagnien für längere Zeit den

Digitized by Google

Blicken entzogen wurden. Die hereinbrechende Dunkelheit machte dann dem Kampfe ein Ende, ohne daß die Engländer wesentlich an Gelände gewonnen hatten.

Der 8. Mai brachte den Höhepunkt der Kämpfe. Nachdem diese den ganzen Tag über ohne ersichtlichen Erfolg hin und her gewogt hatten, eröffneten die Verbündeten um 5¼ Uhr nachmittags plötzlich nochmals von jedem Schiff und von jeder Batterie aus eine gewaltige Beschießung. Alle Panzerschiffe und Kreuzer gaben mit den Geschützen aller Kaliber Schnellfeuer auf beide Arme des Achi Baba, auf Krithia, auf jeden Fleck Gebüsch und auf jede Schlucht, die einen Feind verbergen konnten. Die schenßlichen Lyddit granaten hüllten ganze Hügel in riesige Wolken von gelbem Giftrauch und suchten jeden Zoll der Hänge ab, die zum Achi Baba hinaufführten, während die kleineren Kanonen die vorgelagerte Ebene bestreuten. Es war ein großartiges, schauerlich-schönes Schauspiel, und tausendfach gaben die Felsenhügel den Donner der schweren Geschütze und den Knall der platzenden Geschosse zurück. Das ganze Land sah aus, als ob es plötzlich in Brand gesteckt und in wenigen Minuten von einer festen Schicht aus gelbem, grünem und weißem Rauch bedeckt worden wäre, aus dem hier und da Vulkane auszubrechen schienen, wenn die Granaten auf den höheren Bergkuppen platzten. Eine starke Viertelstunde lang dauerte dieses höllische Feuer. Dann schwieg es urplötzlich. Das war das Sturmzeichen, für die in ihren Gräben harrende Infanterie. Wie ein Mann erhob sich die ganze Linie und stürmte konzentrisch gegen Krithia vor. Nun mußte die Entscheidung fallen. Allen Theorien über das Artilleriefeuer nach mußten ja die Türken schon vernichtet sein oder doch derart zermürbt und betäubt von dem explodierenden Lyddit, daß sie unfähig waren, einem kraftvoll geführten Infanterieangriff zu widerstehen. Kein Türke hatte sich während der Beschießung blicken lassen, ihre Batterien hatten nur mit vereinzelten Schüssen geantwortet. Und doch! Kaum hatten die Verbündeten ihre Deckungen verlassen, als auch schon ein wahrer Orkan von Gewehr- und Maschinengewehrfeuer gegen sie losbrach aus Schützengräben und Buschgestrüpp, das die Granaten verbrannt hatten und das zum Teil noch in Flammen stand. In wenigen Sekunden schwoll das Gewehrfeuer zu einem ununterbrochenen, betäubenden Lärm an, durch den nur noch die schnellere Note der Maschinengewehre hindurch klang. Die Truppen schmolzen unter diesem entsetzlichen Kugelregen zusammen, wie Schnee an der Frühlingssonne. Die ganze Halbinsel schien sich in eine Hölle heulender und pfeifender Geschosse verwandelt zu haben, und die Erbitterung des Kampfes spottete jeder Beschreibung. Die Brigade des Generals Cox, die Gurkha-Regimenter und die Landwehrdivision aus Lancashire schlugen sich äußerst wacker, aber sie vermochten trotzdem nicht vorwärts zu kommen. Zwar drangen einzelne, besonders waghalsige englische Abteilungen in die vordersten Häuser von Krithia ein, aber sie vermochten sich dort nicht zu behaupten, wurden vielmehr nach erbittertem Handgemenge wieder hinausgeworfen und dann im zwischengelegten türkischen Sperrfeuer vollends aufgerieben. Als die Sonne dieses blutigen Tages unterging, hatten die Verbündeten zwar einige hundert Meter Vorgelände unter ungeheuren Verlusten gewonnen, aber sämtliche Hauptstellungen befanden sich nach wie vor fest und unerschüttert in den Händen der Türken. Trotzig, wie bisher, schaute der kanonengespickte und grabendurchwühlte Achi Baba unbezwungen auf die mit Leichen bedeckte Ebene zu seinen Füßen herab. Das Ziel des hartnäckigen Ringens war also für die Verbündeten nicht erreicht worden. Auch während der nächsten Wochen wurden hier nur noch ganz geringfügige Fortschritte erzielt, so vom 12. bis 14. Mai durch die Inder und am 17. durch die 29. englische Division. Ein verzweifelter Versuch der Australier, aus der Mausefalle Ari Burnu auszubrechen und die türkischen Linien zu überrennen, wurde am 15. Mai blutig abgewiesen. Das Tempo des Vordringens wurde nicht rascher, sondern immer langsamer, und der ganze Feldzug schien mehr und mehr versumpfen zu wollen.

Nun setzten aber auch schon die türkischen Gegenangriffe mit voller Wucht ein und brachten die Verbündeten mehr und mehr in Bedrängnis. Besonders heftig waren die Nachtangriffe vom 1. und 2. sowie vom 7. Juni. In dichten Massen wälzten sich vom Achi Baba her anatolische Regimenter, begleitet von den Landungsabteilungen der „Goeben“ („Sultan Jawus Selim“) und „Breslau“ („Midilli“) mit ihren Maschinengewehren, aus dem Dunkel hervor und ergossen sich in gewaltigen Wogen durch Schluchten und Täler, über Hänge und Hügel. Bald kam die feindliche Flotte in den Gesichtskreis, von riesengroßen Scheinwerfern grell beleuchtet, die dränenden Breitseiten nach dem Lande zu gerichtet. Noch blieb alles ringsum ruhig. Nur sprühende Signalraketen stiegen in gleichmäßigen Abständen in die Luft, und die Flam-

Digitized by Google

men der Leuchtbomben durchbrachen glühend die Dunkelheit. Wie ein Schattenheer rückten die osmanischen Truppen vor. Nur ab und zu wurde der Kommandoruf eines Offiziers und dumpfes Geräusch von der Artillerie vernehmbar. Sämtliche Zigaretten, sonst unentbehrliche Begleiter, waren gelöscht und fortgeworfen worden, denn sorgfältig mußte alles vermieden werden, was die Aufmerksamkeit auf die heranschleichenden türkischen Truppen lenken konnte. Mittlerweile war es 11 Uhr geworden, und auf die Minute eröffnete eine türkische Artilleriesalve die Schlacht im Dunkel. Maschinengewehre knatterten, und die Sturmkolonnen stürzten sich mit bewunderungswürdiger Todesverachtung vor gegen die feindlichen Schützengräben, wütend beschossen von der Schiffs- und Landartillerie der Verbündeten. In wenigen Sekunden war ein Höllensturm entfacht, Kommandorufe gellten durch die Nacht, Geschrei, Flüche, erhitzte Stimmen, ununterbrochen pfiffen Kugeln aus der Dunkelheit hervor, und dazwischen vernahm man wieder das gewaltige Brummen der großkalibrigen Geschosse, die die Luft sausend zerteilten und die Erde erbeben ließen, wenn sie in den Boden einschlugen. Mit wahrem Feuereifer bedienten die Tapferen von der „Goeben" und von der „Breslau" ihre totspeienden Maschinengewehre. Grelle Lichtstrahlen blendeten die Augen, und zwischen dem furchtbaren Donnern und Toben der Geschütze hörte man ein endloses Knattern, wie von Peitschenhieben. Das war der Schrapnellsturm, der nunmehr über die türkischen Reihen hinwegfegte. Doch diese setzten mit gesenktem Bajonett unbeirrt ihr rasendes Vorrücken fort. Wenn auch manche Abteilung in der Finsternis den Anschluß verlor und ausschied, so trug andere der Sturm doch vorwärts und bald bis in die vordersten englischen Gräben hinein. Sie wurden genommen und behauptet. Weitere Erfolge ließen sich angesichts der überlegenen feindlichen Schiffsartillerie allerdings nicht erzielen.

Inzwischen war den Türken aber ein neuer, mächtiger Helfer entstanden, in Gestalt deutscher Unterseeboote, die die abenteuerliche Wikingerfahrt um Europa herum und durch die von Kanonen starrende Meerenge von Gibraltar hindurch und über das ganze, von feindlichen Schiffen wimmelnde Mittelländische Meer bis zu den Dardanellen hin glücklich zurückgelegt und damit eine erstaunliche Rekordleistung geschaffen hatten, die vor dem Kriege wohl kein Mensch für möglich gehalten hätte. Die seegewaltigen Briten sollten sehr bald zu spüren bekommen, was

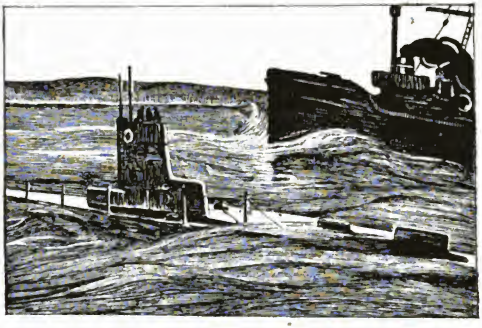


Abb. 4. Das erste deutsche Unterseeboot fährt in Begleitung eines türkischen Torpedobootes durch das Marmarameer nach Konstantinopel.

diese unvermutete Ausdehnung des Aktionsradius der unheimlichen deutschen Tauchboote für sie zu bedeuten hatte. Als erster traf Kapitänleutnant Otto Hersing mit „U 51" am 25. Mai vor den Dardanellen ein; er hatte seinen Heimathafen am 25. April verlassen, war also gerade einen Monat lang unterwegs gewesen. Der Laie kann sich von der überraschenden Größe dieser Leistung kaum einen richtigen Begriff machen. Man vergesse nicht, daß der nächste Seeweg von unseren Nordseehäfen bis zur Türkei volle 6100 km lang ist! Man stelle sich vor, daß ein kleines Kriegsfahrzeug von kaum 70 m Länge, 6 m Breite und mit nur 30 Mann Besatzung unter den schwierigsten Verhältnissen und zwischen zahllosen Feinden hindurch eine Reise machte, die etwa ebenso lang ist wie die von der Elbemündung bis Neuyork!

Aber auch schon vor dem unvermuteten Auftauchen der deutschen Unterseeboote war es für die englisch-französische Flotte vor Gallipoli etwas ungemütlich geworden. Dafür hatte am

Digitized by Google

15. Mai das türkische Torpedoboot „Muavenet Millié“ unter Kapitänleutnant Firle geborgt, der außer 60 Türken auch noch 14 Deutsche an Bord hatte. Ein Teil der englischen Schiffe kam damals allnächtlich nach der Mortobucht, von wo aus sie ein lebhaftes Flankenfeuer gegen die türkischen Stellungen zu eröffnen pflegten. Dem sollte durch den kühnen Handstreich des Torpedobootes ein Riegel vorgeschoben werden. Die von Admiral Souchon dem „Muavenet“ gestellte Aufgabe, bei Nacht eine mit Minen übersäte Zone zu durchbrechen, war sehr gefährlich, noch schwieriger fast die zweite: die Durchfahrt durch einen engen, von Torpedobooten und Zerstörern scharf bewachten Kanal, an dessen Ende zwei mächtige feindliche Linienschiffe als ersehntes Ziel lagen. Indessen begünstigte eine stockfinstere, diesige Nacht das waghalsige Unternehmen. Um 7 Uhr abends wurden bei der Insel Liman Pascha die Anker gelichtet, und vorsichtig und langsam schlich „Muavenet“ (auf der Schichauwerft erbaut, früher als „S 165“ zur deutschen Marine gehörig, dann aus den Geldern der Volksspende käuflich von der Türkei übernommen) durch die Wogen, sich möglichst nahe an der deckenden Küste haltend. Als das Schifflein kurz nach Mitternacht die Dardanellenausfahrt erreichte, war das englische Bombardement bereits verstummt. Die beiden Linienschiffe hatten sich unter dem Schutze der 8 in 2 Gruppen auf und ab patrouillierenden Zerstörer vor Anker gelegt und ihre Mannschaften in die Kojen geschickt. Auf nur 600 m Entfernung mußte „Muavenet“ an den englischen Zerstörern vorüber, blieb aber merkwürdigerweise unbemerkt, obwohl gerade in diesem Augenblick auf dem Lande eine Leuchtrakete aufflammte und die ganze Gegend weithin mit weißem Lichte übergoß. Langsam, leise, ohne Rauch ging es weiter. Um 1 Uhr wuchsen die massigen Umrisse der beiden abgeblendet daliegenden Panzerschiffe ungeheuerlich und riesenhaft aus der Dunkelheit empor. Man war nur noch hundert Meter vom Feinde entfernt. In atemloser Spannung fürchtete man, jeden Augenblick drüben grelles Scheinwerferlicht aufleuchten zu sehen. Aber nichts rührte sich. In aller Ruhe konnte Gefechtsstellung eingenommen werden. Und als endlich die Morselampe auf der Kommandobrücke des Linienschiffs „Goliath“ (13000 Tonnen, erbaut 1898) lässig die Parole heischte, da zischte auch schon der erste Torpedo phosphoreszierend durchs Wasser. Er traf unter der Brücke, der zweite zwischen den Schornsteinen, der dritte achterschiffs, wo er die Munitionskammer zur Explosion brachte. Ein dumpfes Dröhnen erscholl, eine ungeheure Flammensäule beleuchtete alles ringsum blutrot. Wenige Minuten später herrschte wieder dunkle Nacht — der „Goliath“ war gesunken. An Bord des anderen Panzers herrschte grenzenlose Verwirrung, und aufgeregt schossen die Zerstörer hin und her. Als sie endlich den Gegner erspäht hatten und seine Verfolgung aufnahmen, war es bereits zu spät. Vom Lande aus fluteten die grellen Lichtstrahlen der Scheinwerfer herüber, eiserner Hagel prasselte ins Wasser und trieb die Engländer in die Flucht. Ihre anderen Schiffe beschäftigten sich derweil mit Rettungsversuchen, aber viel gab es nicht mehr zu retten. So verlief der erste Fall, wo es einem Hochseetorpedoboot gelang, ein Linienschiff zu vernichten.

Kapitänleutnant Hersing schritt gleichfalls ungesäumt zur Tat, um das überraschungsmoment voll ausnützen zu können, und torpedierte noch in der Mittagsstunde des 25. Mai vor Ari Burnu das Linienschiff „Triumph“ (12180 Tonnen, 700 Mann Besatzung, erbaut 1903), das den rechten Flügel der englisch-australischen Stellung bei Kaba Tepe deckte und regelmäßig mit seiner schweren Artillerie die Bucht von Kilia beschoß. Es war ein schneidiges Stücklein, und die Engländer wurden darob so perplex, daß sie in der ersten Verwirrung ihre eigenen Fischdampfer beschossen. „Triumph“ zog in langsamer Fahrt und mit herabgelassenen Torpedonetzen die Küste entlang, zu seinem Schutze umschwärmt von mehreren Zerstörern und Avisos. Trotzdem kam „U 51“ auf gute Schußweite heran. Einer der Zerstörer fuhr gerade über das Tauchboot hinweg, dessen Besatzung die Propeller des feindlichen Schiffes deutlich hören konnte. Dann erhob sich „U 51“ aus dem Wasser, schoß einen Torpedo ab und versank von neuem. An Bord des „Triumph“ sah man den Torpedo ankommen und feuerte auf ihn mit leichtem Geschütz. Umsonst. Der Torpedo riß ein großes Loch in das Schutznetz und schlug dann gegen die Schiffswand, tat aber hier nicht mehr viel Schaden. Der gleich darauf abgeschossene zweite und ebenso der dritte Torpedo fuhren jedoch genau durch das gerissene Loch und entschieden das Schicksal des Schiffes. Es neigte sich sogleich auf die Seite, bis das Verdeck ins Wasser tauchte. Neun Minuten später kenterte es. Nachdem es noch 20 Minuten lang kieloben geschwommen war, verschwand es völlig in den unersättlichen Fluten. Ein Teil der Bemannung konnte gerettet werden. „U 51“ entkam glücklich der Verfolgung der englischen Zerstörer. Mit der Vernichtung

Digitized by Google

Abb. 5. Eine Landungsstelle der Verbündeten mit Vorräten und Kriegsmaterial, die unter dem Feuer türkischer Batterien liegt. Am Landungssteg im Vordergrund rechts schlägt eine türkische Granate ein.

des „Triumph" ist eine alte Rechnung ausgeglichen worden, denn „Triumph" war ja das englische Linienschiff, das sich an der Beschießung Tsingtaus durch die englische Flotte beteiligt hatte. Viel Triumph hatte es dabei allerdings nicht geerntet, vielmehr vom Iltisfort bald einige derbe Treffer erhalten und sich dann vorsichtig zurückgezogen. Schon zwei Tage später holte sich Kapitänleutnant Hersing, der dafür durch die Verleihung des „Pour le mérite" ausgezeichnet wurde, an der Südspitze von Gallipoli ein zweites Opfer. Diesmal war es das englische Linienschiff „Majestic" (15150 Tonnen, erbaut 1895, 757 Mann), das ebenfalls seine Torpedofangnetze ausgespannt hatte und von ungefähr 10 Transportschiffen umgeben war. Am Periskop des Tauchbootes konnte man sehen, wie die englische Mannschaft gerade beim Frühstück saß, aber es konnte ihr nicht mehr Zeit gegeben werden, ihre Mahlzeit zu beendigen. Gleichfalls noch im Mai wurde weiter ein Schlachtschiff vom „Agamemnon"-Typ sehr schwer beschädigt und mußte die Erfahrung machen, daß auch eine sehr große Anzahl begleitender Torpedoboote ein deutsches Unterseeboot nicht vom Angriff abschrecken. So wurden die Dardanellen mehr und mehr zu einem großen Massengrab der englischen Flotte.

Nachgerade wurde den Engländern dieser Tabak doch zu stark: innerhalb zweier Wochen 3 stolze Linienschiffe mit gewaltiger Bestückung — 104 große Geschütze gingen mit ihnen in die Tiefe — vernichtet, viele hundert gut geschulter Seeleute eingebüßt, das war ein bißchen viel. Demgegenüber bildete es einen schwachen Trost, daß ein englisches Tauchboot ins Marmarameer vordringen und angesichts der feindlichen Hauptstadt einen türkischen Munitionsdampfer versenken konnte. Es vollzog sich deshalb plötzlich ein Wandel, wie man ihn kurz vorher kaum für möglich gehalten hätte. Sämtliche feindlichen Schiffe verschwanden von der Bildfläche und verkrochen sich in den sicheren Häfen von Imbros. Mit einem Schlage war die ganze See im weitesten Umkreis von dieser lästigen Gesellschaft gesäubert und nur noch einige Torpedoboote kreuzten vor den Dardanellen. Die tägliche Beschießung schrumpfte von jetzt ab darauf zusammen, daß zwei kleinere Kreuzer ein kurzes und nervöses, schlecht gezieltes Feuer unterhielten und dann schleunigst wieder abdampften. Selbst die gewaltige „Queen Elizabeth" ließ sich nicht mehr blicken, die sonst mit ihren hühnereigroßen Schrapnells ganze Landstreifen übersät und mit ihren 7442 kg schweren Riesengranaten viel Staub aufgewirbelt hatte. Eigentlich schade drum — sie hätte ein gar zu lohnendes Ziel für unsere wackeren Unterseebootsleute abgegeben. Auch die noch immer den Nordausgang des Bos-

Digitized by Google

Abb. 6. Engländer und Franzosen auf Gallipoli: Mannschaften und ein schweres Geschütz auf einem Floß im Schlepptau eines kleinen Landungsdampfers.

porus blockierende Russenflotte wurde nun durch die deutschen Tauchboote verjagt, wobei der „Panteleimon" (12800 Tonnen, 741 Mann), der frühere „Potemkin" anrüchigen Angedenkens seinen Untergang fand.

Durch den Rückzug der Flotte geriet nun aber das Landungsheer bös in die Klemme, und seine Lage mußte um so schwieriger und trostloser werden, je mehr der regenlose Sommer vorschritt und damit Mangel an gutem Trinkwasser eintrat. Zunächst litt schon die taktische Lage der Verbündeten stark darunter, daß nun die Schiffsartillerie nicht mehr wie bisher das ganze Küstengelände unter dem Feuer ihrer schweren Geschütze halten konnte. Die ergebnislosen täglichen Schießereien kleiner englischer u. französ. Kreuzer hatten wohl auch nur noch den Zweck, das Sicherheitsgefühl und die Zuversicht der Landungstruppen zu erhöhen und zu beleben, die namentlich dem Feuer der anatolischen Batterien von jetzt ab sehr ausgesetzt waren. Trotzdem flaute die Stimmung der Truppen, seit ihnen der Rückhalt des starken Geschwaders fehlte, ersichtlich ab, und von dem früheren Schneid war nicht mehr viel zu bemerken. Auch auf Gallipoli selbst vermochten die Türken ihre Batterien näher heranzuschieben, und nicht selten schlugen ihre wohlgezielten Granaten in den Lagern selbst ein, töteten die in ihren Zelten ruhenden Mannschaften, zerschmetterten oder zersprengten die angepflockten Maulesel, zerstörten maschinelle Einrichtungen verschiedenster Art, namentlich sehr häufig die Telephonleitungen. In solchen Fällen schwang sich sofort ein australischer Reiter aufs Pferd und jagte in rasendem Galopp davon; auf der Kruppe seines hochbeinigen Gaules hatte er eine Rolle Telephondraht befestigt, die sich selbsttätig hinter ihm abrollte, so daß, wenn der Reiter nicht vorher abgeschossen wurde, die neue Leitung innerhalb weniger Minuten auf ebenso einfache wie praktische Weise wieder hergerichtet war. Um der Wassernot abzuhelfen, legte man dicht am Meere große Behälter an, in denen Meerwasser destilliert und in ein freilich recht minderwertiges Trinkwasser verwandelt wurde. Recht übel war es dagegen um das Lazarettwesen bestellt, und die Verwundetenfürsorge stellt eine der schimpflichsten Phasen des verpfuschten Dardanellenfeldzugs dar. Namentlich auf den Hospitalschiffen, die beständig zwischen Gallipoli, Alexandria und Malta hin und her fuhren, sollen geradezu grauenhafte Zustände geherrscht haben. Dabei forderten die türkischen Geschosse Tag für Tag im Lager zahlreiche Opfer. Am 30. Juni wurde auch der französische Oberbefehlshaber, General Gouraud samt seinem Stabschef schwer verwundet. Als der General, von dem Millerand seinerzeit großsprecherisch erklärt hatte, daß er der rechte Mann dazu sei, um ganz Gallipoli innerhalb 4 Tagen zu erobern, eben neu angekommene Truppen begrüßen wollte, schlug eine Granate dicht neben ihm ein und schleuderte ihn in die Luft, wobei er schwere Verletzungen am Kopf, Armen und Füßen erlitt. Auf dem Schiffe, das ihn nach Frankreich zurückführte, mußte ihm dann der rechte Arm abgenommen werden. Die Versorgung mit Lebensmitteln wurde durch den Rückzug der Flotte gleichfalls sehr erschwert, denn sie konnte nur noch nachts oder unter der falschen Flagge des Roten Kreuzes erfolgen. Wenn man auch nicht gerade am Hungertuche zu nagen brauchte, so wurde doch bald Schmalhans Küchenmeister, was namentlich die verwöhnten englischen Soldaten sehr unwirsch empfanden; statt ihnen etwas zu entziehen, ließ man deshalb lieber die Farbigen hungern, die ja auf Gallipoli überhaupt nur die traurige Rolle von Kanonenfutter spielten. Mancher sehnlichst erwartete Nahrungsmitteltransport fiel den aufmerksamen Türken zum Opfer; so gelang es ihnen, am 7. Juni einen großen Transport-

Digitized by Google

dampfer in Brand zu schießen und zum Sinken zu bringen. Acht Wochen lang regnete es keinen Tropfen, und bei der unerträglichen tropischen Temperatur lechzte alles förmlich nach dem himmlischen Naß. Selten nur breitete einmal ein Wölkchen für kurze Zeit einen Vorhang über das allzu freigebige Tagesgestirn, das seine Strahlen immer glühender und sengender zu der schmachtenden Erde herabsandte. Als die ärgste Plage aber erwiesen sich die Fliegen, die den bedauernswerten Soldaten das Leben geradezu zur Hölle machten. Die Zahl dieser elenden Geschöpfe ging ins Unendliche, alle Speisen waren schwarz von ihrem Gewimmel, in den Zelten machten sie durch ihr blödsinniges Gesumme jedes Ausruhen unmöglich. In dicken Schwärmen saßen sie auf den unbeerdigten Toten zwischen den Schützengräben; den Lebenden aber machten sie das Dasein zur Qual und brachten ihnen einen Ekel vor jedem Bissen bei, den sie zum Munde führen wollten. So wurde der aussichtslose Schützengrabenkrieg, in dem das Abenteuer von Gallipoli mehr und mehr versumpfte, für alle Beteiligten zu einer Quelle unendlicher Leiden. Strategisch war dieser Feldzug mit dem erfolgreichen Eingreifen der deutschen Unterseeboote eigentlich bereits entschieden, und es wäre das einzig Richtige gewesen, die Landungstruppen baldigst wieder einzuschiffen. Aber das vermochten britischer Hochmut und gallische Eitelkeit noch nicht über sich zu gewinnen. Es bedurfte erst der Öffnung des Verbindungsweges zwischen Mitteleuropa und dem Orient, wodurch dem leidigen Munitionsmangel der Türkei rasch abgeholfen werden konnte, um die Westmächte von der völligen Aussichtslosigkeit ihres verfehlten Unternehmens zu überzeugen.

Die Schlachten im Artois und in Französisch-Flandern.

(Schluß.) Von **Anton Fendrich.** Mit 3 Abbildungen.

Eine Stelle, noch wichtiger als Neuville, war Souchez und sein wie eine Totenkrone über dem Dorf liegender Kirchhof. Beim Sturm vom Morgen des 9. Mai hatten die Franzosen dort einige bayrische Feldgeschütze und zwei schwere Feldhaubitzen überrannt, sie aber nicht zurückführen können. Kanonen hinter Gräberkreuzen, das war ein seltsamer Anblick. Der Feind legte ein wütendes Artilleriefeuer auf die Gegend, als er unsere Absicht erriet. Tags zuvor schon hatten die Unseren stundenlang mit den Franzosen um die wertvollen Stücke gekämpft. Das Schicksal wollte es, daß ein Regiment von Fremdenlegionären die Beute retten sollte. Ein Regiment von Altelsässern wurde gegen sie eingesetzt und die Söhne des Sundgau vernichteten die Vaterlandsflüchtigen fast bis zum letzten Mann. Aber das war dem Auswurf aller Völker noch gelungen, die Geschütze mit Eisenketten zu verankern. Am Abend des 10. Mai brach der deutsche Angriff los, der nicht nur den Geschützen, sondern auch den beherrschenden Stellungen galt. Von Givenchy aus ging ein württembergisches Regiment vor und über die Höhe 140 ein sächsisches. Über die gegen den Feind zu abfallenden Hänge galt es vorzustürmen gegen die französischen Jäger zu Fuß und die Zuaven, die sich in den uns abgenommenen Gräben schon eingerichtet hatten. Ein grauenvoller Eisenhagel empfing die Stürmenden, und die Sprengstücke der Granaten rissen klaffende Lücken in die deutsche Tapferkeit. Da eilten aus Souchez heraus einige Kompagnien Bayern zu Hilfe und obwohl der Kirchhof unter dem französischen Granatpflug aufgewühlt war und gräßlich über seine Ufer trat, nahmen ihn Bayern und Württemberger zusammen in einem heldenhaften Ansturm. Die Ketten an unseren Geschützen klirrten und waren in der nächsten Viertelstunde hinter unsere schützende Linie zurückgeführt. Unterdessen waren die Sachsen weiter südlich vorgedrungen und hatten, allerdings unter furchtbaren Verlusten, die beherrschende Höhe 123 gestürmt. Souchez und seine Höhen galten als Riegel gegen den französischen Durchbruch zu viel, als daß unsere Grauen ihn nicht mit den schwersten Opfern auch gehalten hätten.

Zwischen Souchez und Ablain genau in der Mitte liegt an den Abhängen die Zuckerfabrik, deren Name berühmt geworden ist durch die Kämpfe, die sie umtobten. Daß es nach dem 9. Mai in den Trümmern der ehemaligen Fabrik noch lebende Wesen geben konnte, die bis in den Hochsommer hinein um den Besitz dieser Ruinen kämpften, das ist kaum zu glauben. Abwechselnd richteten Deutsche und Franzosen ihr schweres Geschütz auf diese Stelle. Kaum ein Quadratmeter Erde der nicht von den Geschossen getroffen worden ist. Die Gefallenen konnten nur in großen Zwischenräumen weggeschafft wer-

Digitized by Google

den und dann auch immer nur unter schwerer Lebensgefahr. Dabei war es so dringend nötig. Nicht nur wegen des letzten Liebesdienstes an dem Kameraden, sondern weil der nicht beerdigte Mitkämpfer in der Sommerhitze rasch selbst zu einem entsetzlichen Feind wurde. Ähnlich und noch schlimmer lagen die Dinge im Labyrinth südwestlich von Souchez gegen Ecurie hin. Das war ein wahrer Irrgarten von Gräben, Blockhäusern, zu Unterständen ausgebauten Kellern und in Forts verwandelten Häusern. Dort standen

Das gleiche Regiment, das hier in die Stürme des 9. Mai gekommen war, saß, von Norden, Westen und Süden umbrandet, in seinen Höhlen, und die Söhne des Algäus wehrten sich, mit flatternden Bärten und weit aufgerissenen Augen an den Trichterrändern stehend, gegen die nie erlahmenden Anstürmer Tag und Nacht fast nur mit Handgranaten. Was drüben bei den in den alten Bergwerksgängen von Neuville liegenden Kurhessen, Lothringern und Westfalen vorging, das wußten sie nicht. Sie sahen nur

Abb. 7. Ein Nachtgefecht bei Loos. Die Stadt und die Kohlenzechen in ihrer Umgebung stehen wie die davor liegenden deutschen Stellungen unter feindlichem Artilleriefeuer. Die Stadt ist bereits in Brand geschossen. Im Vordergrund liegen gegnerische Truppen zum Sturm bereit. (Nach englischer Vorlage gezeichnet von M. Zimmerer.)

unsere Feldgrauen vom 10. Mai an wie die Männer, die tagaus, tagein vor dem rasenden Orkan auf den Vorsprüngen eines Schutzdeiches stehen, gegen den eine fürchterliche Brandung unablässig Sturm läuft. Wolken von Feuerhagel und Eisenschauer gingen Tag und Nacht über diesen listigen Fuchsgängen der deutschen Stellungen nieder und Punkt neben Punkt, Meter neben Meter, saßen die Granaten und erprobten die Nerven unserer Helden in einer so unerbittlichen Weise, daß alle Heldentaten des Altertums, die Kämpfe an den Thermopylen, Hannibals Übergang über die Alpen und auch die Schrecken der schwersten Schlachten aus den napoleonischen Feldzügen ein Kinderspiel dagegen sind.

die Flammen und Rauchschwaden der brennenden Stadt. Wenn die Kameraden dort aushielten, dann waren auch sie gerettet; und wenn sie selber nicht wichen und wankten, dann war auch bei Neuville keine Umgehung durch den Feind möglich. Und sie hielten stand. Hier und dort, allen Granathöllen zum Trotz! Was der Feind wollte, das sagte ein bei einem gefangenen Offizier gefundener Tagesbefehl Joffres, nach dem am Abend des 14. Mai die große Kohlenstadt Lens, von Norden und Süden her umfaßt, in französ. Händen sein mußte. Es kam anders! Die Badener hatten schon am Morgen des 10. Mai das bei Loos durchgebrochene 114. französische Infanterieregiment in der Flanke und im Rücken

Digitized by Google

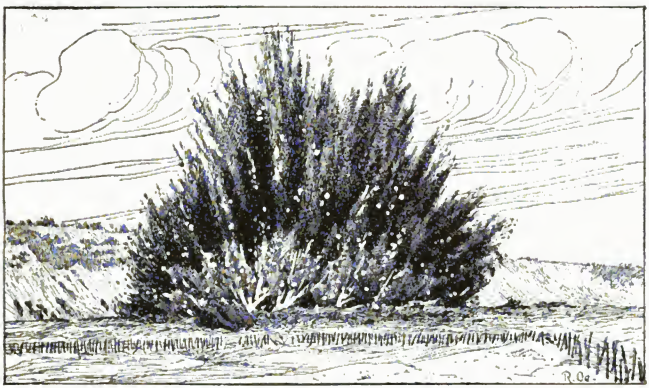


Abb. 8. Explosion einer Minensprengung inmitten der feindlichen Stellung.
Nach der Skizze eines Augenzeugen gezeichnet von R. Oeffinger.

gefaßt und es vernichtet bis auf siebenhundert Mann. Als die Besiegten ihren Siegern Aug' in Auge gegenüber standen, merkten sie, daß sie von einem Regiment der gleichen Nummer überwältigt worden waren. —

Dicht um Arras selbst war es während dieser Sturmtage ziemlich ruhig geblieben. Die kleine Provinzstadt des Artois lag nur vier Kilometer hinter der französischen Front, aber die starken, im Halbkreis um die Stadt liegenden Gräben eigneten sich schlecht zu Durchbruchsversuchen. So begnügte sich die deutsche Artillerie damit, die rückwärtigen Verbindungen in der Stadt zu stören, und die 3000 Zurückgebliebenen von den einst 26000 Einwohnern lebten in den Kellern und in den weit verzweigten unterirdischen Gängen uralter Steinbrüche, die schon vor Jahrhunderten während der blutigen Kämpfe zwischen Franzosen und Engländern im Artois als Schlupfwinkel und Vorratskammern gedient hatten, ein Leben der Angst und der Not. Ein großer französischer Angriff von ungeheurer Gewalt erfolgte am Nachmittag des 11. auf dem äußersten linken Flügel der französischen Front, oben in der Richtung auf Hulluch und La Bassée. Zwei französische Infanteriedivisionen warfen sich in dichten Wällen gegen die Mauer der dort oben liegenden Badener. Vor ihren Geschützen und Gewehren brach der Angriff in sich zusammen. Eine einzige Division hatte dort müssen 6000 französische Tote liegen lassen.

Nach diesem Mißerfolg zogen sich die Kämpfe, ohne an Erbitterung zu verlieren, für den Rest des Monats Mai auf zwei Stellen zusammen, auf die Gegend der Lorettohöhe und das Städtchen Neuville. Hin und her schwankte die Schlacht, ohne Ruhe und ohne sichtbare Erfolge auf beiden Seiten. Die Mühle Malon, der Kirchhof von Souchez, das Labyrinth und der berüchtigte Barrikadenweg, der von der Lorettohöhe gegen die Kirche von Ablain herabführte, wurde genommen und verloren und wieder genommen und wieder verloren. In der Nacht vom 14. auf den 15. holte sich ein schlesisches Reserveregiment sogar die Kapellenstellung wieder. Carency dagegen fiel ganz in die Hand des Feindes. Am 21. Mai verloren wir den Barrikadenweg. Fünfzig Tage lang wütete die Schlacht in unerhörter Heftigkeit um diese Hügel. Die Erde war von haustiefen Sprengtrichtern so zernarbt, daß die Sturmangriffe immer schwieriger wurden, und der weiße Sand, der aus den geborstenen und zerschossenen Säcken der Brustwehren über das Schlachtfeld hin zerstreut war, gab dieser furchtbaren Schädelstätte ein immer totenähnlicheres Aussehen. Zwischen 21. und 24. Juni wurde in wütenden Nahkämpfen das sogenannte große Franzosennest südlich von Souchez ausgehoben, und in der Nacht vom 11. auf den 12. kam der Kirchhof von Souchez mit seinem gespensterhaften Durcheinander von zersprengten Grabsteinen, ausgehobenen Särgen, Blechkränzen und zer-

fallenden Gerippen wieder in deutsche Hände. Und zum erstenmal seit Wochen wurden wieder französische Gefangene durch das Dorf geführt. Nirgends mehr in dieser ganzen Zeit flammte die Offensive auf in dieser großzügigen Einheitlichkeit des 9. Mai, aber 46 Teilangriffe, darunter acht ganz schwere, geführt mit Massen, welche die Truppenzahl der Schlacht von Sedan weit hinter sich ließen, mußten in diesem echten französischen Generalissimus hätte zeigen wollen, was er unabhängig von ihm fertig brächte. Südlich von der Straße La Bassée—Estaire lagen drei Bataillone in den deutschen Stellungen. Am 14. Mai begann der englische Granatsturm über diesem deutschen Abschnitt niederzugehen. Aber man begnügte sich diesmal nicht mit einigen Stunden, sondern ließ zwei volle Tage lang die Eisenpeitsche über die deutschen Gräben sausen,

Abb. 9. Ein durch eine deutsche Minensprengung bewirkter Minentrichter in Französisch-Flandern. Man steht auf dem Bild noch deutlich den Verlauf des ehemaligen Grabens sowie Reste von verschütteten Unterständen. Auch beachte man das Größenverhältnis (15 : 1) zu dem auf dem Trichterrand stehenden Soldaten und die Tiefe des Kraters.

Soldaten- und Leutnantskrieg von unseren Helden allein vom 9. Mai bis 9. Juni ausgehalten werden. Und überall erstarb nach geringem Geländegewinn der Durchbruchsversuch in der Ruhe der Erschöpfung, der auch der tollkühnste Gegner sich nicht entziehen konnte.

Weit rascher als die Franzosen, erlahmten die Engländer. Ihre Schotten und Kanadier hatten zwar am ersten Sturmtag gefochten wie die Löwen, aber nach den ersten Fehlschlägen schien zwischen Joffre und French kein ernstes Zusammenwirken mehr aufkommen zu wollen. Es ist, als ob der englische Marschall dem fran-

bis von den Sandsackbrustwehren nichts mehr zu sehen und ein guter Teil der deutschen Mannschaften in ihren Unterständen verschüttet war. Das Drahthindernis war hinweggefegt, als wieder die gemischten Linien der Engländer und Inder vorbrachen. Das in der Mitte liegende deutsche Bataillon schlug den Angriff glatt ab. Rechts und links von ihm drang aber der weit überlegene Feind durch. Sächsische Bataillone stellten sich vergeblich zur Wehr. Das wälzte sich heran wie Divisionen, nicht wie Bataillone. Gewaltiges Artilleriefeuer brachte den Feind zum Stehen, nachdem er die vordersten Stellungen der

Digitized by Google

Deutſcher Infanterie-Angriff auf die engliſchen Stellungen bei Nieuport

(Nach einem Gemälde des Kunſtmalers Prof. W. Schreuer-Düſſeldorf)

Digitized by Google

Deutschen am Walo südlich von Neuvechapelle bis La Cinque Rue in einer Ausdehnung von drei Kilometern genommen hatte. Erst als der Sturm sich verzogen hatte und Klarheit wieder eingetreten war, kam es den Unseren zum Bewußtsein, welch lächerlichen Sieg die Briten mit einem Verlust von 30000 Mann hier erfochten hatten. Vor Beginn der Schlacht war den feindlichen Truppen verkündet worden, daß 48 englische Bataillone drei deutschen gegenüberständen. Und die drei deutschen Bataillone hatten standgehalten, bis Verstärkung eingetroffen war! Das Fetzchen Erde, das French am 16. Mai mit einer sechzehnfachen Übermacht den Westsalen und Sachsen abgenommen hatte, war beim Abschluß der Kämpfe am Anfang Juli und bei Aufstellung der Rechnung gerade keine Trophäe, mit der er bei Joffre starken Eindruck machen konnte.

Das Endergebnis der Schlachten zwischen Arras und Armentières war für unsere Feinde gleichbedeutend mit dem gänzlichen Scheitern des großzügig angelegten und wohlvorbereiteten Durchbruchsplanes. Zwar befanden sich jetzt das Kapellenstück und die Trümmer der Orte Ablain, Carency und La Targette in französischen und ein Riemchen bei Neuvechapelle in englischen Händen. Aber mit 60000—80000 Mann war dieser für die deutsche Front bedeutungslose Gewinn wahnwitzig teuer bezahlt. Dazu kam, daß in jener Frühsommerzeit trotz des höheren Kampfmuts unserer Flieger die deutschen Flugmaschinen den schwer bewaffneten Kampfflugzeugen der Franzosen noch lange nicht ebenbürtig waren, und daß es deshalb mit unserer Luftaufklärung nicht gerade günstig stand. Joffre hatte auf einer Frontbreite von 24 Kilometern 12 Armeekorps zusammengezogen, um so eine Tiefengliederung und eine Ansturmswucht zu bekommen, deren Gewalt den Durchbruch fast sicher verbürgte. Auch die Zeit war den Angreifern günstig. Die Vorgänge auf dem galizischen Kriegsschauplatz erlaubten es nicht, dort nur einen Mann wegzuziehen. Nach dem Zugeständnis der Franzosen selbst verschoß ihre Artillerie an schweren Kampftagen innerhalb 24 Stunden 300000 Granaten, das heißt ebensoviel, wie die gesamte deutsche Feldartillerie in dem Kriege 1870—71.

Was in den acht Wochen der Loretoschlachten Soldaten und Offiziere aus allen deutschen Stämmen in der Armee des Bayernprinzen Rupprecht in dem Höllenchaos der 24-Kilometer-Front vollbracht haben, das gehört zum Allergewaltigsten, was Menschen seit Urbeginn ihrer Geschichte in heldenhaftem Aufbäumen gegen Tod und Vernichtung geleistet haben. Der wuchtige Todesengel, von deutscher Künstlerhand aus einem Marmorblock gehauen, der jetzt auf dem Kirchhof von Lens als ein Denkmal der Lorettohelden steht, ist trotz seiner erschütternden Größe nur ein schwaches Symbol für das deutsche Todeswunder, das auf den Hügeln des Artois sich im Mai und Juni des Jahres 1915 vollzogen hat. Nicht das Feldherrngenie eines Einzelnen hat dort das Höchste geleistet, sondern der Einzelne, der Feldgraue, der gute Kamerad aus der Masse der Ungenannten und Unscheinbaren, hat sich dort emporgerungen zu einem Heldenleben, dessen Glanz in Ionen nicht untergehen wird.

Lebensbilder bedeutender Persönlichkeiten des Krieges.

Generaloberst Paul Puhallo von Brlog. Mit 1 Abbildung.

Kaiser Franz Joseph hat am 1. Mai einige seiner verdientesten und in diesem Kriege bewährtesten Generale zu Generalobersten ernannt. Neben Tankl, Boroevic, Böhm-Ermolli, Pflanzer-Baltin und Terszyanszky finden wir in dieser Reihe auch Paul Puhallo. Gleich Boroevic, dem zähen Verteidiger der Karpathen- und der Isonzofront, ist er ein Sohn des kriegstüchtigen Kroatenvolkes. Die rauhe „Lika" ist seine engere Heimat. Sein Vater, der Oberleutnant Michael Puhallo, ein alter Haudegen von echtem Schrot und Korn, der trotz seiner vielen Verwundungen ein Alter von 95 Jahren erreicht und 64 Jahre lang die Goldene Tapferkeitsmedaille getragen hat, war lange einer der volkstümlichsten Offiziere der k. u. k. Armee zu der Zeit, als sie noch den weißen Waffenrock trug. War er doch schließlich der älteste österreichisch-ungarische Offizier, und hatte er doch zu den berühmten Belagerten von Peschiera gehört, die gegen das Ende der Einschließung von sorgsam abgezählten Maiskörnern leben mußten. Paul Puhallo selbst ist 1856 in Brlog geboren, also heute 60 Jahre alt. Nach dem Besuch der technischen Militärakademie schwor er am 1. September 1877 den Fahneneid und wurde Leutnant im 11. Feld-

Digitized by Google

artillerieregiment. Beim Besuche des höheren Artilleriekursus lenkte er die Aufmerksamkeit seiner Vorgesetzten in so hohem Maße auf sich, daß er außer der Reihe zum Oberleutnant befördert wurde. Als Generalstabshauptmann war er bei der Mappierung in Nordtirol tätig, wurde dann Lehrer an der technischen Militärakademie, später Generalstabschef der 3. Infanteriedivision und 1893 Major. Während der folgenden Jahre war er bald im Generalstab, bald

Generaloberst Paul Puhallo v. Brlog.
Federzeichnung von M. Zimmerer.

an der Kriegsschule tätig, bald tat er Frontdienst in Tarnopol, und nach der Beförderung zum Generalmajor trat er an die Spitze der 50. Infanteriebrigade. Lange verblieb er jedoch nicht in dieser Stellung, denn schon 1906 wurde er zum Kommandanten der Kriegsschule ernannt. Hier war er, getragen von dem einmütigen Vertrauen der Lehrer und Schüler, so recht in seinem Element, und die Jahre seines Kommandos gehören zu den erfolgreichsten der Kriegsschule. Es wurde viel und ernst gearbeitet unter Puhallo, aber den Geist starrer Dogmatik wußte er aus seinen Lehrsälen fernzuhalten. Hier konnte er seine persönliche Arbeitsfreudigkeit auch auf seine Umgebung übertragen, hier seine durch praktische Erfahrung gestählten militärwissenschaftlichen Kenntnisse fruchtbringend verwerten, und mancher geistvolle operative Gedanke gewann hier unter seinen Händen Leben und Gestalt. Zum Feldmarschalleutnant ernannt und durch die Verleihung des Adels und der Eisernen Krone II. Klasse ausgezeichnet, wurde Puhallo dann mit der Führung der 46. Division und 1913 unter gleichzeitiger Ernennung zum Feldzeugmeister mit der des 5. Korps betraut. Von seinen Truppen geliebt, von der Zivilbevölkerung ob seiner lauteren, ritterlichen Denkungsart und seines geistvoll-liebenswürdigen Benehmens aufrichtig geschätzt, wirkte Puhallo nun in Preßburg, bis der große Weltbrand ausbrach und ihn vor die härtesten Prüfungen der wirklichen „Kriegsschule" stellte. Er hat sie glänzend bestanden.

An der Spitze seines 5. Korps fiel er gleich zu Beginn des Krieges im Verbande der Armee Tankl in Südpolen ein und erfocht bei Polichna seinen ersten Sieg gegen dreifache Übermacht. Er machte dann das Vordringen gegen Lublin und den schwierigen Rückzug von dort mit. Ebenso die zweite Offensive gegen den San und Iwangorod im Oktober 1914. Den Rückzug von Iwangorod leitete er in meisterhafter Weise, und an der heiß umkämpften Brücke von Sandomierz lieferte er ein wahres Bravourstückchen. In den Kämpfen bei Krakau hatte er sich dann mit der russischen Garde zu messen. Später wurde sein Korps nach den Karpathen verschoben, und es bedurfte eisernster Zähigkeit und Willenskraft, um im eisüberkrusteten Uszoker Paß der russischen Sturmflut standzuhalten. Die ungeheuren Strapazen dieses Winterfeldzuges trugen dem Feldzeugmeister einen schweren Ruhranfall und starke Darmblutungen ein, so daß er den Befehl niederlegen mußte. Als aber mit der Durchbruchsschlacht von Gorlice der große Umschwung einsetzte, war Puhallo wieder genesen und trat nun an die Spitze der III. Armee, mit der er an der Zurückeroberung von Przemysl beteiligt war. Nach Auflösung der III. Armee erhielt er den Befehl über die I., focht zunächst an der Weichsel, wurde dann zum Bug verschoben und nahm hier unter dem Oberbefehl Mackensens hervorragenden Anteil an den schweren Kämpfen im Raum von Sokal. Später stand er bei Kowel und eroberte die Festungen Luck und Dubno. Die Eiserne Krone I. Kl. und das Eiserne Kreuz I. Kl. waren sein Lohn. — Generaloberst von Puhallo hat in seinem ganzen Wesen das Kernige, Knappe, tatkräftig Zugreifende des echten Soldaten, ohne doch

Digitized by Google

darüber je den Geist des vornehmen Weltmannes und den Gedankenreichtum des hochgebildeten Fachgelehrten zu verleugnen. Er ist lebendigen Temperaments, von großer geistiger Beweglichkeit und voll edlen Ehrgeizes. Die Militärwissenschaften liebt er mit wahrer Leidenschaft; sie waren ihm nie eine dürre, freudlose Aufgabe, sondern immer der stärkste und anregendste Zusammenhang mit dem Leben. Gegen sich selbst ist Puhallo von großer Strenge, seinen Untergebenen aber zeigt er ein menschlich gewinnendes Wohlwollen. K. F.

Die Mittel des Krieges.

Die Verwendung des Kraftwagens im Kriege.

Von **Hanns Günther**. Mit 8 Abbildungen.

Dieser Tage fand ich in einer großen amerikanischen Fachzeitschrift eine Statistik, in der mitgeteilt wurde, daß das deutsche Heer zu Kriegsbeginn 79 900, das österreichisch-ungarische 24 600, das englische 268 650, das französische 112 300, das russische 16 100, das belgische 10 300 Kraftwagen besessen habe, daß somit im ganzen mehr als 500 000 Automobile im Felde seien. Die Ziffern halten strengerer Prüfung nicht recht stand, da der Berichterstatter überall die Privatkraftwagen eingerechnet hat, deren Zahl sich z. B. für England auf 250 000 beläuft, die aber dort nur zum kleinsten Teile für Heereszwecke zur Verfügung gestellt worden sind. Selbst wenn man indessen die weit vorsichtigere Schätzung — sicher berechnen kann man diese Zahlen heute ja nicht — eines französischen Berichterstatters zugrunde legt, der für die französisch-englisch-belgische Armee 76 000 und für die deutschen Heere im Westen 35 000 Kraftwagen verzeichnet, so kommt man immer noch auf über 100 000 Autos für eine einzige Front. Das ist gewiß eine Achtung gebietende Ziffer, die mir die Bedeutung des Kraftwagens für den Krieg besser als jede andere Tatsache zu belegen scheint.

Sieht man sich im einzelnen nach der Verwendung des Autos im Kriege um, so findet man, daß die Mehrzahl der Wagen zur Beförderung von Lasten dient. Das Lastautomobil, das den alten, mit Pferden bespannten Trainwagen ersetzt, und in erster Linie die Aufgabe hat, den kämpfenden Truppen Proviant, Munition usw. zuzuführen, ist die wichtigste Form des Kriegs-Kraftwagens.

Um zu verstehen, worin der große Wert des Kraftwagens für den Nachschub des Heeresbedarfs begründet liegt, muß man sich vergegenwärtigen, daß die kämpfenden Truppen in den meisten Fällen von der nächsten Eisenbahnlinie durch ziemlich bedeutende Strecken getrennt sind. Die Wagen, die die Truppen mit Proviant, Futter, Munition, Sanitätsmaterial, Waffen und ähnlichen Dingen versorgen, haben infolgedessen bedeutende Märsche zu machen, und zwar haben sie jeweils den doppelten Weg zurückzulegen, wie ihr Armeekorps, nämlich gefüllt vom Magazin zur Front und leer von der Front zum Magazin zurück. Wird der

Abb. 1. Armeelastzug von 8 t Tragkraft.

Nachschub durch Pferdegespanne besorgt, so kommt man im allgemeinen nicht über eine Tagesleistung von 50 km hinaus, da 50 km für ein Pferdegespann schon eine recht erhebliche Arbeit bedeuten, besonders bei weniger guten Straßen. Die Strecke verteilt sich gleichmäßig auf Hin- und Rückweg, so daß die Truppen im Durchschnitt nur 25 km täglich vorrücken dürfen, wenn der Fuhrpark ohne Schwierigkeiten nachkommen soll. Diese Begrenzung in der Bewegungsfreiheit der Truppen fällt dahin, sobald man die Pferde durch Motore ersetzt, da ein Lastkraftwagen von etwa 30 PS, wie er gewöhnlich für Transportzwecke verwendet wird, mit voller Belastung bequem 100 km täglich zurücklegen kann. Die mögliche Tagesmarschleistung von Kraftwagenkolonnen übersteigt also die Marschleistung von mit Pferden bespannten Fahrzeugen um mehr als das Doppelte.

Ein zweiter Vorteil der Motorwagen liegt darin, daß ein Lastkraftwagen von 30 PS, wie wir ihn eben erwähnten, bequem 4—5000 kg zu tragen vermag, während ein mit zwei schweren Pferden bespanntes Fahrzeug höchstens 1000 kg fortschaffen kann. Ein Lastkraftwagen des angegebenen Typs ersetzt demnach 4—5 bespannte Wagen, so daß die Trainkolonne durch die Verwen-

Digitized by Google

Abb. 2. Schwerer Lastzug (Straßen-Güterzug) auf dem Marsch.

dung von Lastkraftwagen auf den vierten bis fünften Teil ihres früheren Umfangs verringert wird. Dadurch gewinnt sie ganz gewaltig an Bewegungsfreiheit, Übersichtlichkeit und allgemeiner Betriebsbereitschaft, während man zugleich große Mengen Pferde und zahlreiche Mannschaften für andere Zwecke erspart. Die Bedeutung dieser Tatsachen liegt so offen zutage, daß ich es mir schenken kann, näher darauf einzugehen.

Die Bezeichnung Lastkraftwagen, die ich bisher benutzte, umfaßt drei verschiedene Wagentypen: die sog. Schnell-Lastwagen, die bei einer Tragfähigkeit von 2—3 t etwa 30 km in der Stunde machen, die schweren Lastwagen mit 3—5 t Tragfähigkeit bei einer Stundengeschwindigkeit bis zu 20 km, und die Lastzüge, die gewöhnlich aus einem Motor- und einem Anhängewagen bestehen, 6—10 t tragen und Stundengeschwindigkeiten bis zu 16 km erreichen.

Die Lastzüge, um deren zweckmäßigste Gestaltung sich unsere Heeresverwaltung viele Jahre hindurch bemühte, bis es ihr gelang, im sog. Armeelastzug einen Typ zu schaffen, der allen Anforderungen des militärischen Kraftfahrwesens entsprach, haben die Aufgabe, die Verbindung zwischen den Eisenbahnen und den Etappenmagazinen aufrecht zu erhalten. Sie dienen also ausschließlich dem Massentransport und sind dementsprechend sehr schwer gebaut. Abb. 1 führt uns einen solchen Lastzug vor Augen, bei dem Hauptwagen und Anhänger je 4 t zu tragen vermögen. Bei dieser Belastung kann der mit einem Benzolmotor von rund 40 PS ausgerüstete Zug bis 16 km in der Stunde zurücklegen, womit er je nach dem zu durchquerenden Gelände bei zehnstündiger Arbeit auf eine Tagesleistung von 60—100 km kommt. Der mitgeführte Brennstoff reicht für 250 km aus.

Neben diesen Armeelastzügen, von denen auf deutscher Seite über 1000 im Felde stehen, sind schwere Lastzüge (Straßengüterzüge) im Gebrauch, die sich aus einem Kraftwagen und 5—6 Anhängewagen zusammensetzen und Nutzlasten von 15—30 t befördern können. Die Eigenart dieser Züge liegt darin, daß die Leistung der Kraftmaschine nicht unmittelbar zum Antrieb verwertet, sondern zunächst in elektrische Energie umgesetzt wird. In dieser Form wird sie Elektromotoren zugeführt, die ihrerseits auf die Räder der Anhängewagen wirken. Diese Einrichtung hat den Vorteil, daß sie den Reibungswiderstand der Räder, der bei geschleppten Anhängern entsteht, aufhebt. Infolgedessen kann man mehrere Anhänger verwenden und so die Tragfähigkeit des Zuges bedeutend steigern.

Abb. 2 stellt einen solchen schweren Lastzug dar, und zwar den Straßengüterzug der Straßenzug-Gesellschaft W. A. Th. Müller, die sich um die Ausbildung dieses Typs sehr verdient gemacht hat. Der erste, durch seine besondere Gestalt gekennzeichnete Wagen, den man als Maschinenwagen bezeichnet, enthält an jedem Ende einen Verbrennungsmotor, der mit einer Dynamo direkt gekuppelt ist. Zwischen den beiden Maschinensätzen, die je nach dem erforderlichen Kraftbedarf, d. h. je nach der Länge des Zuges und der Straßenbeschaffenheit, zugleich oder einzeln in Gebrauch genommen werden, liegt der Führerstand, der alle Vorrichtungen zur Bedienung und Lenkung des Zuges enthält. Der von den Dynamos gelieferte Strom wird mittels eines starken Kabels durch den ganzen Zug geleitet und den auf die Achsen der Wagenräder wirkenden Elektromotoren zugeführt. Außer durch dieses Kabel sind die Wagen noch durch mechanische Kupplungen verbunden, die zugleich zur selbständigen Lenkung der Anhängewagen auf den vom Führer gewählten Weg des Maschinenwagens dienen. Die Lenkung des ganzen Zuges wird also allein vom Führerstand aus besorgt; besondere Bedienungsmannschaften sind dazu nicht nötig. Die Form der Anhängewagen wird dem Verwendungszweck des Zuges angepaßt. Abb. 2 zeigt eine Art Normalform, wie sie für gewöhnliche Transporte vorzugsweise in Frage kommt. Die Maschinenleistung beläuft sich auf 100/120 PS, womit der Zug bei Vollast (5 t pro Anhängewagen) auf ebenem Gelände eine Geschwindigkeit von etwa 12 km in der Stunde erreicht.

Ein etwas leichterer Straßengüterzug wird von der Firma Siemens u. Schuckert gebaut. Er ist ganz ähnlich eingerichtet, wie die Müllersche Konstruktion, besitzt aber nur 5 Anhängewagen von je 3 t Tragfähigkeit.

Die Ergänzung zu den Lastzügen bilden die zu Kolonnen zusammengestellten Lastkraftwagen, die hauptsächlich den Güterverkehr zwischen der Front und den Etappenmagazinen vermitteln und die im Kriegsgebiet requirierten Güter einholen. Die letztere Aufgabe fällt den schweren Lastwagen (Tragfähigkeit bis 5 t) zu, die auch zur Versorgung der verhältnismäßig langsam vorgehenden Hauptmacht dienen, während die schnellen Lastwagen (Tragfähigkeit 2—3 t) vorzugsweise dazu bestimmt sind, den weit vor dem Heere operierenden Kavalleriemassen Proviant, Futter, Munition usw. nachzuführen. Dazu sind diese Wagen angesichts ihrer ziemlich hohen Geschwindigkeit besonders geeignet, weil sie selbst bei eiligen Rückwärtsbewegungen nicht hemmend wirken und auch bei schlechten Wegen jede Steigung bei Vollast mühelos überwinden können.

Solche Schnell-Lastwagen sind es gewesen, die unsre Truppen in den ersten Kriegstagen nach Belgien hineinbegleiteten, als es galt, das feinge-

Digitized by Google

sponnene Netz unserer Feinde durch überraschende Schläge zu zerstören. Die ersten deutschen Soldaten, die damals auf die Kriegserklärung hin über die Grenze jagten, um Lüttich zu nehmen, und so eine Bresche in die belgische Festungsmauer zu schlagen, die uns nach dem Willen der Tripelentente festhalten sollte, bis die französisch-englischen Truppen kampfbereit waren, hatten ja keine Stunde Zeit, sich auszurüsten. Sie zogen aus ihren Garnisonen ins Feld, wie sie gingen und standen, ohne Reserven, ohne Trainkolonnen, nur mit dem, was im Tornister, auf den Gäulen, in den Protzen unterzubringen war. Die im Frieden vorgesehene Kraftfahrtruppe war noch nicht bereit. Dafür wurde von einem Tage zum andern ein mehrere hundert Wagen umfassender Autopark geschaffen, indem man in Aachen und Umgebung alle geeigneten Kraftlastwagen zusammenzog. Diese Wagen ratterten nun in kurzen Abständen los, 100 am ersten, 100 am zweiten, der Rest am dritten Tage. Neben und hinter den Regimentern fauchten sie durch die Dörfer und Wälder hindurch, schafften immer aufs neue Patronen, Brot, Fleisch, Futter, Verbandstoffe, Waffen und anderes Ersatzmaterial heran, nahmen auf dem Rückweg die Verwundeten mit, trugen die ersten Pioniere weit hinaus vor die Infanterie, um Brücken und Wege wieder herzustellen, zogen mit der Kavallerievorhut tief hinein ins Feindesland, um die ausgehungerten Pferde mit Hafer zu versorgen und schlugen so in unermüdlichem Hin und Her die Brücke von den heimischen Magazinen zur Front, bis der geregelte Etappendienst einsetzen konnte.

Eine ganz ähnliche Rolle haben die leichten Lastkraftwagen bei dem glänzenden Vormarsch der Armee Kluck bis dicht vor die Tore von Paris und ihrem nicht minder bewundernswürdigen Rückzug über die Marne zur Aisne gespielt, der ohne Autotrains kaum möglich gewesen wäre. Was hier im einzelnen geleistet worden ist, läßt sich heute noch nicht übersehen. Wir wissen nur, daß unsere Lastwagenkolonnen die Probe glänzend bestanden haben, denn Nachschub und Abtransport haben nicht ein einzigesmal versagt.

Außer den beschriebenen Typen, die sich in allen Heeren ungefähr gleichen, hat man zum Transport sehr schwerer, unteilbarer Lasten besonders starke Kraftwagen (Motorstärke 150—200 PS) ausgebildet, von denen wir in Abb. 3 und 4 zwei Beispiele sehen. Abb. 3 zeigt eine russische Motorlokomobile (amerikanischer Herkunft), die zur Beförderung schwerer Geschütze verwendet worden ist. Abb. 4 stellt einen französischen Ketten-

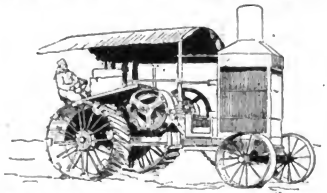


Abb. 3. Ruff. Motorlokomobile zum Transport schwerer Geschütze; amerik. Fabrikat.

schienwagen dar, mit dessen Hilfe man sehr schwere Lasten über sumpfigen Boden transportieren kann, in dem Motorwagen gewöhnlicher Bauart stecken bleiben würden. Die Eigenart des Kettenschienwagens besteht in dem die Räder einhüllenden Kettengleis, das aus breiten, gelenkig miteinander verbundenen, an der Oberfläche mit scharfen Leisten versehenen Eisenplatten zusammengesetzt ist. Bewegt sich der Wagen, so rollt sich das Gleis vorn ab und hinten wieder auf, so daß die Räder stets eine sichere Spur finden. Dabei verteilt sich der Achsdruck auf die ganze große Oberfläche der Kettenschienen, wodurch der auf die Flächeneinheit entfallende Druck sich so stark verringert, daß auch weiches Gelände den Wagen ohne weiteres tragen kann.

Mit der Verwendung zum Transport des Heeresbedarfs an Proviant, Futter, Ersatz- und Borratsmaterial, Waffen, Munition, Verbandstoffen usw. ist die Tätigkeit der Lastkraftwagen aber durchaus noch nicht erschöpft. Die vielen technischen Neuerungen und Hilfsmittel, die im gegenwärtigen Kriege zum erstenmal angewendet werden, bedingen vielmehr noch zahlreiche andere Benutzungsarten, die meist auf Sondergebieten liegen und zur Ausbildung besonderer Lastwagentypen geführt haben.

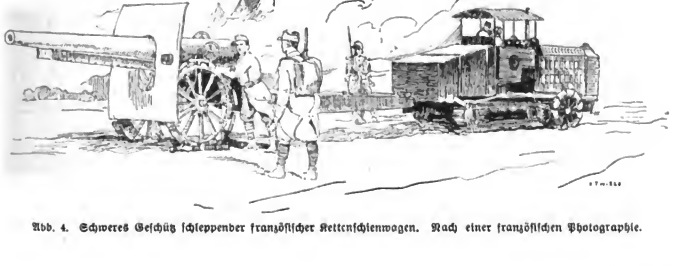


Abb. 4. Schweres Geschütz schleppender französischer Kettenschienwagen. Nach einer französischen Photographie.

Digitized by Google

Boesinghe geht. Es gibt auf dieser Strecke kaum einen Schützengraben, in den König Albert nicht mehr als einmal bei gutem oder schlechtem Wetter gestiegen wäre, um sich persönlich von den dortigen Einrichtungen zu überzeugen und mit den Soldaten leutselige Gespräche zu führen. Mit politischen Dingen dagegen beschäftigt er sich wenig. Er überläßt sie seinen Ministern, die in Havre wohnen, und nur in Ausnahmefällen nach La Panne kommen, um dort mit ihrem Souverän

fanterieregiments 180 hat sich als der Tapfersten einer erwiesen und, nachdem er für seine hervorragende Tapferkeit in den Vogesen schon mit dem Eisernen Kreuz 2. Klasse und der goldenen Militär-Verdienstmedaille ausgezeichnet worden war, nun auch das Eiserne Kreuz 1. Klasse erhalten. Bei den blutigen Durchbruchsversuchen des Feindes im Juni 1915 hatte das 3. Bataillon im Sturm über das freie Feld einen Teil des feindlichen Grabens zurückerobert. Klotz war, wie stets,

Aus Basrah am Zusammenfluß von Euphrat und Tigris, die von hier ab den Namen Schatt el Arab führen und dann in den persischen Golf münden. Basrah ist eines der Einfallstore der Engländer gegen die Türkei und das mesopotamische Land. Von hier aus begann General Townshends „Siegeszug" gegen Bagdad, der dann bei Ktesiphon und Kut el Amara so tläglich endete und den Ruhm der reorganisierten türkischen Militärmacht auch auf diesem Kriegsschauplatz vermehrte und befestigte. Basrah ist der Hafen Bagdads, als welcher es schon bald nach seiner Gründung (636 durch den Kalifen Omar) zu großer Blüte kam. Seit 1538 ist Basrah türkisch, 15 Kilometer südlich vom heutigen liegt das alte Basrah.

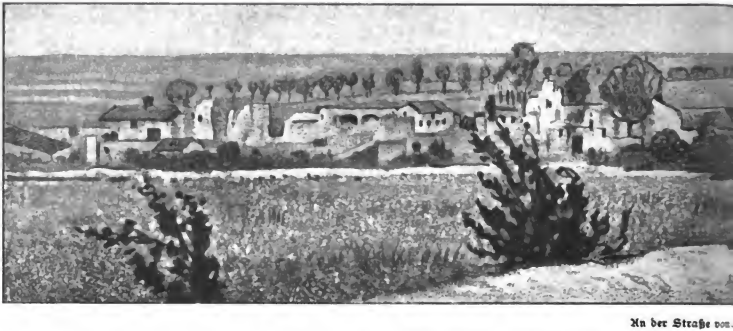
über besonders wichtige Angelegenheiten Rats zu pflegen. Die Exzellenzen begeben sich nur selten auf die Reise nach La Panne, denn sie wissen, daß der König nur den Kriegsereignissen Aufmerksamkeit schenkt und nicht viel Zeit für die Besprechung anderer Dinge hat. — Die Königin Elisabeth widmet ihre ganze Tätigkeit der Kranken- und Verwundetenpflege und andern Werken der Wohltätigkeit. Sie leitet persönlich die Kranken- und Verwundetenpflege in dem belgischen Hauptmilitärspital zu La Panne, dem Hôpital de l'Océan, wo sie selbst Pflegedienste leistet, und steht auch an der Spitze der von ihr in La Panne errichteten Volksschule für Kinder belg. Flüchtlinge. -z-

Sie sind bekannt im ganzen Reiche ... Die Schwaben nämlich und ihr tapferer Heldensinn, der sie auch in diesem Kriege trefflich ziert und manch einem schon nicht nur das Eiserne, sondern auch eine oder gar zwei blinkende Medaillen eintrug. Auch Vizefeldwebel Hermann Klotz aus Döffingen von der 9. Kompagnie des württ. In-

unter den Vordersten! Mit einer geringen Schar Leute errichtete er eine Sandsackmauer, die den eroberten Graben gegen den vom Feinde noch gehaltenen Teil absperrte. Immer wieder stürmte dieser an, er wollte die Mauer beseitigen und im geöffneten Graben vordringen. Seine Angriffe zerschellten jedoch an der heldenmütigen Verteidigung der Mauer, wo unser Schwabe stundenlang todesverachtend ausharrte, indes neben ihm ein tapferer Kamerad nach dem andern zu Boden sank. Die Lage wurde immer schwieriger. Ein feindlicher Offizier, der, hinter einem Stahlschild stehend, der kleinen Besatzung stark zusetzte, wurde von Klotz mit sicherem Kopfschuß beseitigt. Auch eine Art Schwabenstreich! Immer stärker wurde der Druck des Gegners. Angriff folgte auf Angriff; umsonst! Klotz und seine Wenigen schlagen jeden Angriff ab, bis die Nacht einbricht, der Feind sich zurückzieht und damit das Feld der kleinen Heldenschar überläßt. K. M.

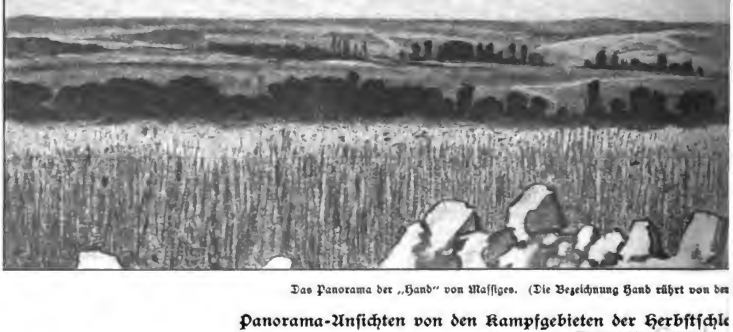
Digitized by Google

Digitized by Google



An der Straße von

Das Gelände um Perthes, im Hin

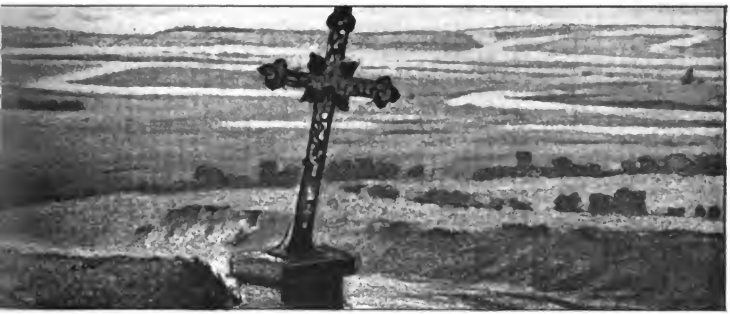


Das Panorama der „Hand" von Massiges. (Die Bezeichnung Hand rührt von der

Panorama-Ansichten von den Kampfgebieten der Herbstschla

Nach offiziellen französischen Photo

ippes nach Souain



grund alte französische Stellungen

ngerartig ausgebreiteten Höhenzügen her, die alle gegen den Beschauer zu abfallen.)

pt 1915 in der Champagne zwischen Aubérive und Massiges

aphien gezeichnet von M. Zimmerer

Digitized by Google

Die Kraft des Soldaten beruht auf seinem Gehorsam, die Kraft des Führers auf der Kraft seines Willens. Gen.-Feldmarsch. v. Mackensen.

Chronik des Krieges.

Vom 28. Juni bis 26. Juli 1916.

28. Juni. Engländer und Franzosen entwickeln an der nordfranzösischen Front starke Artillerietätigkeit und vollführen zahlreiche Erkundungsvorstöße, die abgeschlagen werden. Im Kampfgebiet von Verdun finden nur bei Thiaumont Infanteriekämpfe statt. — Den Russen wird ein Stützpunkt südöstlich Ljubtscha entrissen. Die Österreicher und Ungarn haben östlich von Kolomea schwere Kämpfe zu bestehen und sehen sich schließlich zu teilweisem Rückzug und zur Aufgabe der Stadt genötigt; dagegen weisen sie russische Angriffe bei Obertyn und Nowo Soczajew ab und zersprengen bei Izwor in der Bukowina ein russisches Kavallerieregiment. — An der Isonzofront setzen nach starker Artillerievorbereitung italienische Infanterieangriffe ein, die aber abgeschlagen werden, ebenso mißglücken italienische Vorstöße zwischen Brenta und Etsch.

29. Juni. Die englisch-französische Artillerietätigkeit wächst zum Trommelfeuer an, auch Gasangriffe finden statt, bleiben aber ergebnislos. In der Champagne werden vorgehende französische Abteilungen blutig abgewiesen. Deutsche Fortschritte auf dem linken Maasufer. — Glückliches Vorpostengefecht gegen die Russen am Ilsensee. Südöstlich Liniewka scheitern russische Gegenangriffe, ebenso westlich Sokul am Styr. Die Österreicher und Ungarn behaupten sich bei Tirlibaba, müssen aber bei Pistyn zurückgehen. Bei Obertyn versucht russische Kavallerie vergeblich anzugreifen. — Deutsch-russisches Seegefecht bei Hafsringe. — Die Italiener setzen ihre ergebnislosen Angriffe auf allen Frontteilen fort. Zwischen Etsch und Brenta ist ihr Vormarsch zum Stehen gebracht worden, obwohl die Österreicher und Ungarn Asiago aufgeben mußten.

30. Juni. Längs der englisch-französischen Front in Niederfrankreich entwickelt sich eine immer regere Gefechtstätigkeit, die sich anhaltend in Trommelfeuer, Erkundungsvorstößen, Luftkämpfen und Gasangriffen kundgibt. Starke französische Gegenangriffe auf dem östlichen Maasufer gegen die neue deutsche Stellung brechen unter schweren Verlusten zusammen. Feindlicher Fliegerangriff auf Lille. — Weitere Fortschritte der Heeresgruppe Linsingen bei Kolki, Socul und westlich Luck; 1400 Gefangene. Russische Kavallerieangriffe südlich Tlumacz führen nur zu schweren Verlusten. — Teilweises Nachlassen der italienischen Angriffe; Vorstöße zwischen Etsch und Brenta werden abgeschlagen. — Gute Erfolge der Türken im persischen Grenzgebiet.

1. Juli. Beginn der großen englisch-französischen Offensive zwischen Ancre und Somme auf einer Frontbreite von 40 km. Trotz starker Artillerie- und Gasvorbereitung erringen die Verbündeten nur beiderseits der Somme Vorteile, wo zwei deutsche Divisionen aus der ersten Stellung in die zwischen dieser und der zweiten gelegenen Riegelstellung zurückgenommen werden müssen und ihr eingebautes Kampfmaterial verlieren. Östlich der Maas scheitern französische Angriffe gegen die neuen deutschen Stellungen unter schweren Verlusten. Zahlreiche Luftkämpfe an der ganzen Westfront, wobei 15 feindliche Flieger abgeschossen werden. — Auf der Ostfront macht die Heeresgruppe Linsingen weitere Fortschritte, und die Armee des Grafen Bothmer erstürmt russische Stellungen bei Worobijowka. Die Österreicher und Ungarn behaupten sich in harten Kämpfen westlich von Kolomea. — Die Italiener wiederholen ihre fruchtlosen Angriffe auf der Hochfläche von Doberdo und an der Tiroler Front. Im Ortlergebiet erleiden sie eine empfindliche Schlappe. — Erfolgreiche Kapertätigkeit türkischer Kriegsschiffe im Schwarzen Meer.

2. Juli. Die englisch-französische Offensive erzielt nördlich der Somme keine nennenswerten Erfolge, während südlich des Flusses eine deutsche Division aus der Riegelstellung in die zweite Stellung zurückgedrängt wird. Im Kampfgebiet von Verdun erschöpfen sich die Franzosen in ergebnislosen Gegenangriffen, während die Deutschen die „hohe Batterie von Damloup" erstürmen. Fortgesetzte Fliegerkämpfe. — Ein russisches Geschwader beschießt die kurländische Küste, wird aber vertrieben. Russische Vorstöße bei Smorgon, Baranowitschi und Kolomea werden zum Stehen gebracht. Nördlich Luck werden die Russen erneut geschlagen, große russische Reiterangriffe brechen dabei kläglich zusammen; 1800 Gefangene. Ähnlich ergeht es den Russen in den fortgesetzten Kämpfen südöstlich von Tlumacz. — Erfolglose italienische Angriffe auf der Hochfläche von Doberdo, sowie zwischen Brenta und Etsch. Glückliches Vorpostengefecht am Monte Interotto.

3. Juli. Die Fortsetzung der englisch-französischen Offensive zwischen Ancre und Somme führt nur zu schweren Verlusten. Die Fran-

Digitized by Google

zosen dringen in das Dorf Hardecourt ein, wo erbitterte Kämpfe stattfinden. Auch bei Ypern, Lens, La Bassée und Armentières sowie westlich von Mülhausen finden Gefechte statt. Neun feindliche Flieger werden heruntergeholt. — Die Russen dehnen ihre Offensive auf die gesamte Ostfront aus, werden aber überall abgewiesen. So namentlich südlich des Narocz-Sees, östlich Pinsk, südöstlich Tlumacz, westlich Kolomea und in der südlichen Bukowina. — Fortdauer der italienischen Angriffe, die überall abgewiesen werden, so namentlich bei Monfalcone.

4. **Juli.** Schwere Kämpfe beiderseits der Somme. Vergebliche Gegenangriffe der Franzosen auf dem rechten Ufer der Maas. — Die Russen werden bei Baranowitschi, Kolki, Czartorysk, Kolomea, Sadzawka und im Raume von Luck zurückgeworfen. Am oberen Styr glückt ein Vorstoß der Österreicher und Ungarn. — Neue vergebliche Angriffe des Feindes an der ganzen italienischen Front. — In der südlichen Nordsee wird ein englischer Unterseebootszerstörer durch ein deutsches Tauchboot versenkt. Ein anderes deutsches Tauchboot, das Briefschaften und Arzneien nach Cartagena gebracht hatte, vernichtete auf der Rückreise einen französischen Hilfskreuzer. — Die Türken besetzen nach siegreichem Kampfe die persische Stadt Kermanschah.

5. **Juli.** Zwischen Ancre und Somme gehen den Deutschen einige Dörfer verloren, dagegen scheitern wiederholte französische Gegenangriffe im Kampfgebiet von Verdun. Erfolgreiches Erkundungsgefecht östlich von Luneville. — Die russischen Angriffe dauern zwar fort, werden aber matter und überall abgewiesen, nur bei Sadzawka müssen die Österreicher und Ungarn zurückweichen. — Heftiges Artilleriefeuer im Wardartale.

6. **Juli.** Die fortgesetzten Kämpfe an der Somme gestalten sich immer mehr zugunsten der Deutschen. Die Franzosen holen sich auf dem Westufer der Maas wieder blutige Köpfe. — Russische Anstürme am Narocz-See, bei Sokul und im südwestlichen Galizien werden zum Scheitern gebracht. Nur bei Czartorysk und nördlich von Kolki erzielen die Russen Teilerfolge. — Die Italiener beschränken sich hauptsächlich auf Artillerietätigkeit. Im Suganatal werden sie zurückgeworfen.

7. **Juli.** Zahlreiche Massenangriffe an der englisch-französischen Front führen nur zu bitteren Enttäuschungen für unsere Gegner. Auch östlich der Maas opfern die Franzosen wieder vergeblich ihre Leute. — Starke russische Angriffe bei Baranowitschi endigen mit einem vollen Mißerfolg, ebenso solche in der südlichen Bukowina; südwestlich von Luck werden die Russen weiter zurückgedrängt. — An der Isonzofront beschränken sich die Italiener auf Geschützfeuer. Im Suganatal werden zwei italienische Armeekorps blutig abgewiesen. — Die Türken bringen den Russen im Tschoruktale eine empfindliche Schlappe bei.

8. **Juli.** Die englisch-französischen Vorstöße an der Somme werden fortgesetzt, zeitigen aber keinerlei nennenswerte Ergebnisse. Im übrigen an der Westfront nur Artillerie-, Patrouillen- und Luftkämpfe. — Abweisung fortgesetzter russischer Angriffe bei Baranowitschi. Deutscher Fliegerangriff auf den Bahnknotenpunkt Molodeczno. — Die Österreicher und Ungarn erzwingen in der Bukowina den Übergang über die Moldawa. — An der italienischen Front starke Artillerietätigkeit. — Heftiges Geschützfeuer an der unteren Wojussa. — Deutsche Seestreitkräfte versenken an der englischen Ostküste 8 feindliche Fischereidampfer. — Die türkischen Kreuzer beschießen feindliche Hafenstädte am Schwarzen Meere und fangen verschiedene russische Transportschiffe ab.

9. **Juli.** Fortdauer der schweren Kämpfe beiderseits der Somme, wobei die Engländer unter starken Verlusten zurückgeworfen werden, während den Franzosen die Eroberung des Dorfes Biaches glückt. Auch sonst an der ganzen Westfront zahlreiche Gefechte zu Land und in der Luft. — Gegen die Russen wird hauptsächlich an der Stochodlinie gekämpft. — Italienische Angriffe zwischen Brenta und Etsch mißglücken. — Vorpostengefechte am Doiran-See. — Ein österreichischer Kreuzer zerstört in der Straße von Otranto 4 englische Überwachungsdampfer. Ein deutsches Handelsunterseeboot ist mit einer Ladung von Farbstoffen und Medikamenten glücklich im Hafen von Baltimore eingelaufen.

10. **Juli.** Starke englische Angriffe nördlich der Somme brechen unter den schwersten Verlusten zusammen. Südlich der Somme schicken die Franzosen Neger-Regimenter ins Feuer, die vollständig aufgerieben werden. Glückliches Erkundungsgefecht bei Leintrey (Lothringen). — Die Russen rennen vergebens gegen die Stochod-Linie an. Auch bei Sokul werden sie von den Österreichern und Ungarn wieder abgewiesen. — An der italienischen Front nur Artilleriekämpfe.

11. **Juli.** Die Engländer werden nördlich der Somme, die Franzosen südlich des Flusses unter schweren Verlusten zurückgeschlagen. Rechts der Maas werden die deutschen Stellungen beträchtlich vorgeschoben, wobei die Franzosen 2150 Gefangene einbüßen. — Die Russen versuchen vergeblich den Übergang über den Stochod zu erzwingen. Sie lassen dort 2000 Gefangene und 1 Dutzend Maschinengewehre in deutschen Händen. Auch bei Mikuliczin vermögen sie gegen die Österreicher und Ungarn keine Erfolge zu erzielen. — Die Italiener werden am Monte Nasta zurückgedrängt und vermögen auch im Suganatal keine Vorteile zu erringen. — Angriffe italienischer Zerstörer auf Parenzo und öfterr. Wasserflugzeuge auf Ravenna.

12. **Juli.** Nördlich der Somme gelingt es den Engländern sich in Contalmaison festzusetzen, während die Franzosen südlich des Flusses keinerlei Erfolge zu erzielen ver-

Digitized by Google

mögen. — Die Russen werden nordwestlich von Buczacz zurückgeworfen, und auch am Stochod können sie nicht vorwärts kommen. — Fortdauer der italienischen Angriffe zwischen Brenta und Etsch. Nirgends erringt der Feind Erfolge. — Die Russen erstürmen Mamachatum (Kaukasus-Gebiet). — In der Nordsee sind ein großer englischer Hilfskreuzer und verschiedene Bewachungsfahrzeuge durch deutsche Unterseeboote vernichtet worden.

13. **Juli.** Erfolgreicher deutscher Gegenstoß gegen die Engländer im Walde von Trones. Die Franzosen haben südlich der Somme wiederum nur Mißerfolge, und auch östlich der Maas rennen sie vergeblich an. — An der Stochod-Linie werden die Russen weiter zurückgedrängt. Fortdauer der Kämpfe bei Buczacz. — Die lebhafte Gefechtstätigkeit zwischen Brenta und Etsch hält an, ohne daß die Italiener vorwärts zu kommen vermögen. — Ein österreichisches Tauchboot versenkt in der Straße von Otranto einen italienischen Zerstörer. Die österreichischen Wasserflugzeuge sind wirkungsvoll gegen Padua tätig.

14. **Juli.** Ein englischer Massenvorstoß nördlich der Somme wird zum Stehen gebracht. — Gefechte gegen die Russen an der Düna, sowie bei Skrobowa, wo 1500 Gefangene gemacht werden. Die Österreicher und Ungarn fechten glücklich an der Moldawa, bei Zabloniza und bei Delatyn. — Ablauen der italienischen Angriffe zwischen Brenta und Etsch. — Vorpostengefecht zwischen den Bulgaren und Franzosen bei Gevgeli.

15. **Juli.** Starke englische Angriffe nördlich der Somme brechen zusammen. Südlich des Flusses wird den Franzosen in erfolgreichem Gegenstoß ein Teil des Dorfes Biaches wieder entrissen. Weiter südlich werden französische Angriffe im deutschen Sperrfeuer erstickt. Östlich der Maas setzen die Franzosen ihre hartnäckigen Wiedereroberungsversuche fort. — Erfolgreiche Gefechte gegen die Russen bei Skrobowa und südwestlich Luck, sowie westlich Torezyn. In der Bukowina halten die Österreicher und Ungarn mit Erfolg ihre sämtlichen Stellungen. — An der italienischen Front lediglich Artilleriekämpfe. — Siegreiches Vordringen der Türken östlich Kermanschah.

16. **Juli.** An der Somme hauptsächlich Artillerietätigkeit. Die hartnäckigen Kämpfe östlich der Maas gestalten sich mehr und mehr zum Vorteil der Deutschen. Minenkämpfe an der Combreshöhe. — Gesteigerte Gefechtstätigkeit im Abschnitt von Riga. Südwestlich Luck müssen die Streitkräfte der Verbündeten hinter die Lipa zurückgezogen werden. In der Bukowina bleiben alle russischen Vorstöße ergebnislos. — Die Italiener richten ihre Tätigkeit hauptsächlich gegen den Borcolapaß. Treviso wird von österreichischen Wasserflugzeugen bombardiert. — Gefechte zwischen Russen und Türken im Tschoruktal.

17. **Juli.** Beiderseits der Somme neben starker Artillerietätigkeit feindliche Teilvorstöße, die sämtlich zum Scheitern gebracht werden. — Im Raum von Riga setzt eine starke russische Offensive ein. Vergeblich suchen die Russen westlich und südwestlich Luck weiter vorwärts zu kommen. In der Bukowina drücken sie die österreichisch-ungarischen Vorstellungen ein, scheitern aber an der Hauptstellung. — Auf der italienischen Front schweres Geschützfeuer und vergebliche feindliche Angriffe im Ortlergebiet. — Deutsche Tauchboote versenken an der englischen Ostküste zahlreiche bewaffnete Fischereifahrzeuge.

18. **Juli.** Ein deutscher Gegenangriff gegen die Engländer führt zur Wiedereinnahme des Dorfes Longueval und des Gehölzes Delville, während alle feindlichen Angriffe nördlich und südlich der Somme sowie im Maasgebiet abgewiesen werden. — Alle russischen Angriffe im Raum von Riga brechen verlustreich zusammen. Die deutschen Fliegergeschwader entwickeln eine lebhafte Tätigkeit gegen die Etappenplätze und Eisenbahnknotenpunkte hinter der russischen Front. Bei Delatyn werden die Russen wieder über den Pruth zurückgedrängt. Der Kampf in der Bukowina löst sich in eine große Anzahl kleiner Einzelgefechte auf. Erfolgreicher Angriff deutscher Seeflugzeuge auf den Kriegshafen von Reval und die dort befindlichen russischen Kriegsschiffe. — Italienische Angriffe im Barcolapaß und am Mittagskofel werden blutig abgewiesen. — Türkischer Sieg über die Italiener bei Misrata in Tripolis; 6200 Gefangene, 24 Geschütze. Auch an der Westgrenze Ägyptens erzielen die Türken Erfolge, bringen ferner den Engländern bei Basrah eine ernste Schlappe bei und erbeuten mehrere feindliche Schiffe auf dem Euphrat. Die Russen geraten durch die Türken und persische Aufständische in Persien mehr und mehr in Bedrängnis.

19. **Juli.** Heftige Gegenangriffe der Engländer gegen das Dorf Longueval und das Gehölz Delville. Französische Angriffe südlich der Somme bleiben ohne Erfolg. Lebhafte Artillerietätigkeit in der Champagne, Handgranatenkämpfe in den Argonnen. — Die fortgesetzten Angriffe der Russen südöstlich Riga bringen dem Feind nur schwere Verluste, ebensowenig vermögen die Russen bei Skrobowa Raum zu gewinnen. Im Stochodknie und südwestlich von Luck werden sie sogar zurückgedrängt. — Österreichische Torpedoboote vernichten in der Adria zwei feindliche Unterseeboote, und an der englischen Ostküste lichten deutsche Unterseeboote die Reihen der englischen Fischereifahrzeuge. — Die Türken werden von den Russen bei Bairut geschlagen.

20. **Juli.** Große Massenangriffe der Engländer und Franzosen im Sommegebiet auf einer Frontbreite von 40 Kilometern und mit dem Krafteinsatz von 17 Divisionen. Der Feind vermag nur wenige kärgliche Teilgewinne zu erzielen und wird an den weitaus meisten Punkten unter ungeheuren Verlusten zurückgetrieben; mehr als 1200 Gefangene

Digitized by Google

bleiben in deutschen Händen. — Abflauen der russischen Offensive südöstlich Riga. Schwere Kämpfe gegen die Russen bei Werben, wo die Front der Verbündeten zurückgenommen werden muß. Österreichisch-ungarische Erfolge in der Bukowina. — Italienische Angriffe gegen den Borcolapaß mißglücken.

21. Juli. Im Sommegebiet bleibt die beiderseitige Tätigkeit auf kleinere Teilvorstöße beschränkt. Im Maasgebiet herrscht heftiges Artilleriefeuer. Ein französischer Vorstoß in der Champagne nördlich Massiges wird abgewiesen. Zahlreiche Luftkämpfe. — Die russischen Massenangriffe im Kampfgebiet von Riga beiderseits der Straße Ecau—Keckau werden wieder aufgenommen, brechen aber unter schweren Verlusten zusammen. Ebenso bleiben die Anstrengungen der Russen, sich des Berges Capul (Bukowina) zu bemächtigen, erfolglos, während die Österreicher und Ungarn ihnen die Höhe Magura wieder entreißen. Die bei Bereszeczko nachdringenden Russen werden zum Stehen gebracht. — Die Italiener erzielen im Rolle-Paß einen kleinen Teilerfolg, werden dagegen bei Posina und Paneveggio zurückgeschlagen. — Vormarsch der Russen gegen Erzingian.

22. Juli. Erneute Infanteriekämpfe zwischen Ancre und Somme, wo die Engländer blutig abgewiesen werden. Glückliches Erkundungsgefecht bei Richebourg. Deutscher Geländegewinn bei Verdun auf dem rechten Ufer der Maas. Ein französischer Fliegerangriff auf Müllheim wird durch Beschießung von Belfort mit schwerem Geschütz beantwortet. — Die Russen vermögen weder südlich Riga noch am Styr vorwärts zu kommen. Die an der Magurahöhe fechtenden österreichisch-ungarischen Truppen müssen sich auf den Karpathenkamm zurückziehen. — Heftige Kämpfe mit den Italienern im Val Sugana und bei Paneveggio, wo die k. u. k. Truppen ihre Stellungen siegreich behaupten. — Rücktritt Ssasonows.

23. Juli. Die fortgesetzten englischen Massenangriffe erzielen außer der Eroberung eines Teiles von Pozières keinerlei Erfolge. Bei Longueval werden die Engländer durch einen kräftigen Gegenstoß geworfen. Kleinere französische Unternehmungen südlich der Somme scheitern. Im Kampfgebiet von Verdun starke Artillerietätigkeit. — Die Russen werden bei Bereszeczko sowie in Wolhynien abgewiesen, ebenso südlich des Dnjestr, während nördlich des Flusses lediglich Erkundungsgefechte stattfinden. — Die italienischen Angriffe im Val Sugana und bei Paneveggio werden fortgesetzt, ohne zu irgendwelchen Ergebnissen zu führen. Österreichische Wasserflugzeuge beschießen Monfalcone. — Vorstoß deutscher Torpedoboote bis zur Themsemündung, wo sie ein Gefecht mit englischen Kriegsschiffen bestehen.

24. Juli. Ein starker feindlicher Vorstoß auf der Front Pozières—Maurepas scheitert vollständig; ebenso zerschellen französische Angriffe südlich der Somme, wo namentlich bei Etrées erbittert gekämpft wird. Handgranatenkämpfe bei Verdun. Patrouillengefechte im Elsaß. — Fortsetzung der Kämpfe gegen die Russen bei Bereszeczko. Südlich des Dnjestr schlagen die Österreicher und Ungarn bei Oberlyn russische Angriffe zurück. — Die Italiener setzen an den schon genannten Örtlichkeiten immer wieder zu neuen Vorstößen an, holen sich aber stets nur schwere Verluste. Am Rollepaß hat die Gefechtstätigkeit nachgelassen, während an der Isonzofront die Artillerietätigkeit wieder aufflammt.

25. Juli. Eine englische Bastion am Ypernkanal wird durch deutsche Sprengungen vernichtet. Die Engländer behaupten sich mühsam in Pozières, vermögen aber sonst nirgends vorwärts zu kommen. Dasselbe Schicksal haben die Franzosen südlich der Somme. Minenkämpfe im Argonnenwald. Kleinere deutsche Fortschritte am linken Maasufer. — Russische Massenangriffe bei Gorodischtsche haben keinen Erfolg, ebensowenig kleinere Vorstöße nordwestlich Luck und bei Bereszeczko. Die Russen erzielen einige Teilerfolge gegen die Österreicher und Ungarn bei Radziwillow, und auch bei Leziow müssen die k. u. k. Truppen hinter den Boldurka-Abschnitt zurückgenommen werden. — Deutsche Flieger entwickeln eine rege Tätigkeit hinter der russischen Front und bombardieren erfolgreich auch die russische Fliegerstation auf der Insel Ösel. Ein deutsches Marineluftschiff belegt Mariehamm, den Stützpunkt der russischen und englischen Unterseeboote, erfolgreich mit Bomben. Ein deutsches Tauchboot erzielt bei den Orkney-Inseln zwei Torpedotreffer gegen ein englisches Großkampfschiff. — Ruhe an der italienischen Front.

26. Juli. An der Somme hauptsächlich Artillerietätigkeit. Erkundungsgefechte in Flandern. Mißglückte französische Vorstöße rechts der Maas. Patrouillengefechte in den Argonnen. — Die Russen greifen vergeblich die deutschen Stellungen bei Bereszeczko und an der Schtschara an. Ebenso behaupten sich die Österreicher und Ungarn in ihren neuen Stellungen bei Radziwillow und Leziow. Überdies vollführen sie einen glücklichen Vorstoß an der Grenze der Bukowina. — Wiederaufnahme der Kämpfe bei Paneveggio, wo die Italiener blutig zurückgeschlagen werden. Auch an der Kärntner und an der Isonzofront wird gekämpft.

Digitized by Google

Illustrierte Kriegsberichte.

Die großen Durchbruchschlachten im Westen. I.

Von **Anton Fendrich.** Mit 5 Abbildungen.

Das erste Kriegsjahr war vorüber. Immer noch ragte die deutsche Front wie eine Bastion von Norden her ins französische Land hinein. Kitchener hatte mit großen Worten den eigentlichen Kriegsbeginn auf den Mai angekündigt. Es war davon nichts zu bemerken gewesen. So wurde denn auch die Sprache der Pariser Presse gegen die sparsame Gemächlichkeit, mit der Albion Krieg führte, immer deutlicher. Man verlangte Siege von Joffre. Die Regierung, die Kammer, das Volk, alles war einig in diesem heißen halten, die, von der Front zurückgenommen, jetzt Granaten drehten. Und zu allen Eisenbahnzügen voll englischer und französischer Granaten kam noch die neutrale Großware — die amerikanische. Man wollte aus dem Vollen schöpfen und Amerika half gerne dazu. Tausende von Soldaten aus der Territorialarmee setzten die Befestigungen auf der ganzen Nord- und Nordostfront in den denkbar besten Verteidigungszustand. Eine Zeit wirklicher gewaltiger Arbeit war über das Volk hereingebrochen,

Abb. 1. Das Kampfgebiet der französischen Herbstoffensive in der Champagne.
a) Deutsche Front am Morgen des 25. Sept. 1915. b) Französ. Front am Abend des 25. Sept. 1915. c) Deutsche Front am 1. Februar 1916.

Wunsch nach Siegen. Lord Kitchener mußte endlich nachgeben. Im August und September 1915 landeten eine gute halbe Million frischer Truppen in Bordeaux und Le Hâvre. Die deutschen Gefangenen wurden wider das Völkerrecht gezwungen, wochenlang in den beiden Hafenstädten die lange zurückgehaltene englische Munition auszuladen. Dafür, daß sie Granaten gegen ihre eigenen Brüder schleppen halfen, erhielten sie sechs Franken pro Tag — versprochen. Ausgezahlt bekamen sie zwanzig Centimes mit dem frechen Trost, der Rest würde Deutschland für den Friedensschluß gutgeschrieben. Das würde es ihm erleichtern, die große Kriegsentschädigung an Frankreich zu bezahlen. Der sozialistische Munitionsminister Thomas war im Land selbst monatelang von Fabrik zu Fabrik gereist und hatte aufmunternde Ansprachen an die Arbeiter gedas ingrimmig an seinen Ketten zerrte. Ein neues Wort schwirrte durch alle Zimmer der Regierung und des Generalstabs, das Wort: „système“. Systematisch, genau so wie die „Boches“, wollte man jetzt vorgehen. Das Gerücht von den großen kommenden Dingen drang aus Paris über die Provinzstädte und Etappenorte in die französischen Gräben. Ein hoffnungsvolles Flüstern erfüllte ganz Frankreich: „Wir werden angreifen! Die Lazarette sind leer!! Wir sind bereit!!!“ Von Anfang September an wurden Nachrichtenblätter unter den zum Angriff bestimmten Korps verbreitet. Darin wurde den Soldaten das Grnseln gelehrt vor deutscher Gefangenschaft. Da hieß es, die Deutschen hätten in Rußland bei Rava 5000 Gefangene an einem Tag erschießen lassen; einem gefangenen französischen Obersten seien von den

Digitized by Google

3500 gestohlenen Francs 72 zurückgegeben worden; in Deutschland hieße das feldgraue Kleid nur das Sterbehemd, und das Elend sei dort so groß, daß schimmeliges Brot als Leckerbissen gesucht sei. Zu der Bearbeitung durch solche Lügen kam das Trommelfeuer der eigentlichen Armeebefehle. In einer Geheimorder vom 14. September setzte der Generalissimus den kommandierenden Generälen des Langen und Breiten die glänzenden Umstände auseinander, unter denen der allgemeine, wegen der deutschen Fortschritte in Rußland und wegen der Stimmung der Neutralen nicht mehr aufschiebbare Angriff erfolgen würde. Wenn die Truppen den an sie gestellten Anforderungen nachkommen würden, könne der Krieg mit einem Schlag zu Ende sein. Was Wunder, daß die tapferen französischen Soldaten in den Gräben vor Kampfbegierde brannten. Sie waren in funkelnagelneue graublaue Uniformen eingekleidet worden, die verräterische rote Hose war verschwunden und den Kopf bedeckte anstatt des Käppi der neue mittelalterliche Stahlhelm zum Schutz gegen die Kopfschüsse der guten deutschen Schützen. Am 22. September traf bei den Regimentsobersten noch eine letzte geheime Weisung ein, wie den Truppen die ungeheure Kraft des Stoßes klar zu machen sei. Darnach waren für die Operationen bestimmt:

35 Divisionen unter General de Castelnau,
18 Divisionen unter General Foch,
13 englische Divisionen und
15 Kavallerie-Divisionen (darunter fünf englische).

Außerdem standen zum Angreifen bereit:
12 Infanterie-Divisionen und die belgische Armee.

„Drei Viertel der französischen Streitkräfte nehmen somit an der allgemeinen Schlacht teil. Sie werden unterstützt durch 2000 schwere und 3000 Feldgeschütze, deren Munitionsausrüstung bei weitem jene vom Beginn des Krieges übersteigt."

So hieß es in dem Geheimbefehl, der mit der Erinnerung an die Schlachten bei Arras schloß, „wo nur 15 Divisionen und 300 schwere Geschütze beteiligt" gewesen seien.

Das Raunen und Flüstern über die ungeheuren Vorbereitungen der Franzosen war natürlich auch in die naheliegenden deutschen Gräben gelangt. Unsere Feldgrauen ließen es sich nicht nehmen, die Kampflust des Feindes durch fortwährende Herausforderungen zu schärfen. Zettel, die aus Flugzeugen hinabgeworfen wurden, luden die Franzosen ein, doch herauszukommen und anzugreifen. An manchem schönen Herbstmorgen fanden die Piou-Pious vor ihrem Stacheldraht Plakate, fröhlich flankiert von schwarz-weiß-roten Fähnchen, die zum Besuch Deutschlands einluden. Früher und entsetzlicher, als es sich unsere Tapferen hatten träumen lassen, brach dann die Wirklichkeit herein. Was kein Soldat für möglich gehalten hätte, nämlich, daß ein Schlachtengewitter heraufziehen würde noch wilder und erbitterter als alle Kämpfe an der Lorettohöhe, das ereignete sich nun. Auf einer Front von nahezu 40 Kilometern brach ein feindlicher Angriffssturm los, der eine nie geahnte Größe erreichte. Nicht als ob die deutsche Heeresleitung überrascht worden wäre von dem Riesenangriff. Sie erwartete ihn mit Bestimmtheit. Sie erwartete ihn auch an den richtigen Stellen. Sie war gerüstet. Und auf die Frage: „Werden sie durchkommen?" fiel nur die kurze harte Antwort: „Ausgeschlossen!" Aber jenes Erdbeben einer Artillerievorbereitung, wie es der Herbstschlacht in der Champagne vorausging, und jenes wahnsinnig kalte Opfern von Zehntausenden von Söhnen Frankreichs in den Sensengängen der deutschen Maschinengewehre, das hatte man nicht voraussehen können.

Am Donnerstag mittag den 23. September fing es an. Die schauerlich großartige Eintönigkeit der Champagnelandschaft war gemildert durch einen goldenen Sonnenschein. Die flachen Bodenwellen, die wie die Rücken von gefallenen Riesen die alten katalaunischen Schlachtfelder durchziehen, bekamen etwas von einer schlichten Anmut. Die vom aufgespritzten Kalkstein wie verzuckerten letzten Baumkrüppel leuchteten wie im Rauhfrost, und wie Schneehügel oder wie geplatzte Mehlsäcke lagen die von Granaten aufgeworfenen Kreidehaufen über diesem Friedhof von 30000 immer noch unbeerdigten Franzosen hin zerstreut. Hinten in den unterirdischen, fast sommerfrischenhaft ausgebauten Lagern, wo die aus den Schützengräben abgelösten Reserven ausruhten, schlich durch Höhlen und Gänge eine bleierne Stille, die ahnen ließ, daß etwas Furchtbares im Gange war. Seit einigen Stunden stieg es wie ein Raubtierbrüllen von tausendschlündiger Wildheit aus den Tiefen der Erde. Wieviel schwere Geschütze mußten die da vorne haben?! Das war kein Trommelfeuer mehr, sondern ein wahnsinniges Dröhnen auf tausend Riesenpauken. Ach, es steckte so viel furchtbarer Sinn in dem Wahnsinn, der sicherlich andauern würde bis gegen Abend. Ein solches nie aussetzendes Rollen und Donnern einer Artillerievorbereitung war noch nie gehört worden. Die

Digitized by Google

Abb. 2. Deutsche Stellungen in der Champagne zwischen Höhe 192 (links) und Ville-sur-Tourbe (rechts) unter dem Trommelfeuer der Franzosen. Zwischen den genannten Endpunkten liegt in der Mitte das in Brand geschossene Bouconville, in dessen Nähe das Gehölz von Cernay. Nach dem Farbendruck eines Aquarells von Fr. Flameng.

mußten sich ja alle halbe Stunden ablösen bei den Franzosen, um einen solchen Höllenlärm vollführen zu können. Was würde da aus den Kameraden vorne im Schützengraben werden? So ging das Reden und Raten in den Waldlagern und unterirdischen Dörfern, die sich unsere Feldgrauen hatten bauen müssen, weil inmitten der Kärglichkeit und Armut der Champagnedörfer kein Bleiben und kein Ruhen war.

Unterdessen hatten die Besatzungen der vordersten deutschen Gräben zugleich mit den ersten ansausenden Granaten ein ganzes Getümmel von feindlichen Fliegern über sich gehabt, die das Feuer ihrer Artillerie lenken mußten. Weiß hoben sich die Linien der vordersten Gräben ab vom graugrünen und fahlgelben Boden. Da hatten die Flieger leichte Arbeit. Die Täschen von Souain und Mesnil und die Mulden von Massiges waren schon in den ersten Nachmittagsstunden überdeckt von undurchdringlichen Wolken Pulverrauchs und Kalkstaubs. Die heranheulenden Zuckerhüte — 28 und 30er Granaten — schlugen immer genauer bei den Gräben ein. Vergeblich jagten die Unseren durch die Löcher der immer dichter werdenden Rauchmauer Salven auf Salven den Luftspionen zu. Die niederbrechende Wucht der Granaten jagte alles mit Ausnahme der Wachen in die Unterstände. Dort zählte man bang die Einschläge über sich, die immer noch nicht durchgebrochen waren. Einmal mußte doch das Entsetzen aufhören! Die Menschen da drüben schossen sich ja auf Wochen hinaus munitionsarm. Aber gegen Abend wuchs das Trommelfeuer zur Raserei. Armlange und handbreite wildgezähnte Sprengstücke der langen Granaten, zersplitterte Balken aus den Unterständen, scharfkantige Kalkbrocken flogen durcheinander im Graben.

Sind denn die Kerle da drüben verrückt geworden? Bedienen leibhaftige Teufel ihre Geschütze? Da, gegen 9 Uhr, läßt das Donnern nach. Das Feuer flaut ab. Werden sie einen Nachtangriff wagen? Nichts von dem. Eine wundervolle Mondnacht steigt herauf. Und gegen 10 Uhr beginnt das Unheil von neuem. Ein heißer Widerwille quillt in der Brust der Überlebenden auf gegen alles, was sie umgibt. Warum, warum das alles!? Mit dem Gesicht gegen die Lehmwand gedrückt, in Knäueln hockend, mit zusammengepreßten Kiefern und in die Lippen gegrabenen Zähnen, suchte jeder von unsern Getreuen nach Gemütsart und Seelenstärke die Antwort auf solche Fragen. Die Gedanken kreisen mechanisch, ohne an ein Ende zu kommen. Anstatt ihrer übernehmen neue Granaten die Antwort, und im Graben heult und schmettert und johlt und haut es von neuem.

Aushalten, nichts als aushalten! Das ist jetzt das Größte und auch das einzig Mögliche. So geht es langsam dem Morgen zu. Der Mond verschwindet, bevor die Sonne blutrot im Osten aufsteigt. Das ist sonst die gefährliche

Digitized by Google

Stunde, wo die Horchposten von ihren vorgeschobenen Verstecken einer nach dem andern zurück in den Graben schleichen und wo der Ruf: Scharf obacht geben! von Mann zu Mann weiter gegeben wird. Heute liegt keiner draußen, und heute wäre allen ein Sturm jubelnde Erlösung. Aber sie kommen noch nicht, die drüben. Das ekelhafte Geschlinger und Gezwitscher in der Luft, das blödsinnige Platzen und Fauchen geht weiter. Es sitzt zwischen St. Hilaire und Massiges auf der Zwanzigkilometerfront kein deutscher Soldat im Graben, der nicht in jeder Sekunde damit rechnen muß, daß ein Volltreffer ihn in Stücke reißt und seine zuckenden Glieder in weitem Bogen mit Geröll und Steinen in die Höhe schleudert. Verschüttet werden unter Kreidebrocken ist noch ein gnädiges Schicksal, aus dem mancher wieder herausgerettet wird. Nur in den Gräben, wo durch Lehm und Kreide hindurch die Unterstände bis tief in den Kalkstein hinabgetrieben werden konnten, kochen sich die Dulder abwechselnd auf kleinen Feuern etwas, was man einen Kaffee nennen kann. Aber auch hier unten wird die Luft immer dicker, voller Rauch und Schwefeldampf, Sand und Staub. Die Mutter Erde, in deren tiefen Schoß sich ihre Kinder vergraben haben, weiß auch keine Hilfe mehr. Und das heranbrausende Verderben nimmt weiter seinen Lauf. Grabenwände werden weggeweht, zwei Meter dicke Schulterwehren umgelegt, Gräben aufgefüllt und im nächsten Augenblick durch Volltreffer wieder in die Luft gesprengt. Und das Entsetzlichste geschieht, daß es Mittag wird und wieder Abend und wieder Nacht, ohne daß ein Sturm die überlebenden gnädig erlöst.

In der Morgendämmerung des 24. Sept. wurde es auf einmal leichenstill. Nur das hohe Surren von Dutzenden französischer Motore erfüllte die Luft über den deutschen Gräben, und die aufgehende Sonne färbte die Flügel der Maschinen blutrot, die wie Aasgeier über den deutschen Stellungen schwebten. Sie wollten sehen, wie weit das Werk der Zerstörung gediehen war. Unterdessen fing das Toben der Geschütze wieder an, nur daß die Granaten eine halbe Stunde lang über die Gräben weg in die deutschen Reservestellungen als Sperrfeuer flogen. Als das Plumpsen und Platschen und Reißen der Granaten wieder vorrückte zu den vordersten Gräben, gab es immerhin einige Abwechslung. Die Stinkbomben flogen jetzt hundertweise herum. Zu den großen Schrecken kam der kleine Jammer für die Beschossenen. Die Augen tränten, der Hals kratzte, und die das große Los gezogen hatten und bisher unverwundet mit dem Leben davon gekommen waren, mußten jetzt mitten im Todesgrauen auf die lächerlichste Weise husten und niesen. Und wieder wurde es Abend und wieder Nacht. Der Morgen des 25. September dämmerte. Aber diesmal kam die Herbstsonne nicht mehr heraus. Sie wollte das gräßliche Schauspiel nicht länger mit ansehen. Vielen in den deutschen Gräben hatte unterdessen die Natur geholfen. Gleichgültigkeit war bei ihnen eingekehrt. Aber als gegen 9 Uhr mit einem Schlag alles so still wurde, daß man die Tropfen des leise einsetzenden dünnen Regens fallen hörte, da riß alles, was noch lebte, die Gewehre an sich. Drüben bei den Franzosen ratterten Maschinengewehre einen seltsamen Takt. Sie telegraphierten mit Morsezeichen das Signal zum Angriff längs ihrer Front hin. Jetzt mußten sie kommen.

Und sie kamen! Auf der Zwanzigkilometerfront von Aubérive bis Ville-sur-Tourbe wurde es lebendig, nachdem 60 und 70 Stunden lang der eiserne Tod alles niedergestampft hatte. In der Nacht waren die Hindernisse vor den französischen Gräben weggeräumt worden. Fieberndwaren seit Tagesanbruch die Franzosen in ihren neuen Uniformen in den Gräben zusammengedrängt gestanden. Daß es losgehen würde, das hatten sie an der Extraration Wein und Schnaps gemerkt, die jeder in der Morgenfrühe faßte. Weit hinter ihnen lachte das ungeduldige Wiehern der Pferde durch den trüben Herbstmorgen. Denn ganze Regimenter waren hinter den französischen Gräben bereitgestellt „zur Verfolgung des Feindes". Gut ausgedacht war Joffres Plan. Die leichten Rücken der Champagne mit ihrem sanften Hügelauf, Hügelab waren wie geschaffen zum Beginn eines neuen Bewegungskrieges. Aber unsere Feldgrauen waren auch noch da.

Bei Aubérive vor dem äußersten rechten Flügel der Deutschen stiegen die Franzosen aus den Gräben wie zu einem Feste. Würdig und mit ihren Stahlhelmen den alten Römern gleichend, schritten sie ohne Rast in vierfachen Linien hintereinander gegen das vor, was vom deutschen Hindernis noch übrig geblieben war. Ihr Entsetzen war nicht gering, als schlammüberzogene Gestalten wie Erdgespenster aus den Löchern der deutschen Gräben auftauchten und kalt in ihre Reihen hineinschossen. Der Feind stutzte. Denn nun begann ein deutsches Maschinengewehr zu funken. In Schwaden fielen die schönen Soldaten in den blaugrauen Uniformen. Blasswangige Rekruten standen neben wildbärtigen Kriegern in den deut-

Digitized by Google

schen Grabenresten und feuerten kalt, aber unermüdlich. Die weit vor das Dorf geschobene Grabenfestung bewährte sich. Auf die Brüstungen sprangen die Feldgrauen und feuerten dem wankenden Feind entgegen. „Sollen wir ihnen nach, Herr Leutnant?" — schrien die Ungeduldigen. „Ruhig weiterschießen, Jungens!" Da brechen neue Wellen und immer wieder neue aus den französischen Gräben vor. Aber auf einmal rollen sich über ihnen Schrapnells auf wie schwarze, dicke Elefantenrüssel, und gelbe Schwefelschwaden hüllen ihre Füße ein. Hurra! Die

von Moronvilliers her. Wie eine weise Mutter hatte die Artillerie dort gewartet, bis Gefahr im Verzug war. Hei, wie die Franzosen laufen können! Umsonst gehen todesmutige Offiziere mit geschwungenem Säbel voran: „Allons mes camarades!" Peng! Da liegen die tapferen Helden. Umsonst versuchen französische Feldgendarmen, die Linien vor und unseren Feldgrauen vor Aubérive in den Rücken zu treiben. Die deutschen Maschinengewehre mähen zu schwer. Auf der Höhe der sogenannten Epine von Verdegrange blieb der französische Angriff stecken. Wei-

Abb. 3. Im Schritt! .... Ruhe! .... Schließt die Reihe! .... Französische Sturmwelle im Vorgehen.
Nach einer französischen Zeitschrift.

deutschen Artilleristen hinten auf den Höhen von Moronvilliers wissen, was ihres Amtes ist. Hier ist der Angriff abgeschlagen, und die Leute, die 70 Stunden im Todesgrauen gesessen haben, unternehmen jetzt einen Gegenstoß, der die Franzmänner vor Aubérive einen Kilometer hinter ihre eigenen Gräben zurückwirft.

Aber westlich von der schweren deutschen Verteidigungsstellung sind die Franzosen durchgebrochen. Und sie haben unsere Stellung überrannt und eilen nun die Höhe von Verdegrange hinauf. Holla! Das sieht gefährlich aus für unsere Stellung westlich von Aubérive. Schon fliegen unseren Tapfern dort die Kugeln in den Rücken. Da brummen wieder unsere Schweren

ter östlich, links und rechts der Straße von Souain nach Py, gelang es den Franzosen, in zwölf Reihen hintereinander herstoßend, in einem einzigen Anlauf bis zur Ferme Navarin zu kommen, allerdings auch nur auf einer zwei Kilometer langen Leichenbrücke aus deutschen und französischen Gefallenen.

Vor dem großen verschanzten Zentrum zwischen Souain und Perthes verließen sich die Franzosen nicht auf den Erfolg ihres Trommelfeuers, sondern machten zuerst noch einen Gasangriff, um ganz sicher zu gehen.

Es war fast zum Lachen für unsere Feldgrauen, die paar Gaswolken nach dem dreitägigen Trommelfeuer! Die weithosigen Zuaven

Digitized by Google

schienen es gar nicht eilig zu haben. Sie machten die Verschütteten des ersten Grabens zu Gefangenen und fanden auch im zweiten Graben genügend herrenlose Beutestücke. Als sie aber die Nase in das dahinterliegende Wäldchen

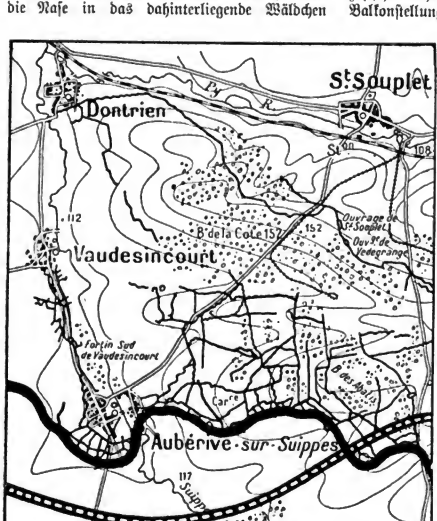


Abb. 4. Das Kampfgebiet um Aubérive. In diesem Abschnitt haben die tapferen deutschen Verteidiger die alte Stellung während der Herbstschlacht nicht nur gehalten, sondern trotz aller feindlichen Anstürme noch Gelände gewonnen. Die geschlossene Linie bezeichnet die Front bei Beginn der Offensive, die durchbrochene die neue Stellung gleich nach der Schlacht. Interessant ist auf der nach französischen Fliegeraufnahmen hergestellten Karte das labyrinthartige Gewirr der deutschen Schützen- und Verbindungsgräben, sowie ferner die von St. Souplet bis dicht an die Stellungen herangeführten Feldbahnlinien.

stecken wollten, brachte sie ein Kugelhagel aus unsichtbaren Verstecken zum Bewußtsein ihrer Lage. Sieben Stunden lang wiederholten die Franzosen ihre Angriffe und hatten am Abend der großen Offensive endlich einen Kilometer nach Norden gewonnen. Um so forscher stieß die Übermacht der Tirailleurs bis westlich von Tahure durch bis zum Fuß der schon aus den Winterkämpfen in der Champagne berühmt gewordenen Höhe 192.

Schwer rannten sich einige Regimenter französischer Schützen ihre Köpfe an der sogenannten Balkonstellung nordöstlich von Perthes an. Dort hielten Bergleute und Gardinenwirker aus dem Erzgebirge die wie eine kühne Nase in die feindlichen Linien vorspringenden Gräben bis gegen Abend, wo die Reste des Regiments von der Division zurück in die Reservestellungen befohlen wurden. Auf dem rechten französischen Flügel bei Beau se jour und Massiges war der Sturm den schwarzen Händen der Kolonialtruppen anvertraut worden. Auf einem Schimmel ritt der General Marchand den Kulturkämpfern aus dem innersten Afrika zur Seite. Anders tun es die schwarzen zweibeinigen Bestien bei feierlichen Angelegenheiten nicht. Mit wilden Sätzen rannten sie zähnefletschend heran. Andere torkelten. Denn bei diesen Regimentern wird mit Schnaps nicht gespart. Eine andere Begeisterung, als die im Rausch kennen sie nicht. Aber drüben hinter den Gräben liegt die nordische Ruhe und feuert und funkt und schießt und schmettert hinein in den wilden Tanz, den die wollköpfigen Gestalten mit den tierischen Nüstern aufführen zwischen Zuckerrübenstauden und den Schemen der Leichen aus der Winterschlacht. Hinter den Schützenlinien der Schwarzen sieht man den Schimmel des Generals ledig herumgaloppieren. Marchand ist schwer verletzt und sein herrenloses Pferd läßt sich nicht einfangen und bringt Verwirrung unter die vorgehenden Neger. Der Aberglaube packt sie noch zum deutschen Stahlhagel. Sie hielten ihren obersten Befehlshaber für unverletzlich. In einem fluchtartigen Rückzug fünfhundert sie nach zweistündigem wahnsinnigen Vorstürmen das Schlachtfeld und verschwinden in dem vordersten deutschen und in ihren eigenen Gräben. Da sausen kaum fünf Minuten später

Digitized by Google

Abb. 5. Das im Zentrum der über 30 Kilometer breiten Schlachtfront gelegene Dorf Souain an der Straße von Suippes nach Somme-Py, an der, nördlich von Souain, auch die oftgenannte Navarinfarm liegt.

französische Schrapnells heran. Das gilt der Bestie und sie springt heulend heraus und wieder vor. Ihrer Übermacht gelingt es, die deutschen Linien zwischen Massiges und Beau se jour um 500 bis 700 Meter zurückzudrängen. Aber dann stockt wieder die Welle der Halbmenschen mit den gefletschten Zähnen und den Affenstirnen. Da dröhnt die Erde unter den Hufen tausender von Pferden. Was seit der Marneschlacht nie wieder gesehen worden war, das wurde hier Wirklichkeit, eine Reiterattacke über ebenes Feld. Der Freund des Generals Marchand und sein hauptsächlichster Helfer, General Baratier, ritt an der Spitze. Aber vor dem dritten Graben der Deutschen brachen Rosse und Reiter in wildem Gezucke zusammen unter den deutschen Maschinengewehren. Da und dort gelang es einzelnen Schwadronen durchzubrechen und Gefangene zu machen. Aber die wenigsten von ihnen kamen wieder zurück. Die Tage der malerischen Reiterangriffe sind für immer vorbei.

Alles dies war in wenigen Stunden geschehen. Überall, wo der Infanterieangriff der Franzosen, meist in drei stark getrennten Wellen, deren jede aus drei Reihen hintereinander bestand, in unsere Stellungen eindrang, kam er auf dem rechten deutschen Flügel nach zwei bis drei Kilometern, auf dem linken nach einigen hundert Metern, zum Stehen. Die erste Welle, die aus 9000, durchweg den gebildeten Ständen angehörenden Freiwilligen bestand, wurde vor den zweiten deutschen Gräben vollkommen niedergemäht und total vernichtet. Der sich dann entspinnende Nahkampf, das Würgen mit Zähnen und Nägeln, war von einer schauerlichen Wucht.

Als am Abend des 25. September nach einem bald hundertstündigen Wolkenbruch von Eisen und nach einem mit vierfacher Übermacht ausgeführten Sturm die Sieger das eroberte Gelände betrachteten, da war es nichts als der Friedhof ihrer eigenen Armee. Der Durchbruch der lebendigen deutschen Mauer war auf keinem Punkt gelungen. Natürlich glaubte der Franzose nicht an seinen Mißerfolg. Am 26., 27. und 28. September fuhr das Trommelfeuer, oft noch mit gesteigerter Wucht, auf die Abschnitte, die man für die gefährdetsten hielt. Alles vergebens! Zwar fiel am 27. September die Balkonstellung durch eine Umgehung von zwei Seiten her, und am 6. Oktober gelang dem Feind die Erstürmung der Höhe 192 bei Tahure, aber diese „Siege" hatten nur den Erfolg, die 20 Quadratkilometer eroberter zerstampfter Kreideerde auf 25 zu steigern. Dafür nahmen wir die wichtige Höhe 199 südlich von Cernay im Sturme wieder und führten, während der Gegner noch in der Atempause lag, empfindliche Gegenstöße. Es wäre ungerecht und der historischen Wahrheit widersprechend, wollten wir die deutschen Verluste in der Herbstschlacht in der Champagne als ein Nichts hinstellen. Wie aber stellt sich im Vergleich die Rechnung des Gegners?

Blicken wir zurück! An die große Dezemberoffensive des Jahres 1914, die den Franzosen und Engländern 150000 Mann kostete, schloß sich Mitte Februar die Champagne-Offensive Joffres an, die nach einem Verluste von 45000 Mann erstickte. Vergeblich war der große Aprilangriff zwischen Maas und Mosel und ebenso der englische Gegenstoß in Westflandern im Mai. So lag der Gedanke, daß nur mit ungeheuren Opfern Großes erreicht werden könnte, nicht so

Digitized by Google

sehr ferne. Die Ungeheuerlichkeit der Opfer kann nicht bestritten werden. Die deutsche Heeresleitung hat den Verlust aus der ganzen Herbstoffensive für den Feind auf annähernd 190 000 Mann beziffert. Der große Erfolg aber blieb gänzlich aus. Was wollte der Feind? Lassen wir es ihn selbst sagen: „Es darf sich für alle Waffen, die angreifen, nicht darum handeln, die ersten feindlichen Gräben wegzunehmen, sondern ohne Ruhe Tag und Nacht durchzustoßen, über die zweite und dritte Linie bis in das Gelände." So hieß es wörtlich in Joffres großem Armeebefehl vor der Schlacht. Der Befehl war ganz richtig. Aber die angreifenden Divisionen führten ihn nicht aus. Und so darf man den Aussagen der französischen Gefangenen aus den Kämpfen nach dem 27. September glauben, die übereinstimmend berichteten, Joffre tobe wie ein Rasender in seinem Hauptquartier in Chalons, schlage in einem fort wütend auf den Tisch und herrsche die bleich vor ihm stehenden Generäle an mit den immer wiederholten Worten: „Angreifen, angreifen!" Der einzige Fehler in Joffres Befehl war der Satz mit der „zweiten und dritten Linie". Daß die Deutschen noch weit hinter ihren Reservestellungen siebte und achte und zwölfte Verteidigungslinien und Erdbefestigungen der schwersten Art hatten, das war den französischen Fliegern, denen Joffre noch lange nachher gram war, offenbar entgangen.

Die Champagne nördlich der großen Römerstraße war nur der Hauptkriegsschauplatz gewesen, auf dem Joffre das Schicksal Frankreichs zu wenden suchte. Aber in ähnlich großem Stil wurden zu gleicher Zeit riesenhafte Anstrengungen unternommen im Artois und in Belgisch-Flandern.

Lebensbilder bedeutender Persönlichkeiten des Krieges.

General Pétain.

Mit 1 Abbildung.

Der tapfere und taktisch sehr geschickte Verteidiger von Verdun verdient gewiß auch bei uns Interesse, zumal auch seine militärische Laufbahn mancherlei Absonderlichkeiten aufzuweisen hat. Als junger Offizier ist Pétain nur sehr langsam die militärische Rangleiter emporgestiegen, um schließlich trotz mancher für ihn schmeichelhaften Verwendung im Oberstenrang stecken zu bleiben. Er dachte eben daran, seinen Abschied zu nehmen, als der Krieg ausbrach und fast im Handumdrehen aus dem alten, vergessenen Obersten einen jungen, vielgefeierten Armeekommandanten machte. Schlag auf Schlag folgten sich nun die Beförderungen in einer Weise, wie sie für neuzeitliche Verhältnisse in europäischen Armeen fast unerhört ist.

General Pétain.
Zeichnung von H. Zimmerer.

Heinrich Philipp Pétain wurde am 24. April 1856 zu Cauchy à la Tour im Departement Pas de Calais geboren, durchlief die Offiziersschule von St. Cyr und trat dann am 1. Oktober 1878 als Unterleutnant beim 24. Jägerbataillon ein, dem er ein volles Dutzend Jahre angehörte. 1883 wurde er Leutnant und 1890 nach dem Besuch der Kriegsschule als Hauptmann zum Generalstab des 15. Armeekorps versetzt. Aber erst das Jahr 1900 brachte die Beförderung zum Major, 1901 die Ehrenlegion, 1907 die Ernennung zum Oberstleutnant, 1910 die zum Oberst, als welcher er das 33. Infanterieregiment führte. Während dieser Jahre wurde Pétain seiner umfassenden Kenntnisse wegen vielfach zur Lehrtätigkeit herangezogen und als Professor der Infanterietaktik an die Kriegsschule berufen. Zwischendurch war er auch Generalstabschef des Gouverneurs von Paris und Mitglied verschiedener Studienkommissionen. Trotz alledem wollte es mit seiner Laufbahn nicht recht vorwärts gehen. Im März 1914 wurde er vertretungsweise mit der Führung der 4. Infanteriebrigade betraut. Aber der Kriegsausbruch brachte für ihn einen völligen Umschwung und verschaffte ihm unter dem Druck der Verhältnisse rasch die seinen bedeutenden Fähigkeiten gebührende Achtung. Bald führte er größere Truppenverbände, als er seinem Range nach eigentlich beanspruchen durfte: als Oberst eine Brigade, als Generalmajor eine Division, später sogar ein Armeekorps, als Korpsgeneral eine Armee, jetzt sogar eine Armeegruppe. Den Sprung vom Divisionsgeneral zum Korpsgeneral machte er innerhalb drei Wochen! So beförderte er nacheinander die 4. Brigade, die 5. Division, das 33. Korps und die Armee von Verdun, bis ihm jetzt die Armeen des Zentrums, also auf dem ganzen Abschnitt von Soissons bis Verdun, unterstellt wurden. Verschiedentlich fand Pétain in den französischen Armeebefehlen eine besonders lobende Erwähnung, und der 10. Mai 1915 brachte ihm das Kommandeurkreuz der Ehrenlegion. Schon im August und September 1914 hatte er Gelegenheit, sich bei der Verteidigung von Nancy hervorragend

Digitized by Google

auszuzeichnen. Pétain war es auch, der im Frühjahr 1915 mit seinem 33. Korps die deutschen Linien durchbrach, ein schöner taktischer Erfolg, der aber ohne sein Verschulden nicht ausgenutzt wurde und deshalb nicht zur strategischen Auswertung führte. Im Herbst 1915 leitete Pétain einen Teil der großen Offensive in der Champagne. Seine umsichtige und tatkräftige Verteidigung Verduns unter anfangs recht schwierigen Verhältnissen verdient die rückhaltlose Anerkennung auch des objektiv denkenden Gegners.

General Pétain, eine stattliche Erscheinung mit offenen und sympathischen Gesichtszügen, ist, obwohl ein vorzüglicher Reiter, mit Leib und Seele Infanterist und hat sich schon als junger Offizier stets weidlich geärgert über die mitleidige Geringschätzung, mit der die Kavalleristen auf die armen „Saubhasen" herabzublicken pflegten. „Sie werden," so rief er einmal einem übermütigen Kavallerieleutnant zu, „noch einmal bedauern, nicht Infanterist zu sein; denn im nächsten Kriege wird die Infanterie, so wie sie die Hauptarbeit hat, auch den Hauptruhm davontragen." Bei den Soldaten ist General Pétain, dessen Freigebigkeit und Mildtätigkeit allgemein gerühmt wird, trotz seiner Strenge sehr beliebt, denn er teilt lächelnd die schwersten Entbehrungen und Strapazen mit ihnen, hat für den Geringsten unter ihnen eine offene Hand und besitzt in höchstem Maße das, was der Soldat Schneid nennt. Gerade der letztere Umstand mag in Frankreich viel zu der großen Volkstümlichkeit dieses tüchtigen Heerführers beigetragen haben. An seine Offiziere stellt er die höchsten Anforderungen und soll sie jährlich auf ihre körperliche Leistungsfähigkeit hin untersuchen wie seine Pferde. Er selbst erhält sich seine bewundernswerte Rüstigkeit dadurch, daß er jeden Morgen unmittelbar nach dem Aufstehen wie ein kleines Mädchen ein Viertelstündchen lang Seilchen springt, weshalb ihm sein empfindlicher Hausherr in Arras schleunigst wieder die Wohnung kündigte. Pétain gilt heute noch für so elastisch, wie der jüngste seiner Leutnants. Als seine Leute im Herbst 1915 bei den anstrengenden Märschen auf dem aufgeweichten Boden der Champagne verdrossen und schlapp zu werden drohten, lief er viele Kilometer weit durch den zähen Schlamm vor ihnen her. Den größten Teil des Tages über ist er in seinem Panzerauto unterwegs, um sich überall persönlich vom Stand der Dinge zu überzeugen, und oft macht er sich dann den Spaß, trotz seiner 60 Jahre mit jugendlicher Behendigkeit zu einem Beobachtungsoffizier auf den Hochstand hinaufzuklettern oder zum Schrecken der Posten in die tiefsten Schützengräben herabzuspringen.

K. F.

ooo

Die Mittel des Krieges.

Die Verwendung des Kraftwagens im Kriege.

Schluß. Von **Hanns Günther.** Mit 7 Abbildungen.

Eine ganze Anzahl Spezial-Lastkraftwagen finden wir bei den Fliegertruppen. Ich nenne z. B. die Transportwagen für Flugzeuge, die Werkstattwagen, die die Aufgabe haben, leicht beschädigte Apparate an Ort und Stelle auszubessern, und die Begleitwagen, die die Vorräte an Brennstoff und Schmiermaterial, Ersatzteilen usw. befördern. Diese Wagen müssen sozusagen durch Dick und Dünn fahren können und sehr hohe Geschwindigkeit besitzen, damit sie imstande sind, den vorgehenden Fliegern zu folgen und sich nötigenfalls schleunigst in Sicherheit zu bringen. Abb. 9 führt einen französischen Benzin-Lastwagen als Vertreter der Begleitwagen vor.

Ein Gegenstück zu diesen Hilfswagen der Fliegertruppen bilden die Armeehilfswagen[2]), deren Hauptbestimmung es ist, die Lastwagenkolonnen zu begleiten, um ihnen Betriebsstoffe nachzuführen, leichtere Beschädigungen zu beseitigen und schwer beschädigte, aber noch reparaturfähige Fahrzeuge heimzuschaffen. Den Nachschub von Betriebsstoffen besorgen die sog. Tankwagen, die mächtige, in mehrere Abteilungen geteilte Behälter tragen. Eine Abteilung enthält Öl, eine zweite Wasser, die dritte und größte Benzin oder Benzol. Zur Überführung des Inhalts der einzelnen Abteilungen in die Vorratsbehälter der Lastwagen sind Pumpen und biegsame Metallschläuche vorgesehen. Schaugläser und Kontrolluhren gestatten, die vorhandenen Flüssigkeitsmengen jederzeit mit einem Blick festzustellen.

Abb. 9. Benzin-Lastwagen des französischen Heeres.

An zweiter Stelle sind die Ersatzteilwagen zu nennen, die wir übrigens auch bei den Fliegertruppen finden. Diese Wagen besitzen einen völlig geschlossenen, durch Deckenfenster erhellten Wagenkasten, der ein regelrechtes Magazin bildet. Außer Schrauben, Federn, Zünderzen und ähnlichen kleinen Teilen werden auch

[2]) Die Angaben über die Armeehilfswagen stützen sich auf den Artikel „Neue Fahrzeuge für Heereszwecke" im „Motor", Jahrg. 1914, S. 65 bis 67.

Digitized by Google

Gummireifen, Räder und selbst vollständige Achsen mitgeführt.

Ist der Schaden zu groß, als daß er sich mit Hilfe der vorhandenen Ersatzteile beseitigen ließe, so tritt entweder der Werkstatt- oder der Bergungswagen in Tätigkeit, dessen Aufbau nach Abb. 10A aus einer starken Pritsche mit etwa

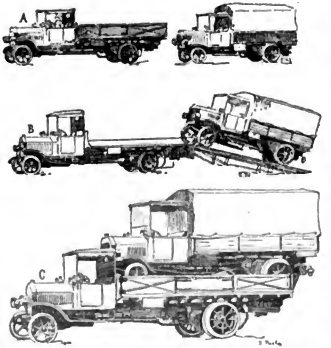


Abb. 10. Bergungswagen beim Aufladen eines beschädigten Lastautomobils.

50 cm hohen Wänden besteht. Die Längswände sind abnehmbar und mit einer zusammengelegten Verspannung (Sprengwerk) versehen, so daß sie beim Beladen des Wagens als Rampe benutzt werden können (vgl. Abb. 10B). Durch eine im Vorderteil des Bergungswagens angeordnete Seilwinde wird das Aufladen wesentlich erleichtert und Hilfsmannschaft entbehrlich gemacht. Ist der Lastwagen auf die Pritsche gezogen, so klappt man die Hinterwand des Bergungswagens, die sich in jeder Lage feststellen läßt, hoch und sichert so die Last von Verschiebungen (vgl. Abb. 10C). Auf diese Weise ist man imstande, Wagen, die sich aus eigener Kraft nicht mehr weiterbewegen können und die im anderen Falle vielleicht in die Hände des Feindes fallen würden, schnell und sicher zurückzubefördern, um sie auf der Etappenstation oder in der Heimat zu reparieren.

Die Werkstattwagen dienen dazu, einfachere Reparaturen, die über das Einsetzen von Ersatzteilen hinausgehen, an Ort und Stelle vorzunehmen. Am hinteren Ende des Wagengestells ist eine vollständig eingekapselte Gleichstromdynamo von 6,6 KW-Leistung eingebaut, die durch den Fahrmotor angetrieben wird. Auf der fest überdachten Plattform sind eine Drehbank, eine Bohr-, eine Schleif- und eine Fräsmaschine, eine Bandsäge, eine Feldschmiede, ein Amboß, eine Schlosser- und eine Schreinerwerkbank untergebracht, die z. T. herabgenommen werden können. So weit diese Maschinen mechanischen Antriebs bedürfen, sind sie mit Elektromotoren gekuppelt, die von der Dynamo aus gespeist werden. Kräftige, mit Fenstern versehene Seitenwände und eine gleichartige Rückwand gestatten, die Plattform während des Marsches ringsum abzuschließen. Wird die Werkstatt benutzt, so werden die Wände, die dazu entsprechend eingerichtet sind, nach oben und unten umgeklappt, so daß sie Dach und Plattform vergrößern. Auf diese Weise gewinnt man auf der Plattform genügend Raum, um an allen dort aufgestellten Maschinen bequem arbeiten zu können.

Selbstverständlich ist die Verwendung derartiger Werkstattwagen nicht auf die Lastwagenkolonnen beschränkt. Wir finden solche fliegenden Werkstätten vielmehr auch bei den Fliegern, den Radfahrern, den Fernsprech- und Telegraphenabteilungen, den Scheinwerferzügen, den Pionieren, überhaupt bei allen Truppen, wo es Apparate und Maschinen zu reparieren gibt. In Österreich hat man neuerdings ganze Werkstättenzüge eingestellt, die als Armee-Werkstätten-Trains bezeichnet werden. Sie folgen den Armeen, um deren Kriegsgerät, in Sonderheit Kraftwagen, Geschütze, Handwaffen usw., in Ordnung zu halten und auszubessern. Jeder dieser Züge setzt sich aus einem Maschinen- und 4—5 Anhängewagen zusammen, die mit elektromotorischem Einzelantrieb versehen sind, genau wie die Anhängewagen der Straßengüterzüge. Steht der Zug, so dienen die durch eine Benzindynamo von rund 100 KW-Leistung mit Strom versorgten Fahrmotoren zum Antrieb der Werkzeugmaschinen, die von sorgfältig ausgewählten Facharbeitern bedient werden. Einem Bericht des österreichisch-ungarischen Kriegspressequartiers zufolge, haben sich die Werkstättenzüge bei den vielen oft nur geringen Beschädigungen des Kriegsgeräts schon als sehr nützlich erwiesen; sie ersparen häufig die Beförderung des beschädigten Materials nach den ohnehin stark beanspruchten Militärwerkstätten des Heimatlandes, entlasten infolgedessen zugleich die Bahnlinien und kürzen die Wartezeit ganz wesentlich ab, da man das Gerät gleich nach der Reparatur wieder zur Hand hat.

Abb. 11. Automobiles Kraftwerk (Dynamowagen) zur Erzeugung elektrischer Energie im Felde.

Ungemein vielseitig ist die Rolle, die der Lastkraftwagen auf dem Gebiet der Nachrichtenübermittlung im Felde spielt. Ich denke hier nicht an die Benützung des Autos als Transportfahrzeug für Nachrichtenübermittler (davon wird später noch zu reden sein), auch nicht an seine Verwendung zur Beförderung von Telegraphen-, Telefunken- und Scheinwerfergerät aller Art, sondern an eine Anzahl Sonderzwecke, für die man Spezialwagen geschaffen hat. Da haben wir z. B. bei den Te-

Digitized by Google

legraphentruppen die Kabelwagen, die Trommeln mit Feldkabeln verschiedener Stärke enthalten. Diese Wagen erleichtern sowohl den Bau wie den Abbau von Feldtelegraphen- und Feldfernsprechlinien, da man damit große Kabelmengen von einem Ort zum andern schaffen und verlegte Kabel schnell wieder aufnehmen kann. Das Ein-

Abb. 12. Französische automobile Funkenstation.

ziehen und Wiederaufwickeln der Kabel wird nämlich durch den Fahrmotor bewirkt, der die betr. Trommel dreht.

Andere Wagen enthalten große Dynamos (vgl. Abb. 11), die gleichfalls vom Fahrmotor angetrieben werden, und den Strom für Scheinwerfer, zur Beleuchtung von Durchlässen und Unterständen, zum Aufladen von Sammlerbatterien, zur Elektrisierung von Drahthindernissen usw. liefern. Die Scheinwerfertruppen benutzen ähnliche Wagen, die jedoch so eingerichtet sind, daß die mit einem kleinen Benzinmotor zusammengekuppelte Dynamo herausgenommen und mit dem Scheinwerfer auf eine Anhöhe geschleppt werden kann, während der Lastwagen unten in Deckung wartet.

Die fahrbaren Stationen für drahtlose Telegraphie sind ebenfalls auf Kraftwagen montiert, die außer den notwendigen Apparaten und Maschinen auch Reparaturwerkzeuge, Ersatzteile und die zum Aufspannen der Antennen nötigen Masten enthalten. Abb. 12 zeigt einen französischen Kraftwagen dieser Art, der gerade zum Betriebe hergerichtet wird.

Ein anderes wichtiges Arbeitsgebiet des Kriegsautomobils bildet der Geschütztransport, der sich auf verschiedene Art und Weise vollzieht, je nachdem es sich um schwere oder leichte Geschütze handelt. Schwere Geschütze werden einfach an starke Lastkraftwagen angehängt, also wie jede andere Last befördert. Die leichten Geschütze aber, für die man diese Transportart anwenden will, verbindet man mit dem Kraftwagen zu einer Einheit, indem man das Rohr in passender Lagerung auf einen säulenartigen Sockel setzt, den man direkt auf der Wagenplattform montiert. Diese Autogeschütze, die mit großer Geschwindigkeit von einem Ort zum andern gelangen können, werden besonders zur Verfolgung von Luftfahrzeugen verwendet.

Panzert man den Wagen, der das Geschütz trägt, so erhält man ein Panzerautomobil. Die modernen Panzerkraftwagen tragen allerdings meistens Maschinengewehre, da ein Geschütz das Gewicht des durch den Panzer schon schwer belasteten Wagens zu stark erhöhen würde.

Außer den ganz gepanzerten Wagen, den eigentlichen Kampfautomobilen, für die wir in Abb. 13 ein Beispiel sehen, gibt es auch halbgepanzerte, die meistens leichte Last- oder Tourenwagen darstellen, deren Motor, Führersitz und Karosserie man mit Stahlplatten umkleidet hat. Sie werden hauptsächlich zu Erkundungsfahrten verwendet, ein Gebiet, auf dem sie den vorliegenden Nachrichten noch Vortreffliches leisten.

Gehen wir nunmehr zu den Personen-Kraftwagen über, so finden wir auch hier eine ganze Anzahl verschiedener Typen, die bestimmten Verwendungszwecken angepaßt sind. Ein Mittelding zwischen Last- und Personenwagen, die sich ja ohnedies nicht reinlich scheiden lassen, bilden die Wagen für den Transport von Truppen und die Sanitätsautomobile. Die schnellen Bewegungen Hindenburgs in Ostpreußen sind zum Teil auf die ausgiebige Verwendung von Kraftwagen zum Truppentransport zurückzuführen. Auch Joffre hat im September 1914, als ihm eine Flanken-Umgehung drohte, von diesem Hilfsmittel Gebrauch gemacht, indem er den gefährdeten Flügel durch auf Kraftwagen herbeigeführte Truppen verlängerte. Neu ist diese Verwendung von Autos übrigens nicht, denn in Deutschland sind schon im Kaisermanöver des Jahres 1912 erfolgreiche Versuche in dieser Richtung gemacht worden, indem man den Kavalleriedivisionen Jägerbataillone auf Kraftwagen angliederte. „Im gegenwärtigen Kriege ist diese Beförderungsart für Infanterie zur Unterstützung von Kavallerie und schnell auszuführende Unternehmungen eine stete Einrichtung geworden."[3])

Schmidtbonn hat seinerzeit in einem „Die wilde Jagd" betitelten Bericht über die Aufgaben der Autoparks bei den Heeren eine vortreffliche

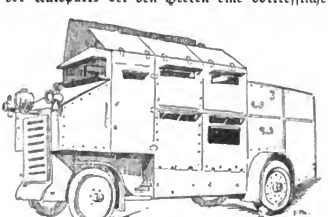


Abb. 13. Im französischen und englischen Heere gebräuchlicher Panzerkraftwagen für Maschinengewehre und Scharfschützen.

Schilderung solcher Truppentransporte gegeben, die zu wiederholen ich mir nicht versagen kann. „Das ganze Heer der Wagen dröhnt und trompetet wie eine Bande Besessener", schreibt er, „wenn es gilt, ein Regiment hinter der Front in größter Hast von Süd nach Nord oder von Nord nach Süd zu schaffen und mitten im Gefecht abzusetzen, wo die Willkommensschreie ermüdeter

[3]) Leutnant Metz, Das militärische Kraftfahrzeug. „Umschau", Jahrg. 1915, S. 643—645.

Digitized by Google

Kämpfer sie umhallen. Dreihundert Kilometer sind oft so mit den erhitzten Rädern abzurasen. Die Berge hinauf, hinunter lärmt die wilde Jagd, oft durch die blind suchenden Granaten hindurch. Die ersten Wagen schießen aus dem Wald heraus, wenn die letzten noch zum Dorf vor dem Wald hinanklettern. Wenn man fern steht und die end-

Abb. 14. Kranken-Kraftwagen mit Bahren für Schwerverwundete, Konstruktion der Daimlerwerke.

lose Reihe um einen Hügelrand rollt, daß jeder Radkreis und jede Bajonettspitze schwarz und deutlich in den Himmel gezeichnet steht, dann scheint alles ein Spiel. Ist man aber nah, dann erschrickt man vor dem eisernen Lärm. Der Luftzug scheint Bäume, Häuser und einen selber mitreißen zu wollen. Der Gegenwind, der Sang der Räder und der Heerruf der Huppen und Trompeten reißen den Soldaten das Lied dicht vorm Mund in Fetzen. Aber die wilden Wagen brechen durch Luft und Wald und sind da, wann sie da sein sollen."[4])

Werden für diesen Zweck meist Automobil-Omnibusse und gewöhnliche Lastautomobile verwendet, die man mit Sitzbänken versehen hat, so sind für den Verwundetentransport vielfach Spezialkraftwagen im Gebrauch. Einen im deutschen Heere verwendeten Wagen dieser Art, den die Daimler-Gesellschaft in Stuttgart-Untertürkheim konstruiert hat, zeigt Abb. 14. Das Untergestell ist mit Pritschenaufbau, Galerie und niedrigen Seiten- und Rückenwänden versehen, so daß der Innenraum auf drei Seiten offen ist. Bei schlechtem Wetter werden am Dache befestigte Segeltuchvorhänge herabgezogen. Im Wageninnern sind vier Tragbahren untergebracht, von denen zwei auf dem Boden des Fahrzeugs liegen, während die beiden anderen in halber Höhe auf Schienen ruhen. Um die Übertragung der beim Fahren unvermeidlichen Erschütterungen auf die Verwundeten zu vermeiden, sind die Tragbahren auf je vier elastischen Blattfedern angeordnet, unter denen sich Laufrollen befinden, die das Einschieben der Bahren in den Wagen erleichtern. Diese Einrichtung ist zum Transport von Schwerverwundeten bestimmt. Sind Leichtverwundete zu befördern, so werden die Tragbahren herausgenommen, teils auf dem Verdeck des Wagens untergebracht, teils im Wageninnern senkrecht aufgestellt und dafür Klappbretter herabgelassen, die sonst flach an den Innenwänden liegen. So entstehen zwei die ganze Wagenlänge durchziehende Bänke, auf denen zehn Mann bequem Platz finden können (vgl. Abb. 15). Neben dem Führer ist Raum für einen Sanitätssoldaten, der das Wageninnere durch ein hinter dem Führersitz angeordnetes Fenster überwachen kann. Der 30 PS-Motor verleiht dem Wagen eine Höchstgeschwindigkeit von 50 km in der Stunde und gestattet ihm, bei voller Belastung Steigungen bis zu 16% zu nehmen. Die praktische Ausführung und die Zuverlässigkeit dieser Wagen, die meistens zu Kolonnen vereinigt werden, haben sich im gegenwärtigen Kriege schon hundertfach bewährt, so daß wir auch in dieser Hinsicht auf unser Sanitätswesen, wie auf unsre Automobilindustrie stolz sein können.

Außer diesen und ähnlichen Spezialwagen werden natürlich auch andere geeignete Kraftwagen zum Verwundetentransport herangezogen, besonders häufig die allbekannten Autoomnibusse, die sich bequem mit Tragbahren ausrüsten lassen. Ist Not am Mann, so nimmt man auch einfache Lastwagen zu Hilfe, die man mit Strohschütten, Decken usw. versieht.

Die eigentlichen Personenwagen dienen hauptsächlich dem Verkehr der Kommandobehörden, zur Nachrichtenübermittlung, zu Erkundungsfahrten usw. Für den ersten Zweck werden meist 6—7 Personen fassende Wagen von etwa 40 PS verwendet, die die Aufgabe haben, die Stäbe von einer Stelle der Kampffront zur anderen zu befördern. Diese Wagen sind gewöhnlich als Landauletts oder Limousinen gebaut, besitzen Stundengeschwindigkeiten bis zu 80 km, tragen Betriebsstoff für 300 km Fahrt und sind imstande, auf schlechtem Gelände starke Steigungen zu nehmen.

Zur Nachrichtenübermittlung, d. h. zur Überbringung wichtiger Befehle von den Kommandobehörden an die unterstellten Truppen, zur Aufrechterhaltung der Verbindung mit detachierten

Abb. 15. Kranken-Kraftwagen mit Bänken für Leichtverwundete, Konstruktion der Daimlerwerke.

Truppenteilen, denen die Fernsprechleitung nicht zu folgen vermag, sowie zur Überbringung von Meldungen ans Große Hauptquartier, die häufig noch mündliche Erläuterungen erfordern, benutzt man zwei- und viersitzige Tourenwagen von etwa 16 PS, die eine Höchstgeschwindigkeit von 50—60 km in der Stunde haben. Im allgemeinen unterscheiden sie sich von den im Friedensverkehr gebräuchlichen Wagen dieser Art nur durch den Drahtschneider, der über den Weg gespannte

[4]) Wilh. Schmidtbonn, Die wilde Jagd. „Berliner Tageblatt", Abendausg. vom 30. Juli 1915.

Digitized by Google

Drähte und Seile unwirksam macht, und gelegentlich durch eine leichte Panzerung des Motorgehäuses. Es gibt aber auch eigens konstruierte Kriegswagen, die den Ordonnanzfahrern das Haus, das Bett, den Tisch völlig ersetzen. Bei diesen Wagen ist der bequeme Sessel im Fond ausziehbar und durch Scharniere schräg einstellbar gemacht, so daß er zusammen mit dem herabgelassenen kleinen Notsitz eine gute Schlafstätte liefert. Daneben befinden sich Behälter zur Unterbringung von Gepäckstücken, Lebensmitteln, Ersatzreifen, Ölkannen und Reparaturgeräten. Ebenso gibt es Vorrichtungen zur Aufnahme von Gewehren, Pistolen, Säbeln und Munition.*) Eine starke klapp- und feststellbare Platte an der Seitenwand dient als Tisch. Und der ganze Raum wird durch die Abgase des Motors sorglich geheizt. Die Meldereiter von früher sind durch diese Meldewagen, die weit sicherer arbeiten und auch weit schneller sind, ein Umstand, der bei der großen Ausdehnung der Kampffront schwer ins Gewicht fällt, fast ganz überflüssig geworden.

In der vordersten Linie werden leichte Tourenwagen auch für Patrouillenfahrten, gewaltsame Erkundungen und ähnliche Zwecke benutzt. Häufig sind beispielsweise Sprengkolonnenfahrten, bei denen die Kraftwagen die Aufgabe haben, eine Anzahl Pioniere in der Nacht durch die Linien des Feindes hindurchzubringen, um in dessen Rücken Eisenbahnen und Brücken zu zerstören. „Da heißt es," um nochmals mit Schmidt-bonn zu reden, „mit dem Glück gegen den Teufel fahren. Alle Wagen und Leute kommen hin, aber nicht alle kommen zurück. Gilt's eine solche Fahrt, dann hören die Wagen auf, taube Gegenstände zu sein. Sie werden zu Kameraden, werden selber Soldat. Sie schleichen mit, sausen, stürzen, richten sich auf, ihr Herz, das irgendwo im Eisen der Maschine klopfen mag, steht still in Erwartung, jauchzt mit nach gelungener Tat. Es wäre fast nicht verwunderlich, wenn der eine oder andere dieser herrlich geschwinden und herrlich zuverlässigen Wagen selbst das Eiserne Kreuz angehängt erhielte."

Man kann aus vielen Feldpostbriefen entnehmen, daß draußen im Felde jeder so von den Kraftwagen denkt, daß er in ihnen die unermüdlichen Helfer achtet, die ihn mit allen Quellen der Kraft verbinden und ihm immer zur Seite sind. Was die Kriegskraftwagen in diesem gewaltigen Ringen, der ersten ernsten Probe, die sie zu bestehen hatten, alles geleistet haben, wird man erst wissen, wenn einst die Geschichte des großen Krieges geschrieben wird. Aber wir können heute schon sagen, daß Taktik und Strategie durch das Vorhandensein der Automobile stark beeinflußt worden sind. Und es ist sicher, daß mancher Sieg nur ihnen zu danken ist, ihnen und den gewaltigen technischen Leistungen, die sich in diesen unentbehrlichen Hilfsmitteln der modernen Kriegsführung verkörpern.

*) Nach Sil-Vara, Automobilismus. In „Aus der Werkstatt des Krieges". Ein Rundblick über die organisatorische und soziale Kriegsarbeit 1914/15 in Österreich-Ungarn. Herausgegeben von Oberstleutnant Al. Veltzé. 1915, Wien, Manzsche Verlagsbuchhandlung.

Gewehre mit Drahtschere.

Von **Prof. Dr. Wandolleck.** Mit 3 Abbildungen.

Der Weltkrieg treibt wunderliche Blüten, besonders in seiner Form als Stellungskrieg. Die Bölker der Schützenfeste haben ihren friedlichen Platz verlassen müssen und sind zu gefährlichen Minenwerfern geworden, ebenso finden wir die Drahtschere als Kriegswerkzeug wieder. Gerade die letztere erfreut sich bei der Wichtigkeit der Stacheldrahthindernisse ganz besonderer Aufmerksamkeit. Daß sie aber sogar mit dem Gewehr verbunden werden würde, dieser Gedanke ist den „erfindungsreichen" Russen vorbehalten geblieben.

Ich bringe hier im Bilde zwei solcher Versuche, wo eine Hebeldrahtschere an der Gewehrmündung befestigt ist. Die Gewehre wurden im Osten erobert, die Möglichkeit, sie allgemein bekannt zu geben, verdanke ich dem freundlichen Entgegenkommen der Direktion des Dresdener Armeemuseums, Abt. A.

Die Scheren sind abnehmbar. Ganz allein das russische Gewehr ist für eine solche Einrichtung benutzt worden, denn das Bajonett ist der eigentliche Halter der Schere, und da das russische Bajonett allein durch die Kornwarze und das Korn gehalten wird, wie zu den schönen Zeiten, wo man auf genaues

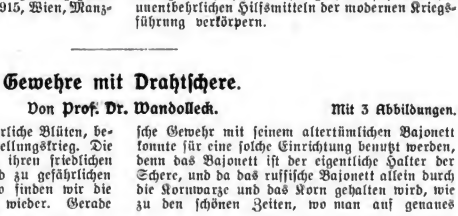


Abb. 1. Drahtschere des russischen Gewehrs. (1. Ausführung.)

Digitized by Google

Schießen noch recht geringen Wert legte, so hängt die ganze Geschichte eben an der Kornwarze. Die Erfolge für das Gewehr als genaue Schußwaffe kann man sich da ungefähr vorstellen.

Ich bringe hier zwei Ausführungen desselben Gedankens, die eine (Abb. 1) ist roh und unbeholfen in Gedanken und Ausführung, die zweite (Abb. 2 und 3) ist durchdachter und von guter Anfertigung. Beide Muster werden, wenn sie sich

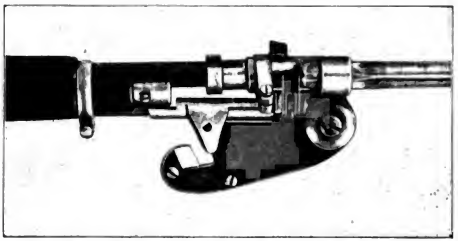


Abb. 2. Drahtschere des russischen Gewehrs. (2. Ausführung.)

am Gewehr befinden, mit diesem so benutzt, wie ungefähr ein Bootshaken, mit dem man einen Gegenstand zu sich heranziehen will. Die Öffnung der Schere wird über den durchzuschneidenden Draht gelegt und das Gewehr samt Schere herangezogen. Bei beiden Werkzeugen dreht sich dann der Scherenkörper um seine Befestigungsachse, wodurch infolge Exzenter- und Hebelwirkung die Schneiden der Scheren einander genähert werden und dabei den Draht durchquetschen.

Bei der ersten Ausführung, bei der sich beide Schneiden bewegen, hat die seitlich am Gewehr hängende Schere zwei hornartige Spitzen, die das Fassen des Drahtes erleichtern und ihn sicher zwischen die Schneiden leiten. Bei 2, die unter dem Laufe hängt und hakenförmig gestaltet ist, und bei der die eine Schneide feststeht, sind an der über den Putzstock zu stülpenden Hülse zwei Backen angebracht, die den durchzuschneidenden Draht auch sicher in die Scherenöffnung leiten, die tief genug ist, ihn auch bei der Bewegung der Schere zu halten. Es tritt ja auch bei geringer Bewegung der Schere schon so viel von der zweiten Schneide heraus, daß vor allen Dingen der Draht festgeklemmt wird. Im Augenblick des Durchschneidens stehen beide Scheren senkrecht zur Seelenachse (Abb. 3).

Die erste Art wird am Gewehr befestigt, indem man zuerst in bekannter Weise das Bajonett abnimmt und dann die Schere mit ihren beiden seitlichen Lappen, die dazu passende Löcher haben, über den Lauf stülpt und zuletzt das Bajonett wieder anſteckt. Die Schere schlottert zwischen Gewehrschaftende und Bajonett hin und her und ist im ganzen ein elendes Ding. Die zweite Art hat eine kurze Hülse für die Bajonettklinge und eine längere für den Putzstock.

Unter der kurzen Hülse (Abb. 2, 3) liegt ein beweglicher, durch eine Spiralfeder gefederter Sperrlappen, der sich beim Aufstecken der Schere unter die Bajonettschulter legt und damit die ganze Schere fest an ihrem Ort hält. Trotz ihrer vorzüglichen Arbeit und guter Durchdachtheit wird sie aber auch, wie schon gesagt, nur durch die Kornwarze gehalten, wenn sie diese vielleicht auch etwas mehr schont als die Schere in Abb. 1, die beim Gebrauch oft mit einem heftigen Stoß dagegengestoßen wird.

Man kann eigentlich keinen vernünftigen Grund dafür finden, warum man das Gewehr mit der Drahtschere belastete. Die modernen Scheren sind in ihrer Wirkung so ausgezeichnet und erfordern beim Durchschneiden von Draht einen verhältnismäßig so geringen Kraftaufwand, daß durch die Entlastung der Finger diese das Gewehr schädigende Belastung der Schußwaffe nicht zu begründen ist. Vielleicht war dabei maßgebend, daß man beim Gebrauch der Gewehrschere weniger nahe an die Drahthindernisse heranzukriechen braucht; aber man gewinnt dabei doch höchstens einen Meter, was bei einem Sturmangriff doch wirklich kaum in Frage kommen kann. Vielleicht war es auch die sehr einfache Bedienung der Schere, die es dem beschränkten russischen Soldaten ermöglicht, einfach wie mit einem Haken in das Drahtgewirr hineinzulangen, eine Handhabung,

Abb. 3. Die Drahtschere (2. Ausführung) im Augenblick des Schneidens.

deren Einfachheit aber wieder durch das Anbringen am Gewehr und seine Nachteile wettgemacht wird. Jedenfalls sind diese Werkzeuge aber ein Beweis dafür, daß sich auch bei unseren Feinden das Erfindergenie kräftig regt.

Aus „Schuß und Waffe", Zu. gemeinverst. Zeitschr. f. jagdliches usw. Schießwesen. Verl. J. Neumann, Neudamm.

Digitized by Google

Vermischtes.

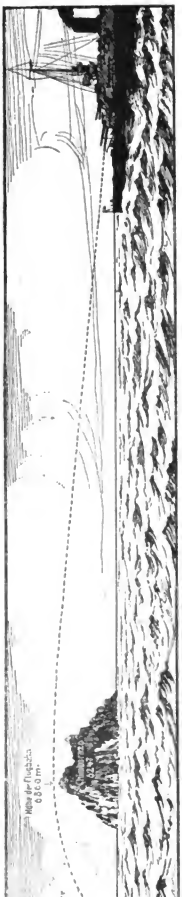
Die Widerstandskraft des türkischen Soldaten. Die Türken drängen an der Kaukasusfront die Russen mit zäher Energie immer mehr zurück; sie erscheinen in größeren Verbänden jetzt an der beßarabischen Front, nachdem sie Engländern und Franzosen auf Gallipoli ordentlich warm gemacht und erstere bei Kut el Amara geschlagen haben. All das beweist, daß der türkische Soldat bei richtiger und geschickter Führung ein leistungs- und widerstandsfähiger Kamerad ist, mit dem sich im Kriege etwas erreichen läßt. Nicht nur die Entente, sondern auch wir haben deshalb in diesem Kriege unser Urteil über die Türken schon gründlich revidieren müssen. Und in der Tat. Die Zähigkeit und Ausdauer bei der Überwindung von Schwierigkeiten sind bei dem Türken durchaus nicht geringer, wie beim europäischen Soldaten. Diese Zähigkeit ist dem Türken gleichsam angeboren, namentlich in den unteren Volksschichten, den Bauern und den Kreisen der städtischen Lastträger und Hausierer, die ein großes Kontingent zum Heere stellen. Das einfache, entsagungsreiche Leben macht die Leute hart und wenig empfindlich gegen körperliches Ungemach und erzieht sie zu angestrengter Arbeit. Besondere Leistungsfähigkeit zeigt der türkische Soldat im Marschieren, was damit zusammenhängt, daß die mangelnde Fahrgelegenheit die Türken, namentlich die Bauern, zwingt, auch die weitesten Strecken zu Fuß zurückzulegen. So kommt es, daß der türkische Infanterist nicht leicht ermüdet, wenn er auch nicht so rasch marschiert, wie der europäische. Auch die Belastung mit schwerem Marschgepäck macht ihm wenig aus; er ist das Lastentragen von Haus aus gewöhnt. Und wenn er dann wirklich dazu kommt, sich ausruhen zu dürfen vom Tragen und Laufen, so wirft er sich für gewöhnlich nicht hin, wie die Europäer, sondern nimmt zumeist die den Morgenländern eigene charakteristische Hockstellung ein, in der er stundenlang verharren kann, während uns schon nach Minuten Rücken und Beine schmerzen würden. Die Meisterschaft der tiefen Kniebeuge ist überhaupt seine Stärke, sie wird selbst von älteren Leuten ohne besondere Anstrengung ausgeübt, höchstens lehnen sie sich dabei mit dem Rücken an die Wand, während die jungen frei, ohne jede Stütze dahocken. Daß der türkische Soldat auch in der Führung der Waffen seinen Mann stellt, dafür hat gerade dieser Krieg genügende Beweise erbracht. Er war in dieser Beziehung wie in mancher anderen ein äußerst gelehriger Schüler der deutschen Instruktenre. Seine Willigkeit und Anstelligkeit befähigen ihn ohne weiteres hiezu und da er auch über persönlichen Mut und über Tapferkeit verfügt, so wird er je länger je mehr seinen Feinden ein gewichtiger Gegner, den Mittelmächten aber ein recht wertvoller Bundesgenosse. Nur schade, daß der Türke Seuchen gegenüber weniger widerstandsfähig ist und daß diese namentlich unter der Bevölkerung Kleinasiens alljährlich starke Opfer fordern. Ohne diese könnte das Osmanenreich mit größtem Vertrauen in die Zukunft blicken -r-

Kopenhusen an der Düna, nächst der Grenze zwischen Kur- und Livland.
Ein Bild von der Ostfront, das einmal gar nicht russisch aussieht, sondern so freundlich und nett, daß man glauben möchte, eine deutsche Fluß- und Dorflandschaft vor sich zu haben. Wenn man genau nachforscht, wird man auch bald herausfinden, daß hier ein guter deutscher Zug im ganzen steckt. Und dann klingen doch auch die Namen Düna, Kopenhusen und Livland ganz und gar deutsch. Die Geschichte berichtet uns denn auch, daß Livland im 12. Jahrhundert von Deutschen entdeckt und besiedelt wurde. Im Jahr 1561 kam es an Polen, 1621 wurde Livland schwedisch und erst 1721 russisch. Nun hat unser Hindenburg mit seinen Tapferen die schöne, landschaftlich und volkswirtschaftlich reiche Provinz und noch ein paar andern dazu, wieder zurückgeholt zu Deutschland und wir hoffen, daß sie nun für immer deutsch bleiben werden. -z-

Tiere als Kriegsgenossen. Pferd, Maultier, Brieftaube und Hund zählen zu den unentbehrlichen Bestandteilen eines Heeres und spielen eine wichtige Rolle. In früheren Zeiten kämpften starke und große, auf den Mann abgerichtete Hunde auch aktiv mit, und die sog. Bluthunde stehen

Digitized by Google

aus den Kämpfen der Spanier gegen die Indianer noch in grauenvoller Erinnerung. An Stelle der Brieftauben hat man verschiedentlich die unauffälligeren und flinkeren Schwalben sowie die stärkeren Falken für den Nachrichtendienst auszubilden versucht, scheint aber dabei doch keine befriedigenden Ergebnisse erzielt zu haben. Der abentenernde König Pyrrhus (319 bis 275 v. Chr.) sowie die karthagischen Feldherrn verdanken viele ihrer Siege der Mitwirkung afrikanischer Kriegselefanten. Die Kunst ihrer Abrichtung ist aber später verloren gegangen. Doch werden indische Elefanten noch heute als Zugtiere für Geschütze und Bagagewagen in der anglo-indischen Armee benützt. Cyrus gewann den entscheidenden Sieg bei Sardes in Kleinasien durch seine Kamele, die die Pferde der feindlichen Reiterei scheu machten. Auch die Araber verwendeten bei ihren Eroberungsfeldzügen vielfach das Kamel als Reittier, und der Sieg Alis über Mohammeds fanatische Witwe Aischa wird in ihrer Geschichte geradezu als die „Schlacht der Kamele" bezeichnet. In den eingeleiteten Kämpfen um den Suezkanal dürfte die englische und türkische Kamelreiterei ebenfalls wieder zu Ehren gelangen, da die Reitkamele nicht nur sehr anspruchslos und ausdauernd, sondern auch sehr schnellfüßig sind, auch das beste Pferd kann höchstens 10 km weit mit ihnen Schritt halten. Hannibal (246—183 v. Chr.) erzwang bei Capua den Durchbruch durch ein übermächtiges Römerheer dadurch, daß er Tausende von Ochsen mit brennenden Reisigbündeln zwischen den Hörnern durch die Bergwälder jagte, so die Soldaten des Fabius in Schrecken versetzte und sie über die Richtung seines Abzuges täuschte. Auch Dewet ließ im Burenkriege beim Durchbruch durch Kitcheners Stacheldrahtzäune große Ochsenherden vor seinen Reitern hertreiben. Selbst Giftschlangen verstand der erfindungsreiche Hannibal sich dienstbar zu machen. Als er die überlegene Flotte des Pergamenerkönigs Eumenes (197 bis 159 v. Chr.) angriff, ließ er durch seine Matrosen große Tongefäße auf die feindlichen Schiffe schleudern, die beim Zerbersten ihren Inhalt von lebenden Giftschlangen über Deck ergossen. Die Pergamener gerieten bei diesem unvermuteten Anblick in heillose Angst und sprangen ins Meer oder flüchteten in den nahen Hafen. Seit Gänsegeschnatter das Kapitol errettet hat, besitzt auch der schmackhafte Martinsvogel kriegsgeschichtlichen Ruhm. Dem römischen Feldherrn Marius (155—86 v. Chr.) verhalfen, wie Sallust erzählt, Schnecken zur Eroberung der starken Bergfeste Jugurtha, da ein nach Schnecken lüsterner Soldat beim Suchen nach seiner Lieblingsspeise im Felsgewirr einen unbeaufsichtigten Schleichpfad zur Festung entdeckte. In den Kämpfen des Mittelalters ist es öfters vorgekommen, daß eindringende Belagerer im letzten Augenblick dadurch zurückgeschlagen wurden, daß die Verteidiger ihnen von den Wällen aus bewohnte Bienenkörbe auf die Köpfe schleuderten. Vor den Stichen der erbosten Immen hielt aller Rittermut nicht stand. Neuerdings berichteten ostpreußische Blätter, daß man alle aufzutreibenden Enten in die von den Eisbrechern gebrochenen Fahrrinnen in den masurischen Seen setzte, weil das Plätschern und die lebhaften Bewegungen der Tiere das rasche Wiederzufrieren dieser Wasserflächen verhindere, die den Russen das Überschreiten der gefrorenen Seen unmöglich machten.



Reichweite und Höhe der Flugbahn bei modernen Flachbahngeschützen. Während bei dem Seegefecht an der Doggerbank im Januar 1915 die Anfangsentfernung der kämpfenden Gegner „nur" 14 Kilometer betrug, haben in der Seeschlacht vor dem Skagerrak die deutschen Aufklärungsschiffe schon bei 18 Kilometer Entfernung vom Feinde den Kampf eröffnet. Aber auch das ist noch lange nicht der weiteste Schuß, den unsere modernen Geschütze abgeben können. Die großen Kaliber und die mächtig langen Rohre vermögen ihre stählernen Zuckerhüte bis zu 24, ja bis zu 30 und mehr Kilometern weit zu schleudern und noch gute Wirkung zu erzielen. (Man denke an die Beschießung Dünkirchens aus etwa 35 Kilometer Entfernung.) Es ist nicht uninteressant, festzustellen, daß ein solches „Flachbahn"-Geschoß bei seinem Flug nur stark ¼ der Länge seines Weges in der Höhe erreicht. Immerhin genügt diese auf dem nebenstehenden Bild mit rund 6800 Metern erreichte Höhe, um den Chimborasso, den mit seinen 6247 Metern höchsten Berg der Westkordilleren in der Republik Ecuador weitaus zu überfliegen. Zum Vergleich sei noch daran erinnert, daß der Montblanc als der höchste Berg des europ. Kontinents 1810 Meter hoch ist. -z-

Digitized by Google

Der Sammler

Noch einiges aus der literarisch-graphischen Abteilung der Stuttgarter Kriegs-Ausstellung.

(Mit 8 Abbildungen nach Originalen aus dem Besitz der Kgl. Hofbibliothek in Stuttgart.)

Der emsige Bienenfleiß und die große Freundwilligkeit einer ungezählten Schar von Spendern haben es ermöglicht, daß die Kgl. Hofbibliothek eine so reiche Menge Objekte in ihrer Sammlung vereinigen konnte, so daß ihr von Leuten, die auch andere Sammlungen dieser Art zu sehen bekamen, gern das Zeugnis größter Vollständigkeit geworden ist. Man rühmt der Stuttgarter Sammlung nicht nur nach, die größte, sondern auch die reichhaltigste in Deutschland zu sein. Und in der Tat, man kann stundenlang in dem geräumigen Saal verweilen, wenn man nur einigermaßen alles mit Genuß betrachten und erfassen will. Schließlich aber macht man dabei noch die Entdeckung, daß vom einen zum andern Besuch sich wieder neues eingefunden hat. Die Ausstellungsleitung ist in der glücklichen Lage den Inhalt einzelner Schaukästen immer wieder auswechseln zu können. Da ist es denn kein Wunder, wenn einem ob der großen Fülle die Wahl schwer fällt, was man im Sammler wiedergeben soll. Am liebsten möchte man alles bringen, doch der verfügbare Raum legt unerbittliche Beschränkung auf, die sich auch hier als Meister zeigen muß.

Abb. 1. Russischer Kriegsbilderbogen für das Volk.

So haben wir denn auch diesmal wieder gleichsam nur einen Griff getan in das Volle hinein und geben nun ein paar Stichproben, die dem Privatsammler Anregung zu bringen geeignet erscheinen. Da ist zunächst ein russischer Bilderbogen (Abb. 1). So groß an sich das vertretene Gebiet des Kriegsbilderbogens ist — es sind in reicher Zahl namentlich französische Erzeugnisse

Digitized by Google

dieser Art vorhanden, die nicht nur ihrem Inhalt nach, sondern vielfach auch in künstlerischer Hinsicht von besonderem Interesse sind — so sind doch gerade die russischen Volksbilderbogen ziemlich selten. Das hier wiedergegebene Exemplar zeigt eine Kampfszene aus der ersten Karpathenschlacht und schildert ein Gefecht zwischen ungarischen Husaren und russischen Ulanen. Der Bogen stammt aus dem Verlag Kosmana in Odessa und der unten herübergesetzte Text erklärt den Hergang des Gefechts. Es wird da gesagt, wie die Ungarn eben im Begriff standen, eine russische Batterie zu attackieren und wie

Abb. 2. Italienische Rote-Kreuz-Briefverschlußmarke.

gerade noch rechtzeitig die Ulanen dies Vorhaben vereitelten. Es ist dabei selbstverständlich, daß die Ungarn bis fast auf den letzten Mann niedergemacht worden sind; was die Ulanen nicht mit dem Säbel vernichteten, besorgte die russische Artillerie, so daß nur ganz wenige der Husaren in russische Gefangenschaft gerieten. Es scheint, daß auch das russische Papier sehr, sehr geduldig ist. —

Größer noch, wie die Auswahl an Bilderbogen ist in der Sammlung die an Marken aller Art. Zu den Kriegsbriefmarken kommen Brief-

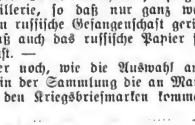


Abb. 3. Schweizer Gedenkmarke für französische Kriegsgefangene.

verschluß- und Wohltätigkeitsmarken. Da ist nun vor allem interessant die italienische Marke (Abb. 2). Sie ist ein Mißbrauch, eine Fälschung des italienischen Roten Kreuzes, denn auf ihr sind ganz Tirol, Dalmatien, Triest und selbstverständlich auch Valona als italienisches Gebiet bezeichnet. Das beste aber ist, daß diese Marke schon vor Eintritt Italiens in den Krieg ausgegeben worden sein soll.

Die in Abb. 3 wiedergegebene Marke wurde in der Schweiz als Gedenkmarke für die dort sich aufhaltenden Kriegsgefangenen französischer Nationalität ausgegeben. Die Marke dient als Briefverschluß, ihr Bild ist — neutral. Ob auch

Abb. 4. Briefverschlußmarke der ungarischen staatlichen Kriegs-Wohlfahrtspflege.

eine ähnliche Marke für deutsche Gefangene angefertigt wurde, ist nicht bekannt, man sollte es aber fast annehmen, zumal man ja in der Schweiz Neutralität und Parität auch sonst im allgemeinen recht gut durchführt.

Zu Zeichnung, Form und Druck sehr vorteilhaft nehmen sich die ungarischen Kriegswohlfahrtsmarken (Abb. 4 u. 5) aus. Es gibt eine ganze Reihe zu verschiedenen Werten und sie alle zu besitzen, dürfte für den Sammler wertvoll sein. Als Verschlußmarken für Briefe usw. können sich diese Erzeugnisse recht wohl sehen lassen und sie

Abb. 5. Dieselbe Marke in runder Prägung.

führen ohne Zweifel auch dem Unterstützungsfonds recht hübsche Beiträge zu. Die Grundfarbe der hier abgebildeten Marken ist grau, bei andern gelb, mit blauem Rand und blauer Zeichnung und roten Zahlen in weißem Feld. Die inneren Zacken des Randes sind hellgrün.

Von besonderem Reiz in der Zeichnung und in der graphischen Wiedergabe ist die Kriegspostkarte (Abb. 6), die wiederum italienischen Ursprungs ist. Sie ist sehr bunt gehalten und zeigt eine Kindergruppe, die, in charakteristisch nationalem Anzug oder mit dementsprechenden Abzeichen die neue künftige Karte von Europa betrachtet, wie sie von dem Engländer eben aufgezeichnet wird. Deutschland und Österreich-Ungarn sind auf dieser Karte ganz verschwunden und unter die (natürlich!) Sieger verteilt, wobei Italiens Wünsche bestens erfüllt und auch Serbien einen ordentlichen Brocken erhalten hat. Recht gelungen und humoristisch wirksam gegeben ist es, wie der deutsche und der österreichische Junge

Digitized by Google

links von dannen ziehen, ersterer mit seinem toten und zerzausten Reichsadler in der Hand, letzterer seinen Doppeladler im Bündel auf dem Rücken. Weil man weiß, daß es hier nur bei dem Wunsch bleiben wird, macht einem die ganze Karte selber Vergnügen. —

Eine Abteilung für sich bilden die verschiedenen Kriegsdenk- und Schaumünzen; sie nehmen gleichsam eine Sonderstellung in der Sammlung ein. Es sind darin ganz hervorragende Stücke vertreten von den besten Künstlern auf diesem Gebiet. Namen wie Gaul, Gies, Behn, Zutt und die beiden Stuttgarter Habich und Loercher haben in der heutigen Medaillenkunst einen ganz hervorragenden Klang und die meisterlichen Arbeiten in ihrer vollgültigen künstlerischen Durchbildung sind in ihrer Weise auch ein Stück zuversichtlichsten Siegeswillens. In ganz besonderem Maße darf dies von dem neuesten Werk des Münchener Medailleurs Ludwig Gies, das wie manches vordem eine Gußmedaille darstellt, gesagt werden.

Abb. 6. Aus Italien stammende Postkarte, Europa nach dem Friedensschluß zeigend.

„Der deutsche Gedanke" (Abb. 7 u. 8) ist eine Schöpfung von so monumentaler Kraft, daß sie auf jeden Beschauer nachdrücklich einwirkt. Bei ihrem Originaldurchmesser von 12 cm hat die Medaille dem Künstler wohl Gelegenheit geboten, sich stofflich in angenehmer Ausgiebigkeit ergehen zu können, trotzdem aber bleibt die Feinheit der technischen Durchbildung bewundernswert und diese gerade macht im Verein mit der Gesamtwirkung der künstlerischen Idee die Medaille zu einem numismatischen Meisterwerk. Unsere Abbildungen vermögen leider nur eine unvollkommene Vermittlung des Originals zu geben, da die reizende Plastik des Reliefs, die hier lebenspendend wirkt, bei der durch photographische Aufnahme gewonnenen Wiedergabe natürlich verloren geht. Immerhin sagt das Bild der Vorderseite dem Beschauer auch hier, was der Künstler will und was in den Worten des rückseitig eingefügten Verses:

Deutschen Volkes ein'ger Wille,
Deutsches Können, deutsche Kraft
überragen, überstrahlen
Feindes List und Leidenschaft

gesagt und durch die geballte Faust und die gekreuzten Schwerter noch besonders bekräftigt wird.

Haben wir mit diesen paar Proben gezeigt,

Abb. 7. und 8. Vorder- und Rückseite der neuesten Kriegsmedaille „Der deutsche Gedanke" des Münchener Plastikers Ludwig Gies.

Digitized by Google

wie verschiedenartig die Eindrücke sein können, die der Besucher der ausgestellten Kriegssammlung hier empfängt, so soll demnächst die Verschiedenartigkeit dieser Eindrücke auch an einer einheitlichen Bilderreihe festgestellt werden. Es sind da in der letzten Zeit eine große Anzahl englische Werbeplakete zur Ausstellung gekommen, die zeigen, mit welchem Aufwand in Bildern und Worten England seine Soldaten zu erlangen trachtete, um mit ihrer Hilfe den verhaßten deutschen Militarismus zu zertrümmern, denselben, den es dann selber einführen mußte, weil alle die schönen Worte und Bilder nicht die erforderliche Anzahl Rekruten zu Kitcheners Millionenheer zu gewinnen imstande waren. Von diesen Plakaten hoffen wir das nächstemal einige im Bilde hier wiedergeben zu können. -z-

Heereszeitungen während der Revolutionskriege. Da heute jede der im Westen und Osten kämpfenden deutschen Armeen zum mindesten eine Heereszeitung aufweist — die berühmteste ist bekanntlich die „Liller Kriegszeitung" —, ist es nicht ohne Interesse, daran zu erinnern, daß schon die französischen Heere in den Revolutionskriegen am Ende des 18. Jahrhunderts solche Armeezeitungen besaßen. In seinen Erinnerungen aus dem Feldzug gegen Frankreich berichtet der bekannte Magister Laukhard darüber: „Um das Interesse ihrer Armeen an ihrem National-Prozeß, durch Unkunde in dem jedesmaligen Gange desselben, nicht erkalten zu lassen, schickt ihnen die Regierung alle Nachrichten von merkwürdigen Vorfällen, alle Verhandlungen und Dekrete jedesmal unentgeltlich zu. Auch hat fast jede Armee ihre Schriftsteller und Novellisten, welche die Begebenheiten des Tages aus den vielen französischen Zeitungen, Journalen und Flugblättern zweckmäßig ausheben und sie wöchentlich zur Unterhaltung und Belehrung der Kämpfer herausgeben. Zur Abwechselung fügen sie kleine moralische Aufsätze, über Schonung des Bürgers und Landsmanns in feindlichen Landen, über humane Behandlung der besiegten oder sich ergebenden feindlichen Soldaten, über die Pflicht des Harrens und Duldens in harten Kämpfen mit der Natur, oder über die Pflicht der tapferen Vaterlandsliebe im Kampfe mit dem Feinde u. dgl. sehr oft hinzu. Auch kommen Gedichte, Bitten und Warnungen der Generale, Belohnungen und Bestrafungen, nebst Anekdoten von edlen und tapferen Handlungen ihrer Kameraden bei ihrer und anderen Armeen vor. Und das alles erhalten die Bataillone ohne die mindeste Ausgabe." Laukhard führt dann eine solche Armeezeitung, den „Argus revolutionaire de l armée de la Moselle, rédigé par des orais Sans Culottos de l'armée républicaine" an und verbreitet sich über den Inhalt dieses Blattes, das dem oben Gesagten entspricht. H. W.

Dreihundert Kriegszeitungen ein — Vermögen. Der Krieg hat manchen an sich fast wertlosen Sachen einen recht beträchtlichen Wert gegeben und manchen Dingen, die früher achtlos beiseite geworfen wurden, trauern heute ihre früheren Besitzer nach. Wie viele Kriegszeitungen sind z. B. in den ersten Wochen ihres Erscheinens von unseren Soldaten zwar mit Freude aufgenommen und eifrig studiert worden, aber wenn sie ihren ureigenen Zweck der Unterhaltung und Ablenkung erfüllt hatten, hat man sie nicht mehr geachtet. Höchstens, daß man ihre lustigen Illustrationen als Schmuck für Quartiere und Unterstände benützte. Das begreifliche Bestreben, Andenken aus dem Weltkrieg zu sammeln und sie so für die Nachkommen zu erhalten, hat bald, nachdem man die Bedeutung der Kriegszeitungen erkannt hatte, sich auf dieses gewiß interessante Sammelgebiet geworfen und heute werden von Liebhabern sehr ansehnliche Beträge für die ersten Nummern von Kriegszeitungen gezahlt, gleichgültig, welchen Namen sie tragen.

Wohl die am meisten gesuchten sind die ersten Nummern der „Liller Kriegszeitung". Für Nr. 1 z. B. werden je nach der Erhaltung des Blattes 150—300 Mk. schon von Händlern gezahlt. Nur dreihundert, tadellose Exemplare dieser Nummer würden also, wie die Münchner Neuesten Nachrichten, denen wir diesen Artikel entnehmen, sagen, genügen, von den Zinsen des daraus zu lösenden Kapitals seinen Besitzer sorgenlos leben zu lassen. Liebhabern, denen in ihrer Sammlung gerade die erste Nummer fehlte, war sogar ein Preis von 400 und 500 Mk. nicht zu hoch. Eine ganze Reihe späterer Nummern werden mit Goldstücken bezahlt. Trotzdem durch die größere Auflage bald der Wert der Einzelnummer geringer wurde, gibt es auch im 2. Jahrgang seltene Nummern, so besonders Festnummern. Man möchte meinen, daß, wie es bei teueren Briefmarken der Fall ist, Fälscher Neudrucke anfertigen würden. Das ist aber bei den Kriegszeitungen unmöglich, denn einmal läßt sich das eigenartige Papier jener ersten Nummern schwer nachahmen, dann aber haben diese Raritäten beim Drucken Schönheitsfehler erhalten, Flecke usw., die man kaum nachahmen könnte.

Das Sammeln von Kriegszeitungen hat überhaupt einen eigenen Reiz. Es ist — und das ist für den Sammler von Wert — nicht leicht, eine lückenlose Folge aller Nummern sämtlicher Kriegszeitungen zu erhalten und man muß oft wochenlang korrespondieren, will man einer fehlenden Nummer nur auf die Spur kommen. Und diese Jagd reizt. Aber nicht nur aus Sammellust werden die Kriegszeitungen aufbewahrt, sie enthalten oft wertvolle Aufsätze und künstlerische Reproduktionen von hohem Wert, die eine Aufbewahrung rechtfertigen. Oft werden auch Sammlungen von Kriegszeitungen derart angelegt, daß man von jeder Kriegszeitung sich eine oder mehrere Nummern verschafft, die über Art und Geist der betreffenden Kriegszeitung orientieren. Solche Sammlungen, die in künftigen Jahren sicherlich viel begehrt sein werden, lassen sich auch mit verhältnismäßig geringen Kosten anlegen. Als für den Sammler besonders geeignet, weil noch vollständig erhältlich, seien hier die Kriegszeitung der 4. Armee und die Tiroler Soldatenzeitung warm empfohlen. Beide sind sehr gut redigiert, haben illustrierte Beilagen und letztere sogar noch recht wertvolle Fest- und Sondernummern. Ihr Wert wächst täglich und ihr Inhalt gibt ein Spiegelbild des Lebens der Soldaten in jenen Frontgebieten.

Digitized by Google

Der Krieg zerreißt gewaltsam viele irdische Bande, aber eben dadurch stärkt er die Herzen zur Knüpfung edlerer Verhältnisse. Zschokke.

Chronik des Krieges.

Vom 27. Juli bis 8. August 1916.

27. Juli. Glückliches Patrouillengefecht bei Neuve-Chapelle. Starke englische Angriffe nördlich der Somme mißglücken. Südlich des Flusses nur Handgranatenkämpfe. Östlich der Maas vergebliche französische Angriffe. — Die Russen erneuern mit starken Kräften ihre Angriffe bei Gorodischtsche und an der Schtschara-linie, rennen sich aber nur die Köpfe ein. Nordöstlich Swiniuchy wird die Armeegruppe Linsingen in schwere Kämpfe verwickelt. Bei Postomyty stürmen die Österreicher und Ungarn russische Vorstellungen. Massenstürme der Russen im Raume von Brody, wo sich die Österreicher und Ungarn zur Aufgabe der Stadt genötigt sehen. — Patrouillengefechte gegen die Italiener bei Laghi. Österreichische Seeflugzeuge belegen Bari und Otranto erfolgreich mit Bomben. — Die Bulgaren liefern glückliche Vorpostengefechte bei Bodena. —. Einnahme von Erzingjan durch die Russen.

28. Juli. Angriff eines deutschen Marine-Luftschiffgeschwaders auf die engl. Ostküste, namentlich die Humbermündung und den Flottenstützpunkt Grimsby. — An der Westfront nur kleinere Gefechte, die zugunsten der deutschen Truppen ausfallen. — Fortsetzung der schweren Kämpfe bei der Armeegruppe Linsingen. Nordwestlich Luck vermögen die Russen einen kleinen Teilerfolg zu buchen, an allen andern Punkten werden sie mit großen Verlusten zurückgeworfen. Ebenso im Kampf gegen die Armee Bothmer bei Monasterzyska. Schwere russische Angriffe südlich des Dnjestr werden von den Österreichern und Ungarn zum Stehen gebracht.

29. Juli. An der Westfront fast ausschließlich Artilleriekämpfe. — An der Ostfront dehnen die Russen ihre Angriffe an der Stochod- und Styrfront weiter aus, werden aber unter schweren Verlusten zurückgeschlagen. Nur am Stochodknie werden die verbündeten Truppen etwas zurückgenommen. Patrouillengefechte an der Düna. Die Österreicher und Ungarn schlagen alle russischen Angriffe in Ostgalizien ab. — Vergebliche italienische Vorstöße bei Panveggio.

30. Juli. Ein großer englisch-französischer Angriff zwischen Longueval und der Somme bleibt ganz ergebnislos, während die Deutschen 800 Gefangene machen und 13 Maschinengewehre erbeuten. Ein französischer Vorstoß in der Champagne bei Prunay bricht zusammen. Handgranatenkämpfe östlich der Maas. Rege Fliegertätigkeit. — Aufklärungsgefechte bei Friedrichstadt. Die Armeegruppe Linsingen behauptet sich siegreich gegen die fortgesetzten russischen Angriffe und macht bei einem glücklichen Gegenstoß 2000 Gefangene. Ebensowenig Glück haben die Russen bei Buczacz und auf den Höhen von Kirlibaba. Auch westlich Brody vermögen sie nicht weiter vorwärts zu kommen. — Glückliche Gefechte gegen die Italiener an der Dolomitenfront. — Türkische Erfolge in Persien, an der Kaukasusfront und an der ägyptischen Grenze.

31. Juli. Nördlich der Somme finden räumlich beschränkte, aber erbitterte Infanteriekämpfe statt, ohne daß die deutsche Front Einbuße erleidet. Südlich der Somme und im Maasgebiet Artillerie- und Handgranatenkämpfe. Erfolgreicher deutscher Teilvorstoß bei Fleury. — Vorpostenkämpfe gegen die Russen am Oginski-Kanal und bei Logischin. Gegen die Stochodfront, sowie bei Buczacz und nordwestlich Kolomea erschöpfen sich die Russen wieder in vergeblichen Angriffen. — Abermaliger deutscher Luftschiffangriff auf London und die englische Ostküste.

1. August. Blutige Schlappen der Gegner nördlich der Somme durch einen deutschen Gegenstoß. Südlich der Somme nur kleinere Kämpfe. Englische Patrouillen in Flandern werden überall abgewiesen. Deutsche Fortschritte auf dem rechten Maasufer, wo 950 Gefangene gemacht und 14 Maschinengewehre erbeutet werden. — Hindenburg erhält den Oberbefehl über die gesamte Ostfront bis zum Dnjestr. Russische Angriffe am Nobelsee und am Stochod, sowie an der Strypa und am Koropiczbach werden vereitelt. Ebenso scheitern die russischen Durchbruchsversuche südwestlich Buczacz, sowie westlich Brody. — Glückliche Vorpostengefechte in den Dolomiten. Ein italienischer Fliegerangriff auf Pirano mißlingt. Ein italienisches Unterseeboot wird in der nördlichen Adria abgefangen.

2. August. Neuer Angriff zahlreicher deutscher Luftschiffe auf London und den Flottenstützpunkt Harwich. — Ein groß angesetzter feindlicher Angriff an der Somme wird durch das deutsche Sperrfeuer im Keim erstickt. Rechts der Maas vollführen die Franzosen mit starken Kräften wütende Ge-

Digitized by Google

genangriffe und erzielen auch einige Erfolge. — An der Ostfront geringe Gefechtstätigkeit. Zahlreiche russische Teilvorstöße werden abgewiesen. — Siegreiche kleinere Gefechte gegen die Italiener im Borcola-Abschnitt und bei Paneveggio. — Erfolgreiche Vorstöße österreich. Torpedoboote gegen die italienische Küste. Das österreichische Torpedofahrzeug „Magnet" wird durch ein italienisches Unterseeboot schwer beschädigt. Italienische Fliegerangriffe auf Durazzo. — Russisch-türkische Kämpfe in den Abschnitten von Bitlis und Musch, namentlich am Berge Ognott. Türkische Flieger sind längs des Suezkanals tätig.

3. **August.** An der Somme hauptsächlich starke Artillerietätigkeit; feindliche Teilvorstöße bleiben ohne Erfolg. Rechts der Maas entwickeln sich erbitterte, wechselvolle Kämpfe um das Dorf Fleury und um die Überbleibsel des Werkes Thiaumont. — Nordwestlich Postawy werden die Russen zur Aufgabe vorgeschobener Stellungen gezwungen. Heftige Kämpfe um den Besitz des Dorfes Rutka-Miryuska. Vordringen deutscher Truppen in den Karpathen. Zahlreiche russische Teilvorstöße mißglücken. — Erfolgreiche Gefechte bulgarischer Vorposten gegen Serben und Franzosen. — Die Türken dringen siegreich in Persien vor. Scharmützel an der ägyptischen Front. — Sir Roger Casement wird im Londoner Tower durch den Strang hingerichtet.

4. **August.** Engländer und Franzosen werden im Sommeabschnitt auf allen Punkten, wo sie angreifen, zurückgeschlagen. Fortsetzung der schweren Kämpfe auf dem östlichen Maasufer. — Übergangsversuche der Russen über die Düna werden vereitelt. Auch die Kämpfe in den Karpathen und am Sereth entwickeln sich zugunsten der Verbündeten. — Beginn einer neuen, starken italienischen Offensive an der Isonzofront. Auch an der Kärntner Grenze und an der Tiroler Ostfront wird gekämpft.

5. **August.** Im Sommegebiet ist das Gefechtsbild unverändert. Im Maasgebiet starke Artillerietätigkeit und schwere Infanteriekämpfe um Fleury und Thiaumont. Erfolgreiche deutsche Sprengungen in den Argonnen und an der Combreshöhe. — Glückliche Vorpostenkämpfe gegen die Russen bei Zalocze. Die Armee Köveß wehrt häufige russische Angriffe südwestlich Delatyn ab. Bei Zareeze glückt den Russen der Übergang auf das westliche Ufer des Sereth. Vervollständigung der in den Waldkarpathen von den Verbündeten erzielten Erfolge. — Die Italiener setzen ihre Angriffe an der Isonzofront fort und richten sie namentlich gegen den Görzer Brückenkopf. Ein ital. Luftschiff geht bei der Insel Lissa zugrunde. — Die türkische Vorhut stößt gegen den Suezkanal vor und liefert den Engländern ein scharfes Erkundungsgefecht bei Romani.

6. **August.** Fortdauer der Kämpfe gegen die Engländer nördlich der Somme und gegen die Franzosen auf dem rechten Maasufer. — An der Ostfront wird hauptsächlich bei Zalocze und in den Waldkarpathen gekämpft. Die Österreicher und Ungarn erobern russische Höhenstellungen bei Jablonica. Ein Übergangsversuch der Russen über den Stochod scheitert. Die Armeen Bothmer und Köveß weisen alle gegen sie gerichteten Angriffe ab. — Die Italiener richten fortgesetzt wütende Angriffe gegen den Görzer Brückenkopf, die Hochflächen von Doberdo und den Monte San Michele. Die Stadt Görz wird aus schweren Geschützen beschossen. An der Tiroler Ostfront wird um die Höhenstellung bei Paneveggio gerungen. — — Türkischer Sieg über die Russen am Berge Kozma (unweit Musch).

7. **August.** Nördlich der Somme setzen die Engländer ihre Angriffe fort, ohne nennenswerte Erfolge zu erzielen. Südlich der Somme finden hauptsächlich Handgranatenkämpfe mit den Franzosen statt. Deren Angriffe auf dem Höhenrücken von Thiaumont kommen nicht vorwärts. — Die Bemühungen der Russen bei Zaloczе, Boden zu gewinnen, bleiben erfolglos. Bei Zarecze werden sie durch einen deutschen Gegenangriff geworfen. Westlich Luck entwickeln sich neue Kämpfe. Die in den Waldkarpathen errungenen Vorteile werden vervollständigt. In Wolhynien werden die Russen südwestlich Torczyn zurückgeworfen. Dagegen müssen die österreich-ungarischen Streitkräfte bei Tlumacz zurückgenommen werden. Südlich Bertelka werden die Russen vom linken Seretufer verdrängt. — An der Isonzofront geben die Österreicher und Ungarn den Görzer Brückenkopf auf und gehen auf das östliche Flußufer zurück. Die österreichischen Wasserflugzeuge entwickeln eine erfolgreiche Tätigkeit an der Isonzomündung. — In Persien werden die Russen von den Türken auf Hamadan zurückgeworfen. Die Türken bemächtigen sich der Bittis beherrschenden Höhenstellungen und machen auch in der Gegend von Musch gute Fortschritte. Westlich Erzingian bringen sie die russischen Angriffe zum Stehen. Englischer Vorstoß gegen die bei Kathia stehenden türkischen Vortruppen.

8. **August.** Abermaliger erfolgreicher Angriff zahlreicher deutscher Luftschiffe gegen die Marinestützpunkte und militärischen Industrieanlagen der englischen Ostküste. — Erneute englisch-französische Angriffe an der Somme werden gebrochen. Auch rechts der Maas werden starke französische Streitkräfte abgeschlagen. — Russische Seestreitkräfte an der Nordspitze von Kurland werden durch deutsches Artilleriefeuer vertrieben. Mit sehr starken Kräften nehmen die Russen ihre Angriffe am Stochod wieder auf, doch bleiben die Deutschen Sieger. Ebenso in den Kämpfen westlich von Luck; in der Bukowina und am oberen Pruth werden die Russen weiter zurückgeworfen, während sie bei Ottynia Fortschritte machen können. — Fortdauer der schweren Kämpfe bei Görz.

Digitized by Google

Illustrierte Kriegsberichte.

Die großen Durchbruchschlachten im Westen. II.

Von **Anton Fendrich.** Mit 6 Abbildungen.

Die Vorbereitungen zur französisch-englischen Offensive auf der Front von Arras bis Ypern begannen mit der tönenden Verkündigung der Engländer, sie hätten nun auch südlich des Kanals von La Bassée die französischen Stellungen durch frische neue Regimenter aus England verstärkt. Sie begnügten sich nicht mit einer dreitägigen Artillerievorbereitung, sondern ließen von der Morgenfrühe des 31. September an auf der Front zwischen dem Kanal von La Bassée und Angres alle ihre eisernen Schlünde brüllen, von der kleinsten Feldhaubitze an bis zum 38 cm-Flachbahngeschütz. Weiter südlich ließen die Franzosen alle ihre Batterien los auf die seit der großen Maischlacht von Blut durchweichten Erde von Neuville und Souchez. Lens, die große Kohlenstadt, war das nächste gemeinsame Ziel der Verbündeten, hinter dem verheißungsvoll die Türme von Lille winkten. Die Söhne Albions wollten es aus Südwesten durch einen Stoß zwischen Loos und Hulluch erreichen; die Franzosen mußten zuerst die Höhe von Vimy haben, um die Straße vom Dorf Vimy nach Lens zu erreichen.

Der Rücken von Vimy ist eine Fortsetzung der Lorettohöhe und verläuft wie jene von West-Südwest nach Ost-Südost. Von Arras nach Lens und von Arras nach Souchez—Béthune führen zwei schnurgerade Straßen mit den Resten einer einstigen Pappelallee. Aus dieser Straßengabelung steigt zwischen Souchez und Vimy der Hügelwall an, der die Franzosen von der heißbegehrten Ebene von Lens trennte. Der 25. September brachte sie über die von uns geräumten Trümmer von Souchez hinweg bis an den Fuß der Höhe. Der Friedhof von Souchez, die Mühle Malon, die Zuckerfabrik, die rote Hütte, alle diese Erdrachen, die so entsetzlich viel Blut getrunken haben, wurden in der Hölle des 25. September wieder französisch. Aber vor den Gräben der Bayern, die sich östlich von Neuville am Südrand der Höhe entlang zogen, vorbei an den Schutthaufen des einst berühmten Lustschlößchens La Folie und dem dazugehörigen zusammengeschossenen Gutshof gleichen Namens machte der Franzmann halt. Keinen Schritt brachte er es auf dem von Granatsplittern klingenden und klirrenden Boden weiter. Bis zum 10. Oktober brauchte der Feind Zeit zum Ausschnaufen. Mit den ersten Nachmittagsstunden dieses Tages begann es wieder hinter den westlichen Höhen hervorzutrommeln. Gierig heulte der Granatsturm heran, um die Gräben zuzudecken und die Deutschen darin zu begraben. Die warmen Oktobertage hatten den Lehm der Ar-

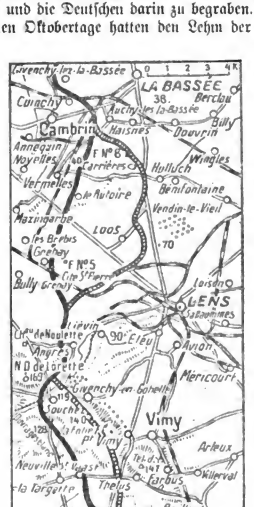


Abb. 1. Das Kampfgebiet zwischen La Bassée und Arras mit der Front vor und nach der Herbstoffensive.

toishügel ausgetrocknet und eine hellbraune Erdwolke hüllte die ganze Höhe von Vimy ein. Der Feind geizte nicht und es fehlte an keinem Kaliber. Da, gegen halb sieben, sprang der Granatregen mit einem Ruck um dreihundert Meter hinter die deutschen Gräben, um als Sperrfeuer

Digitized by Google

Abb. 2. Deutsche Schützengräben im Artois im Trommelfeuer

heraneilende Reserven zu hindern, und in den vordersten Gräben der Franzosen hörte man die aufgeregten Stimmen der französischen Offiziere: En avant mes camarades! Ein Dutzend Franzosen schwangen sich auf die Brustwehr und verschwanden im nächsten Augenblick wieder in den Gräben. Das Riesengelächter der Bayern war das Echo, und ein ganz Unerschrockener aus dem Algäu sprang auf die Sandsäcke, schwang herausfordernd sein Gewehr und brüllte hinüber: „Gelt, Angst habt's?!" Da die Franzosen nicht bayrisch verstehen, antworteten sie mit dem Gewehr, aber der Vorwitzige sprang noch heil in den Graben zurück. Da nahm das Wort die französische Artillerie noch einmal. Und noch einmal ging das Bersten und Krachen und der ganze Höllenstrudel über den Abhang der Vimyhöhe und die letzten Steinhaufen des Schlößchens und der Ferme La Folie nieder. Einen ganzen Tag dauerte das. Die Boches werden doch mürbe zu kriegen sein! Und wieder sprang — die Uhren in den deutschen Armbändern zeigten gerade die fünfte Stunde an — das Feuer der französischen Artillerie vom vordersten deutschen Graben weg. Diesmal aber teilte es sich. Nur die Granaten legten wieder eine Eisenmauer vor die deutschen Reserven, die Schrapnells aber platzten auf Kommando dicht hinter und in den vordersten französischen Graben.

Das wirkte gründlicher auf die ermüdeten Truppen als die vergeblichen Befehle am Abend zuvor. In Sturmkolonnen zu dreißig und vierzig Mann mit gefällten Bajonetten stürzten die Franzosen aus dem eigenen Schrapnellfeuer heraus in den Sensenhagel der deutschen Maschinengewehre. Hinter ihnen die französischen Offiziere mit erhobenem Revolver. An manchen Stellen schmetterte der deutsche Kugelregen so dicht gegen die französischen Gräben, daß die Sturmkolonnen nicht heraufzubringen waren. Aber auf einzelnen Strichen gelang es der Übermacht doch, in die deutschen Gräben zu dringen. Aber bevor die Eindringlinge die Sandsäcke aus der Brustwehr umbauen konnten als Flankenschutz gegen die heranrückende deutsche Grabenbesatzung, hatten Kolben und Spaten der Pioniere ihre Arbeit an ihnen getan. Die flandrische Herbstsonne war wie eine mattrote Scheibe kaum eine halbe Stunde hinter dem abendlichen Dunstschleier verschwunden, als alles vorbei war. Was an Franzosen lebend noch in und hinter dem vordersten Graben stand, das trat den Weg in die Gefangenschaft an. Über Blut und Wunden, aber auch über einen deutschen Sieg senkte sich die Nacht herein. Die Unseren standen bis in den Morgen des andern Tags im abflauenden Granatfeuer an den Schießscharten. Der Feind wagte es nicht zum zweitenmal. Die große französische Offensive an der Vimyhöhe war gescheitert.

Anders faßten die Engländer ihre Aufgabe des Durchbruchs nach Lens an. Sie waren seit ihren ersten großen Angriffen im Frühjahr mit der Auswahl der Durchbruchsstelle immer weiter nach Süden geraten und diesmal lockte gerade der Punkt, wo das englische und französische Heer zusammenstießen, zu einer gemeinsamen Unternehmung. Das Land nordwestlich von Lens hat als einzigen Schmuck die vereinzelten Gruppen hoher Schornsteine, umringt von Bergwerksgebäuden und Schlackenhaufen. Zwischen den Dörfern der Bergleute verrieten auch in diesem

Digitized by Google

einer französischen Photographie geg. von R. Oeffinger.

zweiten Kriegsherbst Schober von dünnem Ohmd, daß Freund und Feind hier Landwirtschaft trieben, wenn der Kampf ruhte. In diese flache, reizlose Landschaft war das Netzwerk von Schützengräben eingegraben, die das ganze Gebiet mit kalkigen Furchen von blendendem Weiß durchzogen. Der nun über ein Jahr dauernde Krieg hatte die Fabriken und die Wohnhäuser in Trümmer geschossen und nur die zwei Türme von Loos, dem Bergwerksstädtchen, waren noch weithin sichtbar über alles Land. Gegen die Stellungen zwischen Loos und Hulluch war der englische Angriff aus der Richtung von Vermelles und Grenay angesetzt. Fünftägiges Artilleriefeuer arbeitete ihm vor. Bis zu 70000 Schüsse in der Stunde wurden in einzelnen Divisionsabschnitten gezählt. Die Engländer gedachten es hier einmal ganz gründlich zu machen. Granaten sind gut, aber Granaten und Gas zusammen sind besser. Die Deutschen hatten es schon im September erfahren, daß Tausende von Gasbomben aus Amerika in Calais ausgeladen worden waren. Die Schlesier, die in den deutschen Gräben vor Hulluch und Loos saßen, waren zuerst überrascht, als am 25. September morgens 7 Uhr merkwürdige Sturmkolonnen gegen sie anrückten. Es waren weiße, dichte Rauchschwaden, die einen süßlich stinkenden Geruch verbreiteten und alle zehn Minuten hintereinander sich herwälzten. Gleich waren die Gasmasken vor dem Gesicht und in Brusthöhe schmetterten die Maschinengewehre ihren Stahlhagel in die weißen Wolken hinein. Erst mit der fünften Wolke, dicht umgeben von ihr, rückte der Feind an, den Kopf mit spitzen Tarnkappen und Gashelmen eingehüllt. Keine Soldaten schienen das zu sein, eher Gespenster. In Haufen mähten die deutschen Maschinengewehre die lebenden Wolken nieder. Aber hinter den Engländern und Kanadiern kamen die Ghurkas wie hüpfende, springende und plötzlich wieder im Boden verschwindende Zwerge. Und dann wieder Engländer und Kanadier. Diesen Wirrwarr von Wolkendunst, Gasgestank und Menschenleibern mit seiner ungezählten Übermacht vermochten auch die deutschen Maschinengewehre nicht zu überwinden. Die Schlesier spürten das schleichende Gift immer mehr in ihrem Blut und ihre Arme wurden schlaff. Der Widerstand erlahmte und nach einer Stunde seit Beginn des Sturmangriffs lagen in den deutschen Gräben über unseren Toten brave deutsche, wie Fische nach Luft schnappende Soldaten. Der Feind dagegen mit klug ausgedachten Kapuzen, wie sie vor Jahrhunderten die Vehmrichter trugen, bewegte sich keck und rasch im schützenden Wolkendunst und gelangte so bis zu den vordersten deutschen Batterien, die nicht zu schießen wagten, weil der Gasnebel Freund und Feind nicht mehr unterscheiden ließ. Da holten die Kanoniere in einem letzten kurzen Ringen mit den Fäusten ein, was sie mit den Geschützen nicht hatten leisten können. Es ist kein einziger mehr von ihnen gesehen worden. Am nordwestlichen Ausgang von Loos liegt die Kohlenzeche 8 und davor, zu ihrem Schutz, das Hohenzollernwerk, eine feste Stellung aus Schützengrabennetzen und Unterständen mit Panzerkuppeln. Das Werk und die Zeche wurden überrannt, das Städtchen vom Feind überschwemmt und einzelne Bataillone gelangten bis hart an die Straße von Lens bis La Bassée. Das Ziel schien erreicht. Der Anfang war gut, um so schlechter dafür das

Digitized by Google

Ende. Die vielen Kleinbahnen im Rücken der deutschen Front, die in Friedenszeiten endlose Kohlenzüge über ihre Geleise laufen sahen, sind eines der besten Verteidigungsmittel gegen Durchbruchsversuche. Frische deutsche Reserven, ungeschwächt durch Granaten und Gas, drangen schon in den ersten Mittagsstunden des 25. September in das Loch zwischen Hulluch und Loos vor und richteten im unbarmherzigen Licht des Mittags unter den von den schützenden Wolken verlassenen Engländern und Schotten, Kanadiern und Ghurkas ein Blutbad an, dessen Ernte vom Hohenzollernwerk, brach ein verzweifelter Gegenangriff aus den englischen Gräben vor. Aber als die Söhne Albions ein Stück vor ihren Gräben standen, begannen die Kolonnen zu wanken. Manche krochen in den Graben zurück. Da nahm ein Pfeifer seinen Dudelsack auf und begann, mitten unter den deutschen Kugeln, im Laufen ständig spielend, vorzurennen und riß die andern mit sich. Der Pfeifer und alle, die ihm folgten, deckten in wenigen Minuten die flandrische Erde.

Die hunderttausend von Kubikmetern giftiger

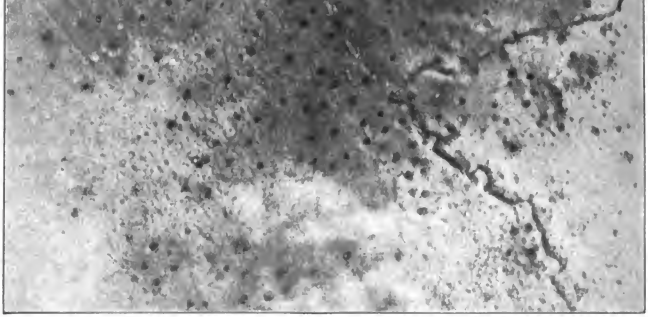


Abb. 3. Eine Fliegeraufnahme von einer unter Trommelfeuer gestandenen Stellung.
Man sieht deutlich die teilweise Einebnung der Gräben und die unzähligen großen und kleinen Geschoßtrichter.

schon am Abend der großen Gasschlacht in Französisch-Flandern zehntausend tote Feinde betrug. Die kommende Nacht brachte erst den eigentlichen deutschen Gegenangriff. Die Zeche 8 und das Hohenzollernwerk wurden zurückerobert. Wie das amerikanische Gas auch auf den Angreifer wirken kann, das zeigte die Gefangennahme eines ganzen englischen Divisionsstabs mit seinem General, der sich in einem Unterstand des Hohenzollernwerks schon recht wohnlich eingerichtet hatte und mitten in einem fröhlichen Beisammensein überrascht wurde. Der letzte Widerstand des Feindes wurde am Morgen des 26. September gebrochen. Dabei wurde eine indische Brigade von drei Seiten bis zum letzten Mann zusammengeschossen. An einer Stelle, nicht weit

Gase, die in der Herbstschlacht von Loos den Engländern und Indern als Sturmkolonnen vorausgesandt wurden, die vierfache Truppenübermacht, zusammen mit dem fünftägigen Schrecken der Artillerievorbereitung, hatten keinen andern Erfolg, als die Anstrengungen der Frühlingsschlacht von Neuve-Chapelle. Auf einem Abschnitt von 12 Kilometern Breite gelang ein Einbruch von drei Kilometern Tiefe. Der Durchbruch ist gänzlich mißglückt. Und dieses Streifchen Land wurde bezahlt mit 60000 weißen und farbigen Engländern, die der Feind durch Tod oder Gefangenschaft verlor. Vergeblich und verzweifelt suchten besonders die schottischen Truppen bis in die ersten Oktobertage hinein wenigstens einen Teil der entrissenen Siegesbeute wie-

Digitized by Google

Abb. 4. Im Kirchenviertel in Loos nach der englisch-französischen Herbstoffensive 1915.
Nach einem französischen Bilderwerk.

der zu holen. Die vereinzelten Granaten, die aus den erschöpften Munitionsbeständen der Engländer immer noch auf die deutschen Gräben flogen, verrieten unseren Feldgrauen nur zu gut, wo es dort fehlte. Anstatt in guten Quartieren in Lens und Lille mußten die Engländer wieder einen Winter lang in den nassen Gräben des französischen „Niederland" liegen.

In Belgisch-Flandern war es die Teilaufgabe der Engländer in der großen Herbstoffensive, den engen Halbkreis, der sich von Osten her seit der Frühlingsschlacht schnürend um Ypern gelegt hatte, zu erweitern und durch das Festhalten starker Truppen auf diesem letzten Stück der Riesenfront von Belfort bis zum Belfried von Nieuport den Verbündeten den Durchbruch in der Champagne oder im Artois zu erleichtern. In dieser Ecke, wo über weites Wiesenland zerstreut sich die Trümmer zahlloser kleiner Städte in den stillen, schnurgeraden Kanälen spiegeln, hatten sich die Feinde seit Oktober 1914 so ineinander verbissen, daß nun jede Handbreit Erde ingrimmig monatelang gerungen wurde. Dort, hinter den abenteuerlichen Zacken der zerschossenen Tuchhalle von Ypern lag die Festung Dünkirchen und das noch gewaltigere Calais, der Brückenkopf nach England hinüber. Die Briten wußten, warum sie sich in Westflandern bis aufs Blut wehrten, und die Feuerhöllen ihrer Artillerie und sogar die Wogen des Meeres losließen, um den deutschen Vormarsch zu verhindern.

Die Nacht vom 24. auf den 25. September war kühl und regnerisch gewesen. Im Schein der deutschen Leuchtkugeln merkten unsere Feldgrauen, die in den Gräben südlich und nördlich von der schnurgeraden Straße Ypern—Menin lagen, daß die Engländer um Mitternacht die Drahthindernisse vor ihrer Front wegräumten. Aber erst um vier Uhr setzte der Granatsturm ein. Er war dafür um so fürchterlicher. Drei Stunden lang saßen die Sachsen und die Schwaben, die Preußen und die Elsässer mit dem Rücken gegen die vordere Wand ihrer Gräben und fluchten und beteten, zitterten oder rauchten, je nach ihrer Gemütsveranlagung, und ließen die Hölle über sich niedergehen, die von den mit Batterien gespickten Höhen westlich von Ypern über die Ruinenstadt heranbrauste. Um 7 Uhr stand die ganze deutsche Stellung zwischen der altberühmten Höhe 60 am südlichen Ende des Ypernbogens und dem Schloß Hooge nördlich von der großen Straße Ypern—Menin in Brand und Feuerrauch. Auf einen Schlag schwieg die Hölle. Aber bevor der englische Infanterieangriff ansetzte, spie zwischen dem Dorf Hooge und der Straße ein Riesenkrater alles gegen den Himmel, was eine Sekunde vorher auf 200 Meter hin die deutsche Stellung geheißen hatte. Zusammen mit riesigen Erdbrocken und den Balken der Unterstände flogen die Leichen vieler braver Elsässer in die Luft, und im nächsten Augenblick drangen, schwer beladen mit Sandsäcken und stählernen Schutzschildern, die Schotten und die Iren durch die breite Bresche. Es dauerte keine halbe Stunde, bis der Feind bis in die zweite deutsche Stellung vorgedrungen war und es schien, als ob der Brite seinen Sieg vom 9. August, wo er uns die Hälfte des Dorfes Hooge abnahm, vervollständigen würde. Aber er hatte nicht mit der entschlossenen Zähigkeit der sächsischen Erzgebirgler gerechnet, die ähnlich wie ihre Brüder in der

Digitized by Google

Balkonstellung der Champagnefront hier mitten in der Flut der anstürmenden Feinde eine Stellung hielten, die nun, nach dem ersten englischen Sturmangriff wie ein kühner schmaler Finger in die feindliche Brandung hineinragte. Dieses sächsische Regiment hatte sich hinter Sandsäcken und Erdbarrieren so gut verrammelt, daß alle Anstürme von vorn, von rechts und von links vor der dreifachen Brüstung zusammenbrachen. Der einzige Telephonposten des Regiments, dessen Leitung nach den Reservestellungen und nach den eisernen Dreiviertelsring, den die Engländer um die tapferen Sachsen in der Fingerstellung gelegt hatten, zu zersprengen. Aber am Mittag schon stand neben unserem wiedereroberten Pioniermaterial ein Trupp von 150 Gefangenen mit 7 englischen Maschinengewehren. Die übrigen Schotten, die sich nicht hatten entschließen können, „händ up" zu machen, waren zu Hunderten einen verzweifelten Soldatentod gestorben. Nur auf dem Abschnitt, wo die Engländer durch die große Sprengung drei Brigaden stark einge-

Abb. 5. Im Schutz ihrer Gasmasken mit Bajonett und Handgranaten angreifende Engländer.
(Nach einer englischen Zeitschrift.)

schweren deutschen Batterien hin nicht zerschossen war, lag stundenlang bis an die Brust verschüttet im Graben und telephonierte weiter. Der Feind stand so nahe bei ihm, daß er nur ganz leise in den Apparat sprechen konnte, um nicht gehört zu werden. Und während die Sachsen mit übermenschlichen Kräften ihre Stellung unerschüttert hielten, konnte hinten alles zum Gegenangriff zusammengestellt werden. Die deutschen Geschütze legten einen undurchdringlichen Wall von Feuer und Eisen hinter die Schotten und Iren, um keine Reserven herankommen zu lassen, und die deutschen Reserven stürzten, schwer mit Handgranaten beladen, vor und hatten nach einer Stunde auf dem Nordflügel die englische Offensive zu einer blutigen Niederlage umgewandelt. Weniger leicht und weniger rasch gelang es, den drungen waren, brauchte es bis zum Abend, um den Feind über den zäh verteidigten Trichter hinaus in die eigene Stellung zurückzuwerfen. Die mit 9 Brigaden ins Werk gesetzte englische Offensive vor Ypern hatte das gleiche Schicksal wie der große englische Gasangriff vor Loos: Wie gewonnen, so zerronnen! Und an diesem Ergebnis änderten die späteren mit geringerer Kraft unternommenen Versuche in den ersten Oktobertagen gar nichts. Auch im Kanalland von Westflandern, wo die Hügel zerwühlt sind von Riesentrichtern und wo Hunderte von erschlagenen Städten langsam im Erdboden versinken, ist von der deutschen Mauer nur der Mörtel an manchen Stellen gefallen. Die Mauer selbst blieb unerschüttert stehen.

Den Feinden Deutschlands war überall auf

Digitized by Google

der Front von den Argonnen bis zum Meer in den Tagen der großen Herbstoffensive ein Anfangserfolg beschieden. Darüber sind sie aber nirgends hinausgekommen. Der deutsche Widerstand war überall so unerwartet schwer, daß die Atempausen, die der Feind sich auferlegen mußte, ihm das meiste von dem verdorben hat, was der erste überall musterhaft und tapfer geführte Angriff ihm geschenkt hatte. Selbst die zweite große Sturmwelle der Joffreschen Offensive, die am 6. und 7. Oktober noch einmal gegen die deutschen Stellungen in der Champagne vorbrauste, konnte sich nicht mehr entfernt mit der Gewalt der ersten Sturmflut vergleichen. 900000 Artilleriegeschosse in der Stunde waren allein auf der 20-Kilometerfront der Champagne in den deutschen Stellungen eingeschlagen. Der Leser mag sich einen Begriff von der Millionenlast an Eisen machen, die auf der Front von den Argonnen bis zum Ärmelkanal in der letzten September- und ersten Oktoberwoche auf die deutschen Gräben niederprasselte. Mit der Munitionsfrage hatte Joffre das Durchbruchsproblem lösen wollen. Was er erreichte, war das, wovor sich das französische Volk nun seit bald zwei Jahren am meisten fürchtet: einige „Etappensiege"! Die Erfüllung des schönen Traums, die Deutschen mit dem blanken Säbel verfolgen und durch die Kavallerie über die Grenzen jagen zu lassen, mußte wieder einmal auf lange Zeit aufgeschoben werden.

Abb. 6. Zu den Kämpfen in der Gegend von Ypern.

Das Abenteuer von Gallipoli.

Von **Dr. Kurt Floericke.** Mit 1 Abbildung.

III. Die Schlacht bei Anaforta und der Kehraus.

Der negative Ausfall der Schlacht von Krithia mußte die Oberleitung der Verbündeten dahin belehren, daß sie auf Gallipoli in eine richtige Sackgasse geraten, und sie machte deshalb von da ab die verzweifeltsten Anstrengungen, aus dieser Mausefalle herauszukommen. Freilich war man noch nicht mürbe genug, um das Heil nach dieser Richtung hin in Rückzug und Wiedereinschiffung zu sehen, sondern man suchte es zunächst noch in immer sich wiederholenden, zu schmal und spitz angesetzten Frontalangriffen, durch die man sich von dem besetzten engbegrenzten Küstenstreifen endlich loszuwinden, sich aus der türkischen Umklammerung zu befreien und die feindliche Stellung zu durchstoßen hoffte. Aber alle die dadurch herbeigeführten Kämpfe wurden nur zu einer Kette herber Enttäuschungen und hatten ausnahmslos das gleiche Ergebnis: völliges Mißlingen oder winzigen Geländegewinn um den Preis ungeheuerlicher Blutopfer. Die Heftigkeit und Ausdauer, mit der die Verbündeten vorgingen, die Kraftentfaltung und Tapferkeit, die sie bekundeten, bewiesen am besten, wie hochwichtig es ihnen erschien, endlich in eine behaglichere Lage zu kommen. Die Rückschläge mußten dann ihren Befehlshabern mit um so größerer Gewalt die ganze Hoffnungslosigkeit des verpfuschten Unternehmens aufdrängen. Der erste dieser Vorstöße fand, nachdem kurz vorher abermals 15000 Mann Verstärkungen ans Land gesetzt worden waren, von Sedil Bahr aus unter Leitung des Generals Birdwood in den Tagen vom 4. bis 6. Juni 1915 statt, und zwar nahmen die eigentlichen Angriffs-

Digitized by Google

kolonnen dabei eine Breite von nur 3 km ein, waren dafür aber um so tiefer gestaffelt und hatten auch noch zahlreiche Reserven hinter sich. Eine Division Franzosen bildete den äußersten rechten Flügel; daran schlossen sich nach links zu an: eine Brigade Senegalschützen, die englische Seedivision, die Manchester-Brigade, die 42. englische Division (86. und 88. Brigade) und eine Brigade Indier. Aber auch die Türken hatten ihre Vorbereitungen bestens getroffen und auf dem Achi Baba noch einige 6zöllige Haubitzen aufgefahren, ja sogar ganz schwere Marinegeschütze vom „Sultan Javus Selim" in Stellung gebracht. Der erste Schlachttag begann mit einem starken Artilleriefeuer der Verbündeten, das früh 8 Uhr einsetzte und mit einer kurzen Unterbrechung bis 11½ Uhr mittags anhielt, wobei über 6000 großkalibrige Granaten gegen die türkischen Stellungen geworfen wurden. Auch 4 Panzerschiffe wirkten dabei zeitweise mit, hielten sich aber vorsichtig in weiter Entfernung, fuhren aus Furcht vor Unterseebooten beständig sehr rasch im Zickzack hin und her, trafen deshalb wenig und zogen es schon nach sehr kurzer Zeit vor, wieder zu verduften. Mittags überrannten dann die Verbündeten im ersten Anlauf zwei Reihen vorgeschobener türkischer Schützengräben und namentlich die Franzosen auf dem rechten Flügel machten zunächst gute Fortschritte, eroberten sogar die sogen. Bohnen-Redoute. Aber sie vermochten sie gegen die starken türkischen Gegenangriffe nicht zu halten und gerieten dann auf dem Rückzuge auch noch in das verheerende Flankenfeuer der auf dem anatolischen Ufer verdeckt eingebauten Haubitzenbatterien. Um die gleiche Zeit ließen die Türken mit furchtbarer Wirkung einige Minen springen, so daß die Franzosen, die hier auch 5 Maschinengewehre einbüßten, in voller Auflösung flüchten mußten, wobei viele ihrer Leute tot oder verwundet auf dem Schlachtfelde liegen blieben und General Gauval den Soldatentod fand. Durch die Niederlage der Franzosen wurde nun aber auch die rechte Flanke der englischen Seedivision entblößt, was die türkische Führung sofort geschickt ausnützte, so daß die Blaujacken alle schon errungenen Vorteile aufgeben und gleichfalls einen sehr verlustvollen Rückzug antreten mußten. Das zu ihrer Unterstützung vorgeschickte Collingwood-Bataillon wurde fast völlig vernichtet. Die ganze Schlachtlinie der Verbündeten erschien in Verwirrung gebracht und ernstlich mit Aufrollung bedroht. Das Salvenfeuer der Türken fiel nun mit großer Wucht auf die Manchester-Brigade, die sich aber lange hartnäckig hielt, obschon sie ihren General und viele Offiziere verlor. Zu ihrer Entlastung sollten die Seedivision und die Franzosen nochmals vorgehen, aber die Seeleute getrauten sich nicht mehr aus den schützenden Gräben heraus, und General Gourand erklärte kaltblütig, daß seine Truppen zu sehr erschüttert seien, als daß er ihnen an diesem Tage noch weitere Anstrengungen und Blutopfer zumuten dürfte. So mußten schließlich auch die tapferen Manchester-Männer weichen. Nun kam die 42. Division an die Reihe, deren Loslösung vom Feinde sich gleichfalls nur unter schweren Verlusten vollzog, wobei 11 Maschinengewehre verloren gingen. Wenigstens vermochte sie die erste der genommenen Grabenreihen noch festzuhalten. An ein weiteres Vorgehen der Indier, die bis dahin ziemlich glücklich auf dem äußersten linken Flügel gefochten hatten, war unter diesen Umständen natürlich auch nicht mehr zu denken. Zwar wurden die Angriffe am nächsten Tage durch die Reserven der Verbündeten nochmals wiederholt, aber ihre Durchführung war nur eine matte und das Ergebnis überall gleich Null. Am 6. Juni gingen dann die Türken auf der ganzen Front in musterhafter Ordnung und Ruhe zum Gegenangriff über, der die Verbündeten vollends in ihre alten Stellungen zurückwarf. Mehr ließ sich unter dem starken Gewehr- und Maschinengewehrfeuer aus den englischen und französischen Gräben nicht erzielen. Diese drei blutigen Tage hatten die Verbündeten rund 20000 Mann gekostet. Doch waren auch die Verluste der Türken schwere und namentlich ihre Regimenter 15, 20 und 56 bös mitgenommen.

Nach diesem harten Strauß trat für einige Wochen Ruhe ein, deren beide Teile zu ihrer Erholung dringend bedurften. Erst in den Tagen vom 21. bis 23. Juni 1915 wiederholten die Verbündeten ihren Durchbruchsversuch, ohne ein besseres Ergebnis zu erzielen. Nur auf dem rechten Flügel errangen die Franzosen bescheidene Erfolge, indem sie sich an der Mündung des Kerevesdere festzusetzen vermochten. Sie gingen nach mehrtägigen scharfen Erkundungsgefechten, einem methodischen Einschießen ihrer Artillerie und dem Niedertrommeln der vordersten türkischen Gräben wiederum gegen die das Kerevesdere-Tal beherrschende und ein Labyrinth von kleinen Feldwerken, Lauf- und Schützengräben darstellende „Bohnen"-Stellung vor. Ein Infanterieregiment drang im ersten Sprung in die vorderste türkische Linie auf dem linken Flügel ein, verlor hier seinen Obersten, vermochte

Digitized by Google

aber trotzdem auch noch die zweite Linie zu nehmen und sich hier gegen alle Gegenangriffe zu behaupten, wenn schon unter schweren Verlusten. Rechts davon focht ein Kolonialtruppenregiment, büßte gleichfalls seinen Führer ein und geriet in ein so verheerendes Kreuzfeuer, daß es sich nur durch Nachschub von Verstärkungen mühsam zu behaupten vermochte. Erst am Abend des 21. vermochte ein frisch eintreffendes Zuavenbataillon den Angriff hier wieder vorwärts zu tragen. Die härteste Arbeit kam aber erst am nächsten Tage, als es wieder gegen den unablässig Feuer speienden Achi Baba (d. h. Gipshügel) gehen sollte, ja die Lage gestaltete sich zeitweise sehr kritisch, als die Türken in großen Massen zu einem wütenden Gegenangriff ansetzten. So mußten sich die Franzosen auch am 23. damit begnügen, die Hänge des Kereves-dere-Tales zu behaupten, zwischen den Leichenhügeln neue Schützengräben anzulegen und sie durch Drahtverhaue zu befestigen. Ganz übel erging es in diesen Tagen den Engländern. Die Türken ließen sie bis auf 400 m herankommen, ohne einen Schuß zu tun, eröffneten dann aber ein so wohlgezieltes Schnellfeuer, daß die Briten in voller Auflösung in ihre Gräben zurückflüchteten und sich überhaupt zu keinem ernsthaften Angriff mehr aufzuraffen vermochten. Erst am 27. und 28. gelang es General Hamilton seinen äußersten linken Flügel am Meeresstrande um den Preis großer Blutopfer einige 100 Meter weit vorzuschieben, wo er ihm eine Drehung nach Nordosten gab und auf den letzten Vorsprüngen der Krithia-Höhen festen Fuß zu fassen vermochte. Nach einer starken Beschießung der türkischen Stellung durch schweres Geschütz legte die Feldartillerie die Drahtverhaue nieder, und dann brach die Infanterie zum Sturm vor. Die völlig zusammengeschossenen vordersten türkischen Gräben wurden verhältnismäßig leicht genommen, aber dann stießen die Royal Scots nach Überschreiten einer tiefen Schlucht auf den heftigsten Widerstand und gerieten arg in Bedrängnis, aus der sie erst durch das Eingreifen der 1. Brigade der Royal Füsiliers befreit werden konnten, zumal sich auch das Vorrücken der Gurkhas längs des Meeresstrandes entlastend geltend machte.

Gar keine Fortschritte gemacht hatten während dieser ganzen Zeit die Australier, die noch immer ziemlich hilflos am Strande von Ari Burnu klebten. Gegen sie richtete sich in der Nacht vom 29. auf den 30. Juni ein scharfer, auf persönlichen Befehl Enver Beys unternommener türkischer Gegenstoß, der ihnen übel genug mitspielte, schließlich aber durch das Maschinengewehrfeuer der 7. und 8. leichten Reiter sowie durch die schweren Geschütze der Schiffsartillerie aufgefangen wurde. Trommelfeuer der Türken antwortete den großsprecherischen Fünfundzwanzigern von drüben. Die Schein-

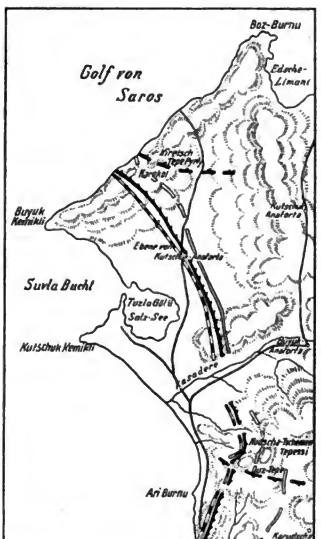


Abb. 1. Die Stellungen der Gegner bei der Doppelschlacht von Anaforta. (Nach offiziellen türk. Angaben.)

werfer stehen sich Aug in Aug gegenüber, als wollten sie einander blenden, und das Feuer geht weiter in der Helle beider Seiten. Für eine kurze Spanne Zeit wird die Nacht hierauf abermals zur Nacht. Dann steigen plötzlich wieder Leuchtkugeln und bunte Signale zum Himmel empor, Feuergarben sprühen auf, und die Küste wird bleich, wie ein Gesicht unter dem Blitzlicht des Photographen. Dieses unentwirrbare

Digitized by Google

Hin und Her von Lichtern, dieses scheinbar zwecklose Durcheinander entfesselter Blitze verwirrt und betäubt, dieses blendende Feuerwerk gräbt sich mit unheimlicher Kraft in die Seele dessen ein, der es schaut, so daß es immer wieder in ihm auftauchen wird, falls es ihm je vergönnt sein sollte, wieder ein harmloses Feuerwerk mit bunten Raketen und sich lustig drehenden Sonnenrädern zu sehen. Wieder steigen glühende Lampions von der Erde zu den Sternen empor, bleiben auf halbem Wege fast regungslos stehen, verblassen und sinken zu Boden. Unbewegt glitzert darüber die Sternenkuppel der Ewigkeit und duldet des Spiel falscher Sonnen, Monde und Sterne, die dem Tod Zeichen machen, lautlos ihre Botschaft in den Himmel schreien und von der Hölle Antwort erhalten. Die dunklen Riesenleiber der Schiffe tauchen in den grellflimmernden, weißen Lichtwellen des türkischen Scheinwerfers magisch schön aus dem schwarzen Schoße der Nacht hervor, immer zahlreicher werden die Leuchtballons, das Mündungsfeuer der Schiffsgeschütze malt rote Kreise auf den finstern Horizont, und zwischen den Kanonenschlägen poltern in wahnsinniger Eile die Maschinengewehre. Sie rasen weiter, wenn die Kanonen schon verstummt sind. Dann weiß man, daß die Gegner mit dem grimmigen Bajonett aneinander geraten sind, und daß damit der Teufelsspuk dieser Nacht seinen Höhepunkt erreicht hat.

Am 4. und 5. Juli gingen die Türken auch auf der Front von Sedil Bahr zum Angriff über. Ihr Hauptstoß zielte gegen den Punkt, wo die englische Marinedivision sich mit den französischen Streitkräften berührte, die jetzt nach der Verwundung Gourands von General Bailloud befehligt wurden. Die Türken schlugen auch die Senegalesen in die Flucht, die erst nach dem Eintreffen des Worcestershire-Regiments und anderer englischer Verstärkungen wieder zum Stehen gebracht werden konnten. Auch einige Gräben der Marinedivision wurden genommen, doch vermochten die Türken nicht, sich auf die Dauer in ihnen zu halten. Erfolgreicher waren sie bei ihrem Ansturm auf die rechte Flanke der 86. englischen Brigade, weil an dieser Stelle schon vorher im Artilleriefeuer fast sämtliche Offiziere gefallen oder verwundet worden waren. So kam es, daß die Angreifer mit der blanken Waffe in die Gräben eindrangen und eine scheußliche Bresche in die englischen Linien schlugen. Nur mit knapper Not und Mühe konnte die Lücke durch die Territorialtruppen der Royal Scots und durch das Essex-Regiment wieder verstopft werden. Am 12. und 13. Juli versuchte General Hamilton, die seiner Front geschlagenen Beulen wieder zurecht zu hämmern, mußte aber wie immer einen winzigen Raumgewinn mit ganz unverhältnismäßigen Opfern an Offizieren und Mannschaften bezahlen. Bei diesen Kämpfen machten sich die ersten Anzeichen von Übermüdung und Zuchtlosigkeit bei den Engländern bemerkbar, und ihre Führer mußten bereits die stärksten und schärfsten Mittel anwenden, um ihre Leute in der Hand zu behalten und übereilte Fluchtversuche zu verhindern. Auch bei den Franzosen sah es schon schlimm genug aus; infolge der starken Offiziersverluste mußten manche Kompagnien wochenlang von einfachen Feldwebeln geführt werden, und unter den Gefangenen befanden sich neben wiederhergestellten Verwundeten viele kaum 17jährige Jünglinge, die den furchtbaren Strapazen auf Gallipoli in keiner Weise gewachsen waren und einen geradezu bejammernswerten Eindruck machten. Die edlen Briten suchten sich für die erhaltenen Schläge mit dem ihnen eigenen Edelmut dadurch zu rächen, daß sie sogar für die Maschinengewehre Dumdum-Geschosse verwandten. Sie brachten jetzt auch schwere Schiffsgeschütze ans Land und bauten sie ein, um die türkischen Werke wirkungsvoller beschießen zu können. Im übrigen setzte nun ein langwieriger Schützengrabenkrieg ein, über dessen Aussichtslosigkeit von vornherein kaum ein Zweifel bestehen konnte. Das Ergebnis der seitherigen dreimonatigen Anstrengungen war jedenfalls ein mehr als klägliches, denn es bestand lediglich in einem ziemlich wertlosen Raumgewinn von knapp 5 km von den Landungsstellen aus nach dem unbezwungenen Innern der Halbinsel zu. Jeder dieser elenden 5 Kilometer hatte fast 10000 Mann verschlungen, der laufende Meter hatte also 10 Mann gekostet, der tägliche Aufenthalt zwischen diesen trostlosen Klippen an 600 Mann!

Fortsetzung folgt.

Digitized by Google

Lebensbilder bedeutender Persönlichkeiten des Krieges.

Iwan Logginowitsch Goremykin.

Mit 1 Abbildung.

Der russische Ministerpräsident, der bis Anfang 1916 die Geschicke des weiten Zarenreiches während des Weltkriegs leitete oder vielmehr sich von ihnen treiben ließ, entstammt einer alten, nachweislich seit dem Jahre 1652 im Kreise Nowgorod ansässigen Adelsfamilie, wo er 1839 als Sohn eines Gutsbesitzers geboren wurde. Sein Lebensgang war der übliche des russischen Beamten. Durch Hauslehrer herangebildet, bezog er später die kaiserliche Rechtsschule zu St. Petersburg und trat dann 1860 nach glänzend bestandener Staatsprüfung schon mit dem Range eines Titulärrats in die Senatskanzlei ein. Das Jahr 1864 führte ihn in den gesetzgebenden Ausschuß für das Königreich Polen, und hier betätigte er sich seit 1865 als Kommissar für Bauernangelegenheiten, ein Gebiet, das er gründlich kennt und das er auch 1869 zum Gegenstande einer besonderen Schrift machte. Er suchte darin nachzuweisen, wie der Mangel eines Zusammenhanges zwischen Staat und Bauernschaft der eigentliche innere Grund für den Zusammenbruch des polnischen Reiches gewesen sei. Auch Rußland könne nur bestehen, wenn es gelinge, die breite Masse der bäuerlichen Schichten zu staatlichem Bewußtsein zu erwecken. Zeigte sich also Goremykin in diesem Sonderfalle neuzeitlichen Gedanken nicht unzugänglich, so ist es doch bei diesem einen Anlauf geblieben. Im übrigen war er nach Bildung und Anschauungsweise lediglich verknöcherter Jurist und hat sich von den Vorurteilen eines solchen nie frei machen können. Nur als Jurist und engherziger Bürokrat, nicht als Kenner der Volksseele kämpfte er nach seiner Art stets für das Ideal großrussischen Volkstums, in dem sein beschränkter Verstand die Verkörperung höchsten Menschentums erblickte. Abwechslungsweise war Goremykin nun in der Verwaltung und in der Rechtspflege tätig und bekleidete u. a. die Stellung eines Vizegouverneurs von Plozk (1866) und dann von Kielce (1869), eines Senators und eines Gehilfen des Justizministers (1891). Im April 1895 wurde er Gehilfe des Ministers des Innern, des höchst unsympathischen Durnowo. In der politischen Schule dieses vielgehaßten Mannes, der vom Scheitel bis zur Sohle Polizist war und in dessen Adern kein Tropfen staatsmännischen Blutes floß, wuchs nun auch sein Schüler Goremykin zu einem „Staatsmann" heran, dem später die mit seiner ganzen politischen Erziehung unvereinbare, ja ihr schnurstracks zuwiderlaufende Aufgabe zuteil wurde, eine der denkwürdigsten Seiten russischer Geschichte zu schreiben und eine neue Zeit voll großer Hoffnungen und unübersehbarer Folgen einzuleiten. Nach dem Rücktritt Durnowos wurde Goremykin auf die warme Empfehlung Pobjedonoszews hin selbst Minister des Innern und blieb es bis 1899. Schon die Empfehlung Pobjedonoszews, des Oberprokurators unheiligen Angedenkens, wirft ein bezeichnendes Licht auf die Persönlichkeit Goremykins. Er ist der ausgesprochene Typus jenes russischen Bürokratentums, das man als die Verkörperung der berüchtigten dritten Abteilung (Geheimpolizei) zu betrachten gewöhnt ist. Er ist nie jung gewesen. Sein Lebenswerk war von jeher die Kabale.

Als Minister des Innern mußte der Finsterling Goremykin bald mit dem aufgeklärten Grafen Witte zusammenstoßen, und es dauerte nicht lange, so waren beide Männer Todfeinde und sind es zeitlebens geblieben. Goremykin schwärzte seinen Gegner beim Zaren als Deutschenfreund an, aber die Art und Weise, wie er sich mit dem Unternehmer der Petersburger Untergrundbahn, Sir Jackson, eingelassen hatte, um einen großen Fischzug für seinen Geldschrank zu tun, lieferte dem Grafen Witte eine wirksame Waffe. Goremykin hatte damals noch eine Audienz beim Zaren, bei der es sogar zu einer Umarmung zwischen Selbstherrscher und Minister kam. Hochbeglückt fuhr dieser nach Paris, wo er ein Stelldichein mit seiner „Freundin", Frau Petrow, der Gattin des russischen Postchefs, hatte. Kaum war er aber im Seinebabel angekommen, als er auch schon eine Depesche des Oberhofmeisters General Hesse erhielt, laut welcher der Zar huldvollst geruhte, das von Goremykin „eingereichte Entlassungsgesuch in Gnaden zu genehmigen". Echt russisch! Denn natürlich hatte der aus allen Himmeln gestürzte Goremykin überhaupt nicht daran gedacht, ein Entlassungsgesuch einzureichen. Von Stunde an schworen Goremykin und Frau Petrow Witte unauslöschliche Rache. Sie haben diesen Schwur gehalten, und die Ursache von Wittes plötzlichem Tode während des Weltkriegs wird ja erst in einer späteren Zeit klargestellt werden. Goremykin arbeitete hinter den Kulissen. Er konnte warten. Seine Zeit mußte kommen. Als Mitglied des Senats und als Freund des Petersburger Generalgouverneurs Trepow konnte er am politischen Wetterglas genau die Stunde ablesen, wann sich seine aufs Eis gestellte Rache entladen dürfe. Er verschwor sich im Jahre nach der Revolution zum Sturze Wittes. Auch sonst suchte Iwan Logginowitsch sich Anhänger zu gewinnen. In seinem gastfreien Hause in der Sjergejewskaja versammelte sich gern ein kleiner, aber einflußreicher Kreis des vornehmen altrussischen Adels. Dem Zaren wurde beigebracht, daß Witte heimlich mit der Revolution liebäugle. Goremykin kannte ja nur zu gut den Seelenzustand seines kaiserlichen Herrn, besonders die Stelle, wo der Zar noch sterblicher ist als andere Sterbliche. Bei der wachsweichen Natur des Beherrschers aller Reussen hat immer derjenige sein Ohr, der zu-

Iwan Logginowitsch Goremykin, ehemaliger russischer Ministerpräsident.
Zeichnung von Max Zimmerer.

Digitized by Google

letzt bei ihm war und am eindringlichsten als Retter des bedrohten Zarentums sich aufzuspielen vermochte. Im März 1906 hatte man dann den Zaren so weit, daß Witte gehen mußte, Goremykin an seine Stelle treten durfte und schon nach wenigen Wochen die „Duma der Volkshoffnungen" heimschicken konnte. Goremykin hat nie verhehlt, wie verächtlich er von der Duma dachte. Das beweist schon der Umstand, daß er ihr zu einer Zeit, wo alles sehnsüchtig auf Linderung der Leiden des Landes und auf Erfüllung alter Freiheitsträume wartete, als einzigen Gesetzentwurf mit herausforderndem Hohn die Anlage einer bei der Dorpater Universität zu errichtenden — Wäscherei vorlegte. Berufen, den Übergang vom alten autokratischen zum neuen parlamentarischen Rußland zu vermitteln, entledigte sich Goremykin dieser weltgeschichtlichen und ehrenvollen Aufgabe in einer Weise, die ganz seines Meisters Durnowo würdig war. Für ihn blieb die Volksvertretung wesensfremd, für ihn gab es nur „das Land der Sklaven und das Land der Herren". Er schränkte die Rechte der Duma wieder ein, berief Kosaken in den Sitzungssaal, schickte unbequeme Abgeordnete nach Sibirien, begünstigte auf dem Lande die Auswüchse einer uneingeschränkten Satrapie, verschärfte die Pressezensur, löste die Arbeiterverbindungen und die seit Katharina II. bestehende „Freie Ökonomische Gesellschaft" auf, eine verdienstvolle Vereinigung von Männern der Wissenschaft und der landwirtschaftlichen Praxis. Endlich hatte Goremykin auf diese Weise aber doch abgewirtschaftet und mußte seinen Platz an Kokowzew abtreten. Wiederum zog sich Goremykin in die angebliche Einsamkeit zurück und legte sich geduldig auf die Lauer, bis seine Stunde abermals schlagen werde. Als Bundesgenossen hatte er sich diesmal den einflußreichen Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch gesichert, der ja Leute vom Schlage Goremykins gut brauchen konnte. Im politisch gewitterschwülen Herbst 1913 wurde Kokowzew vom Zaren zur Jagd befohlen, um Bericht über die Lage zu erstatten. Nach dem Vortrag wurde der Jagdgast Kokowzew nicht zum Essen eingeladen. Damit war sein Schicksal besiegelt, und wiederum wurde Goremykin aus der Versenkung hervorgeholt, weil er das reaktionäre System am besten gewährleistete, weil der Zar sich jetzt mit Nachhilfe seines Neffen plötzlich wieder erinnerte, wie warm ein Pobjedonoszew diesen Mann als orthodoxen Stockrussen und Verfechter selbstherrlichen Zarentums empfohlen hatte. Der 75jährige Mummelgreis Iwan Logginowitsch folgte begierig dem Rufe und ergriff mit zittrigen Händen das Steuerruder des ungeheuren Reichs zu Rußlands schwerster Schicksalsstunde.

Selbst in Rußland war man über diese Ernennung erstaunt, und bald zeigte es sich auch, daß Goremykin in der Zwischenzeit nichts gelernt und nichts vergessen hatte, daß er insbesondere die Duma noch ebenso von oben herab behandelte wie früher. Schon der Name dieses verknöcherten Juristen gilt als böses Vorzeichen, denn er bedeutet so viel wie „Leidträger". Beim Volke heißt Goremykin „Iwan Postny" (unter „Postny" versteht der Russe ein abgehärmtes Fastengesicht) und es hat ihm diesen Spottnamen schon vor 40 Jahren angehängt wegen seines düsteren Blickes, seiner ausgemergelten Gestalt und seiner ewigen Jammermiene. In der Tat sieht Goremykin mit seiner Leichenbittermiene, dem ausgehungerten Körper und den langen weißen Bartkoteletten, die er fortwährend in nervöser Unrast hin und her zaust, wie eine Vogelscheuche aus und stellt das richtige Urbild eines hilflosen Tapergreises vor. In dem dürftigen Leib wohnt aber nicht etwa ein um so regerer Geist. Vielmehr ist Goremykins Geist erschreckend gedankenarm, seine ganze Natur durch und durch unschöpferisch. Alle seine Handlungen vollziehen sich nach dem gleichen Klischee, und schon aus bloßer Bequemlichkeit kopiert er sich selbst. Seine Trägheit und Arbeitsscheu sind in ganz Rußland sprichwörtlich. Eingeweihte versichern, daß er nicht einmal Staatstelegramme selbst liest, sondern sie nur von seiner Frau lesen läßt und sich dann von ihr die Nachrichten im Auszug erbittet. Bei dieser Schlaffheit, die durch eine starke Arterienverkalkung zum mindesten nicht gemindert wird, darf es nicht wundernehmen, daß Goremykins Leistungen als Ministerpräsident jämmerlich gering waren. Keiner der am Weltkrieg beteiligten Staatsmänner hat sich so wenig bemerklich gemacht, wie dieser zittrige Mummelgreis. Nach außen zeigte er sich schwach und ließ es zu, daß die russische Volkskraft als Kanonenfutter für fremde Interessen verbraucht wurde, nach innen aber entwickelte er verbissenen Greisentrotz und scheute vor keinem Gewaltmittel zurück, um die von ihm bestgehaßte Duma zu erdrosseln. Gerade das erhielt ihn aber lange in der unerschütterlichen Gunst des Zaren. Daß der alte Mann das Land noch fesseln konnte, war die Hauptsache. Ssasonow mußte gehen, selbst der tüchtige und allgemein beliebte Ackerbauminister Krivoschein wurde abgesägt, Ssuchomlinow beseitigt — Goremykin blieb. Bis endlich auch für seinen vorbildlichen Starrsinn die Stunde schlug. Selbst in Rußland hat ihm niemand eine Träne nachgeweint.

K. F.

Zur Psychologie der großen Heerführer.*)

In der Regel sucht man heute psychologischen Problemen durch geeignete Experimente beizukommen. Dieser Weg ist indessen hier nicht anwendbar, denn Heerführer haben im allgemeinen weder Zeit noch Lust, psychologische Vergleiche mit sich vornehmen zu lassen, ganz abgesehen davon, daß das experimentelle Verfahren für Erscheinungen der Vergangenheit ohnedies ausgeschlossen bleibt.

*) Nach einem Vortrag des Geh. Medizinalrats Univ.-Prof. Dr. Theodor Ziehen, gehalten am 26. November 1915 in der Wiener „Urania".

Digitized by Google

Man muß also hier auf die alte historische Methode zurückgreifen, die darin besteht, daß man die von der Geschichte glaubwürdig überlieferten Züge der einzelnen Feldherren einer Analyse unterzieht. Um die Untersuchung nicht zu sehr auszudehnen, sollen jene Heerführer, die, wie z. B. Blücher, ihre Erfolge allgemein menschlichen Zügen oder ihrer Gesamtpersönlichkeit verdanken, von vornherein ausgeschaltet werden, ebenso die reinen Theoretiker, wie z. B. Clausewitz.

Als erster psychologischer Grundsatz sei ferner aufgestellt, daß es ein eigenes Selbstvermögen, aus dem die Feldherrnbegabung hervorgeht, — etwa wie nach der Gallschen Schädellehre jede Fähigkeit an einen bestimmten Hirnteil gebunden ist — nicht gibt. Die Feldherrnbegabung ist vielmehr die Resultierende einer ganzen Reihe von Eigenschaften, die sich in zwei Gruppen sondern lassen, solche des Verstandes und solche des Gefühls und des Willens. In die erste Gruppe gehört vor allem ein ausgezeichnetes Gedächtnis, das für einen Feldherrn ebenso unentbehrlich ist, wie etwa für einen Schachspieler. Damit verbunden muß die Fähigkeit sein, aus den Daten, die das Gedächtnis liefert, ein räumliches Bild zu schaffen; daß das Gedächtnis hierbei durch Karten und ähnliche Hilfsmittel, sowie durch von anderen gelieferte Daten unterstützt werden kann, ist selbstverständlich. Die zweite Bedingung, die ein Heerführer, will er erfolgreich sein, erfüllen muß, ist eine gewisse kombinatorische Fähigkeit, die in verschiedenen Spielarten erscheint. In ihrer niedersten Form tritt sie in den „Listen" der alten Kriegführung auf, über die schon Schriftsteller des Altertums ganze Bücher geschrieben haben, und die immer noch gelegentlich zur Anwendung kommen, wenn sie auch heute keine besonders große Rolle mehr spielen. Höher stehen schon Vorkehrungen, die darauf berechnet sind, eine vorauszusehende Angriffsart unwirksam zu machen; als Beispiel sei die Einrichtung der Wagenburgen genannt, die Ziska im Hussitenkriege mit Erfolg gegen die deutschen Ritterheere anwandte. Die höchste Art von Kombination aber ist die, die zum Unterschied von der im räumlichen Gedächtnis zum Ausdruck kommenden, nachschaffenden Phantasie sich als neuschaffend darstellt, indem sie unbekannte Faktoren des künftigen Kampfes vorahnend zu erfassen sucht. Von der ähnlichen Fähigkeit des Dichters unterscheidet sich die des Heerführers dadurch, daß die vorliegenden Daten nicht willkürlich geändert und noch weniger unberücksichtigt gelassen werden dürfen: Die Kombinationsfähigkeit muß vielmehr die gegebenen Momente in Rechnung ziehen.

Wissen und Übung gehören gleichfalls in die Gruppe der verstandesgemäßen Eigenschaften. Es steht heute fest, daß selbst das Genie auf keinem Gebiet seiner Betätigung dieser beiden Qualitäten entraten kann. Um so weniger wird man bestreiten, daß sie auch für den Feldherrn notwendig sind.

Was die aus den Bezirken des Gefühls und des Willens stammenden Voraussetzungen betrifft, so läßt sich bei allen großen Feldherrn der Vergangenheit trotz einer häufigen düsteren Grundstimmung ein oft bis ins Fatalistische gesteigertes Vertrauen auf Glück und Sieg feststellen, ferner eine „gefühlsbetonte Idee": Bei dem einen ist sie der Haß (Hannibal), bei dem andern Ehrgeiz oder Ruhmsucht (Napoleon), bei einem dritten Vaterlandsgefühl, Patriotismus, Anhänglichkeit an den Herrscher und sein Haus (Radetzky, Moltke), bei einem vierten Pflichtgefühl (Friedrich der Große). Unerläßlich ist ferner ein fester Wille, der ein Festhalten des einmal gefaßten Entschlusses zur Folge hat, ohne indessen in Eigensinn auszuarten, und ein gewisser Mut, jedoch weniger der persönliche, physische Mut, der heute im allgemeinen ohne Bedeutung für den Feldherrn ist, als der Mut der Verantwortung, wie ihn z. B. Murat nach Napoleons Aussage bei hervorragenden anderen Feldherrn-Eigenschaften nicht besaß.

Die Voraussetzungen für die Feldherrngröße sind demnach sehr mannigfaltig und verwickelt, ganz anders, als wie beispielsweise bei einem Dichter oder Musiker, einem Bildhauer oder Maler, wo die Größe aus einer Quelle fließt. Dieser Umstand erklärt sowohl die Tatsache, daß die Feldherrngabe sich nicht vererbt, als auch den Umstand, daß sie so ungemein selten ist, da kaum in einem Jahrhundert ein Feldherr erscheint, dem die Bezeichnung „groß" mit Recht beigelegt werden kann.

Die Mittel des Krieges.

Flußübergänge.

Von **Paul Otto Ebe.**

Mit 10 Abbildungen.

Viele Flußübergänge sind taktische, aber alle sind technische Probleme. Wenden wir uns deshalb zunächst letzteren zu! Haben wir erst einige Brücken fertig gebaut gesehen und den Bau einiger anderen mitverfolgt, so wissen wir, mit welchen Mitteln Flußläufe überwunden werden können. Wir werden nachher auch besser verstehen, wie und warum die Wasserstraßen, die für das Militär meist große Hindernisse darstellen, in typischer Art überwunden werden müssen.

Um einen annähernd erschöpfenden Einblick in die vielseitige Tätigkeit der Pontonierarbeiten zu erhalten — keine einzige Brücke wird genau so wie die vorhergehende gebaut — wollen wir eine Wanderung durch das Kriegsgebiet unternehmen. Wir brauchen nicht allzu große Strecken durchstreifen, denn der Zeichner von Abb. 1 (siehe umstehend) hat uns die Sache erheblich erleichtert, indem er alle interessanten Objekte etwa im Rahmen eines Korps zusammengetragen hat.

Zur besseren Übersicht sei vornweg genommen, daß die Brücken eingeteilt werden sollen in solche,

Digitized by Google

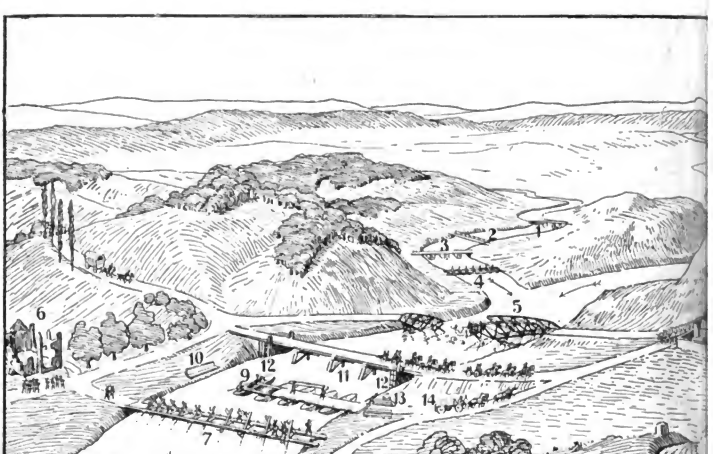


Abb. 1. Schematische Übersicht und Darstellung von Flußübergängen nebst den dazu möglichen Hilfsmitteln. Dabei bezeichnen 1–11 liefern können, 7 Lauffteg, 8 Fähre, auf der die ersten Truppen übergesetzt und mit der die Böcke zum Laufsteg eingesetzt wurden, Pioniere (das Material dieser Pontonbrücke wird zum Übergang über den Fluß rechts gebraucht), 14 vorfahrende Brückenmaterialwagen, Ecke), 17 die ersten Deckungstruppen auf dem feindlichen Ufer, 18 Behelfsfahrzeuge, mit denen Patrouillen und kleine Abteilungen eines Laufstegs in den Fluß durch Pioniere, 22 Arbeitsplätze und bereitstehende Infanterie, 23 übergegangene Infanterie im

die mit Kriegsbrückengerät und andere, die mit Behelfsgerät hergestellt wurden. Das Kriegsbrückengerät besteht aus vorbereitetem Material. Es wird bei jedem Kavallerieregiment als „Kavalleriebrückengerät" in der Gefechtsbagage mitgeführt und besteht aus zwei Brückenwagen mit je zwei Stahlhalbbooten, vier Brückentafeln

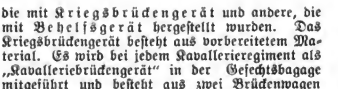


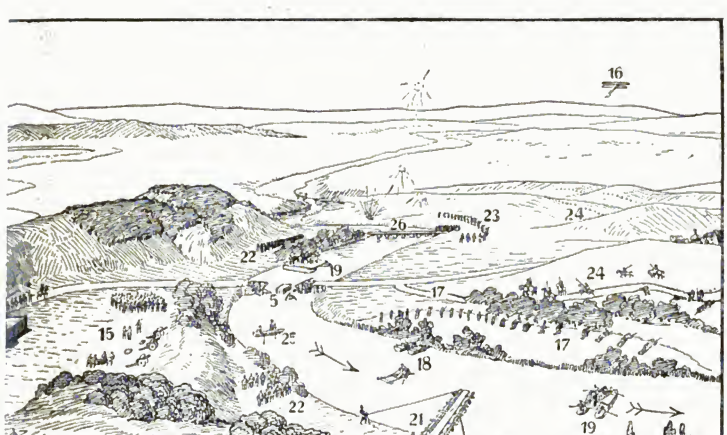
Abb. 2. Behelfsmäßig auf Protze und Leiterwagen gestellter Brückensteg.

als Brückendecke und dem erforderlichen Zubehör, sowie Fahrgerät. Das „Pionierbrückengerät" ist auf Brückenwagen verladen, die zu Trains zusammengestellt sind. Jedes Armeekorps besitzt einen Korpsbrückentrain, jede Infanteriedivision einen Divisionsbrückentrain, jede Reservedivision einen Reservedivisionsbrückentrain. Diese Divisionsbrückentrains sind besonders leicht und beweglich, damit sie der Truppe überall rasch nachfolgen können. Ihre Pontonwagen, auf die je vier Mann aufsitzen können, sind deshalb besonders geeignet zur Verwendung als Erkundungswagen. Zwölf solcher Brückenwagen des Divisionsbrückentrains tragen je ein Halbponton, jedes Halbponton kann für sich verwendet oder mit einem anderen zu einem Ganzponton vereinigt werden und trägt in letzterem Falle ebensoviel wie ein großes Ponton des Korpsbrückentrains.

Der Weltkrieg hat gezeigt, daß unser neues, wesentlich verbessertes und leistungsfähigeres Kriegsbrückengerät vom Jahre 1910 nicht nur eine größere Tragfähigkeit, wie beispielsweise das japanische, aufweist, nicht nur Vorteile durch die Einheitlichkeit des Gerätes zu verzeichnen hat, die Italien, Rußland und Frankreich fehlen, sondern auch eine Beweglichkeit des Divisionsbrückengeräts mit sich gebracht hat, die sogar das österreichische Gerät übertrifft und vor allem durch die zweckmäßige Einrichtung einen Brückenbau im Vergleich zum französischen, italienischen und russischen Gerät einfacher gestaltet, sowie schneller fortschreiten läßt.

Da beim weiteren Vormarsch der Truppen das eingebaute Gerät der Brückentrains möglichst rasch wieder verfügbar sein muß, um der Truppe weiterhin zu folgen, so sind besonders die Pioniere

Digitized by Google



mäßige Brückenstege, 5 vom Feind zerstörte Brücken, 6 eine zerstörte Scheune, deren Holzteile Material zu den Übergängen 7 und
ntenbrücke, aus dem Kriegsbrückentrain erbaut, 10 Landstoß, 11 Kolonnenbrücke, 12 erste Unterstützung dieser Brücke, 13 abbauende
rtillerie in Stellung und Infanterie zum Schutz des Übergangs über den Fluß rechts, 16 Flieger zur Aufklärung (rechts oben in der
t wurden, 19 Fähre mit Reiterei und Artillerie, 20 Infanterie in Stellung zur Feuerunterstützung beim Übergang, 21 Eindringen
n (24) feindliche Reiterpatrouillen und Schützenlinien, 25 Vermessungsarbeiten im Fluß, 26 Schnellbrücke unter Schrapnellfeuer.

gründlich in der Handhabung von geeigneten, aber unvorbereiteten Mitteln eingeübt, um aus Behelfsgerät, also Stämmen, Brettern, Kähnen, Fässern eine Brücke anfertigen zu können.

Außer diesen Unterscheidungen der Brücken nach dem Material, aus dem sie erstanden sind, gibt es eine weitere Einteilung derselben nach ihrer Breite und Tragfähigkeit. Man unterscheidet Stege und Schnellbrücken, die für einzelne Leute zu Fuß geeignet sind, da sie höchstens eine Breite von einem Meter besitzen; Laufbrücken, die etwa doppelt so breit sind, gleichzeitig doppelt so viel Infanteristen, ferner abgesessene Kavallerie, unbespannte Geschütze, Maschinengewehre und leichte Fahrzeuge tragen können; Kolonnenbrücken, die etwa drei Meter breit sind und bei geordneten Übergängen den Forderungen des Feldheeres, ausschließlich der größten Geschütze, wie 21 cm-Mörser, genügen; schwere Kolonnenbrücken, die eine nutzbare Brückenbreite von ebenfalls drei Metern besitzen und auch für den Übergang der schwersten Geschütze geeignet sind; Etappenstraßenbrücken, die mindestens sechs Meter breit und für alle auf großen Heeresstraßen zu erwartende Lasten befahrbar sind; zuletzt Kriegsbrücken für Voll- und Feldbahnen.

Jetzt haben wir unsere Vorkenntnisse schon derart erweitert, daß wir bei der Besichtigung der Brücke 1 im Panoramabild (Abb. 1), die in Abb. 2 vergrößert ist, sofort wissen, es handelt sich hier um einen behelfsmäßig gebauten Brückensteg. Er ist ein typisches Beispiel dafür, daß der gewandte Pionier sich niemals auf ein Schema beschränken darf, sondern seine Brücken mit den unglaublichsten Mitteln improvisiert. Wer hätte gedacht, daß man aus Protzen und alten Wagen so einfach ein Brückchen herstellen könnte! Es ist natürlich nur bei geringer Wassertiefe brauchbar. Doch die Fußtruppen sind dankbar, wenn ihnen

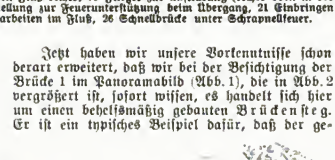


Abb. 3. Floßbalkensteg zum Überschreiten von Gewässern mit schwachem Strom.

durch solche einfachen Stege das Durchschreiten von Furten erspart wird. Einen ebenso praktischen Steg stellt die Brücke 2 dar, bezw. ihre vergrößerte Abb. 3. Dieser Floßbalkensteg ist nur bei schwachem Strome anzuwenden. Von der Tiefe des Gewässers hängt er weniger ab, als der Wagensteg 1. Besonders bei den heißen Kämpfen in Flandern, wo die vielen, schmalen Yserkanäle unseren Truppen als Hindernisse im Wege lagen, kamen derartige kleine Stege zur Anwendung, wie

Abb. 4. Behelfsbrücke mit untergelegten Holzstapeln bei weichem, nachgiebigem Untergrund (Sumpf).

sie auch Brücke 3, vergrößert in Abb. 4, veranschaulicht. Vor allem bei weichem, morastigem Untergrund bieten derartige Stapel aus Brettern oder Balken eine gute Unterlage, die nicht so rasch versinkt, wie etwa die stehenden Unterstützungen, „Böcke" genannt, der Brücke 4, die auf dem Panoramabild links vorn (7) nochmals vergrößert zu sehen ist. Man kann dort die dreieckigen Böcke erkennen, die mit Hilfe der Fähre 8 in den Flußgrund gesetzt wurden. Nicht weit davon steht auch die halb abgebrochene Scheune 6, welcher der Brückensteg 7 sein Entstehen verdankt, denn die beim Abbruch gewonnenen Bretter und Stangen waren das behelfsmäßige Baumaterial des Steges. Er ist im Grunde genommen ein doppelter Brückensteg. Es kann sowohl ein Mann hinüber, als auch gleichzeitig einer herüber laufen, was dem Verkehr sehr förderlich ist.

Trotzdem können die genannten kleinen Brückenstege natürlich nicht den Verkehr in gleichem Maße bewältigen, wie die frühere Straßenbrücke 5, deren Mittelpfeiler vom Feind beim Rückzug gründlich gesprengt wurde. Es war deshalb notwendig, in der Nähe der Hauptstraße eine größere Kolonnenbrücke zu errichten, auf der Infanterie- und Artillerie-Marschkolonnen ohne großen Zeitverlust hinüberrücken können. Anfänglich wurde deshalb aus dem Pioniergerät eine Kriegsbrücke 9 gebaut. Ihre Bauart zeigt Abbildung 5. Die für den Brückenschlag verfügbare Mannschaft wurde dabei zum Bau in einzelne Trupps eingeteilt, von denen jeder seine ganz bestimmte Aufgabe und Verrichtung hatte, nach der sich sodann die Stärke der Trupps richtete. Bei der streckenweisen Herstellung, das heißt dem Einbau einer Strecke nach der anderen, sind mehrere Trupps nötig, so der Einbautrupp, sowie Fahr-, Anker-, Tauanlegetrupps, Balken-, Brettertrupps und andere mehr. Jeder dieser Trupps besteht aus Unteroffizieren und mehreren Mannschaften. Der Brückenbau geht dann nach den Anweisungen des leitenden Offiziers vor sich; die Einzelarbeiten greifen ineinander über und in verhältnismäßig kurzer Zeit ist die Brücke fertig für den Betrieb.

Da man — wie wir schon früher sahen — das Pionierbrückengerät bald wieder bei der Truppe benötigt, um im Bewegungskrieg den nächsten Flußlauf zu überbrücken, so wird neben der Pontonbrücke 9 eine Behelfsbrücke 11 erstellt, deren Bestandteile in der Umgegend zusammengesucht werden, ähnlich, wie wir es bei dem Brückensteg 7 und der abgebrochenen Scheune 6 schon kennen gelernt haben. Besonderes Glück hatten die Truppen des Verfassers beim Brückenschlag über die Maas, wo an der Stelle des Überganges ein riesiger Zimmerplatz lag, in dem Balken, Bretter und Werkzeuge in Hülle und Fülle zu finden waren. Im allgemeinen ist jedoch das Zusammentragen des Arbeitsparkes eine mühevolle Beschäftigung, denn die Balken sind schwer und der Weg ist oft weit. Bretter und Balken, Draht, Stricke, Eisenklammern und Nägel werden peinlich geordnet in Stapeln und Haufen geschichtet. Geübte Zimmerleute sind schon an der Arbeit. Bereits werden Pfähle zugespitzt, Bretter gesägt und mächtige Handrammen hergestellt, die zum Einschlagen der Pfähle dienen sollen. Hat man aus den Seen, die vielleicht in der Nähe liegen, keine brauchbaren Kähne heranschleifen können, so muß man in Ermanglung dieser „schwimmenden Unterstützungen" „stehende Unterstützungen" einbauen. In unserem Panoramabild sehen wir mehrere derartige Unterstützungen in die Kolonnenbrücke eingebaut. Die am wenigsten sichtbare, aber sehr wichtige Unterstützung, ist die erste an Land, der „Landstoß" genannt. Man sieht ihn mit 10 bezeichnet auf dem jenseitigen Ufer bei der im Abbruch befindlichen Pontonbrücke (9). Als weitere Unterstützungen sieht man auf beiden Seiten je einen Balkenstapel (12) und in der Mitte drei „Pfahljoche". Deutlich sind die dicken Stämme zu erkennen, die durch quergenagelte Bretter mit Hilfe von Bandeisen fest zusammengefügt sind. Die einzelnen senkrechten Hauptstützen eines Pfahljoches, die „Jochpfähle",

Abb. 5. Kriegsbrücke aus Pioniergerät. (Fähre mit Landebrücken.)

sind am oberen Ende durch kleinere Balken, die „Holme", miteinander verbunden. Auf letzteren liegen sodann in der Brückenrichtung die großen, langen „Streckbalken". Darauf liegt der „Belag" aus Brettern, welche die Fahrbahn bilden. Ein Geländer bietet beim Übergange einigen Halt. Alle diese Teile sind gegen Abrutschen durch Klammern, angenagelte Brettstücke, eiserne Laschen oder durch Bunde gesichert.

Brücken größerer Tragfähigkeit oder von außerordentlicher Länge werden in ähnlicher Weise gebaut. So wurde im November 1915 bei Hoboken eine 365 m lange Brücke über die Schelde geschlagen, die auch für die schwersten Geschütze berechnet ist. Sie wird zwar kaum die längste Brücke dieses Krieges sein, trotz ihrer an-

Digitized by Google

sehnlichen Größe. Wahrscheinlich ist sie aber die stärkste der langen Brücken, die bisher deutsche Pioniere erbauten. Man kann sich annähernd einen Begriff von den Ausmessungen der Brücke machen, wenn man bedenkt, daß allein das Gewicht der verwendeten Stämme zusammen 13 000 Zentner beträgt! In 22 Tagen strengster und mühevollster Arbeit wurde der Brückenbau vollendet. Die vielen Schwierigkeiten dabei seien nur

Abb. 6. Brückensteg mit untergelegten Tonnen (Bier- oder Petroleumfässern).

durch die Nennung der Hauptschwierigkeiten angedeutet: die Schelde hatte zweimal täglich eine Ebbe und Flut, derzufolge Höhenunterschiede von 4—6 m auftraten. Ähnlich ungünstige Wasserverhältnisse machten die Erneuerung einer andern großen Brücke im besetzten Gebiet nötig. An Stelle der ursprünglich massiven Steinbrücke, die der Feind gesprengt hatte, und deren Pfeiler wüste Trümmerhaufen bildeten, wurde damals beim deutschen Vormarsch rasch eine neue, aus requirierten Lastkähnen gebaut. Sie genügte vorläufig dem Bedürfnis, doch im Laufe der Zeit änderte sich der Wasserstand des Flusses. Die Kähne, die als schwimmende Unterstützungen eingebaut waren, saßen an den beiden Ufern bald auf dem Grund auf. Nur in der Mitte des Flusses schwammen die Lastkähne noch. Für deutsche Gründlichkeit war das ein unhaltbarer Zustand, denn die schon vorhandene teilweise Senkung der Brücke zog die noch größere Gefahr des Knickens mit sich. Dazu steigerte sich der Verkehr mit der ständig vorrückenden deutschen Kampffront immer mehr. Eisgang und Hochwasser des herannahenden Winters mußte man auch erwarten, also arbeitete man eine Pfahlbaubrücke für das Flußbett aus und begann sofort mit ihrer Erstellung. Die Pfähle wurden aus einem benachbarten Park herausgeschlagen. Sie wurden zugespitzt, unten mit einem Eisen versehen und ins Wasser geworfen. Ein Boot mit Pionieren lenkte sie nach der Arbeitsstelle im Fluß, wo sie aufgewunden und von der Ramme mit ihrem 6 Zentner schweren Rammbär in das steinige Flußbett getrieben wurden, bis sie feststaßen.

Während die bisher genannten Brücken nicht im feindlichen Feuer hergestellt werden können, da ihr Bau zu viel Vorbereitungen, zu lange Zeit und ungestörtes Arbeiten erfordert, gibt es eine Art von Brücken, die sich besonders für Flußübergänge mitten im feindlichen Feuer eignet, die Schnellbrücken. Wir haben eingangs erwähnt, daß diese Schnellbrücken in ihrer Breite etwa den Brückenstegen entsprechen. Sie müssen also in größerer Anzahl hergestellt werden, wenn man auf ihrem schmalen Oberbau größere Truppenmengen trocken aufs jenseitige Ufer bringen will. Wir werden deshalb später noch sehen, wie man des Nachts einen Flußübergang mit anderen Mitteln bewerkstelligt, selbst wenn der Feind in der Nähe ist. Technisch sind gerade die Schnellbrücken sehr lehrreich. Man benötigt sie in taktischen Lagen, wie am 4. Oktober 1914, als der Übergang über die Nethe nach der Stadt Lier unternommen werden sollte, die noch in den Händen des Feindes war. Schon am Tag vorher waren Pioniere, die einen Übergang herstellen wollten, vom feindlichen Feuer so erfaßt worden, daß an eine Weiterarbeit vorerst an dieser Stelle nicht zu denken war. Bei einbrechender Dunkelheit ging ein Dutzend Pioniere mit einer Infanteriekompagnie vor bis an die gesprengte Straßenbrücke. Sofort wurde mit dem Bau der Schnellbrücke begonnen, wozu man Telegraphenstangen, Haustüren, Zäune, Bretter verwendete. Doch der Feind war aufmerksam geworden. Aus 500 m Entfernung eröffnete er ein heftiges Artillerie-, Gewehr- und Maschinengewehrfeuer, das glücklicherweise meist zu hoch ging. Nach annähernd einer halben Stunde war der Steg gebrauchsfertig. Zur selben Zeit trugen Kölner Pioniere eine Schnellbrücke aus Tonnen vor, die sie in einer Deckung hergestellt hatten. Sie war etwa gearbeitet wie die Brücke 21 in der Panoramaskizze, bezw. Abb. 6, und war für die stürmende Infanterie außerordentlich praktisch. Das Typische der Schnellbrücken ist, daß sie möglichst leicht und biegsam gebaut sind, so daß sie meist an Land hergestellt und von den Pionieren aus der schützenden Deckung des Arbeitsplatzes heraus rasch ins Wasser geschoben werden können. Als Schwimmkörper, die in diesem Fall Petroleumfässer waren, sind auch wasserdichte Blechgefäße, Futtersäcke, Kisten, mit Zeltbahnen umhüllt, und Wagenplanen brauchbar. Beim Vorschieben der Schnellbrücke auf den Fluß müssen auf dem vordersten Brückenglied einige Leute sein, die der Brücke, mit Stangen oder Spaten steuernd, die Richtung geben. Oder es müssen geübte Schwimmer vom jenseitigen Ufer die Brücke an Seilen zu sich hinüberziehen. Nach dem Hinüberschieben wird dann das vorderste Brückenglied mit den Seilen am jenseitigen Ufer festgehalten und durch ein Laufbrett mit dem Ufer

Abb. 7. Aus Zeltbahnbündeln und Gewehren hergestelltes Floß als Behelfsfahrzeug.

verbunden. Um der Brücke eine größere Festigkeit gegen Belastung, Wind und Strömung zu bieten, schlägt man am besten neben der Brücke lange Pfähle in den Grund und bindet die einzelnen Brückenglieder daran fest.

Patrouillen und kleinere Abteilungen werden beim Überschreiten von Flußläufen häufig auf die Anwendung von Schwimmkörpern angewiesen sein, auf welche die Waffen, die Kleidungsstücke und das Gepäck aufgelegt werden. Solche Schwimmkörper können hergestellt werden aus alten Tonnen, requirierten Waschfässern, Backtrögen, floßartig verbundenen Balken, die mit Scheunentoren bedeckt sind, ferner aus wasserdichten Futtersäcken, aus Wagenplanen oder Zeltbahnen,

Digitized by Google

die mit Binsen, trockenem Reisig oder Stroh gefüllt sind. Abb. 7 zeigt eines dieser Behelfsfahrzeuge, nämlich ein Floß, das aus drei Zeltbahnen, von denen jeder Infanterist eine bei sich trägt, zusammengeschnürt ist. Sogar Nichtschwimmer können auf diese Weise über den Fluß gelangen, indem sie sich an das Bündel hängen, das von einem Schwimmer gezogen oder mit dem Infanteriespanzzeug weitergerudert wird. Die Tragfähigkeit des Floßes kann man steigern, indem man

Abb. 8. Kunstvolleres Behelfsfahrzeug, eine sogenannte „Spinne" für 1 Mann.

aus je zwei Zeltbahnen ein Doppelbündel herstellt und diese zu einem richtigen Floß verbindet. Ein kunstvolleres Behelfsfahrzeug zeigt Abb. 8. In der Panoramaskizze sind bei 18 einige Schwimmkörper eingezeichnet. Besonders günstig ist diese Art des Übersetzens, wobei ein Schwimmer oder Ruderer seine Kameraden mit hinüberzieht, im Feuer feindlicher Posten, da die Köpfe der Schwimmer ein sehr unsicheres Ziel bieten. Auch Kavalleriepatrouillen können auf ähnliche Weise den Fluß überschreiten, denn fast alle Pferde können von Natur aus schwimmen. Die Pferde der Kavallerie werden außerdem zur Furchtlosigkeit beim Hineingehen in das Wasser erzogen, so daß sogar größere Kavallerieverbände ohne großen Zeitverlust Flußläufe durchschwimmen können. Die blanken Pferde werden von den Reitern, nachdem letztere hinderliche Bekleidungsstücke, wie Stiefel oder Lederhosen, abgelegt haben, möglichst rechtwinklig zur Flußrichtung in das Wasser geritten. Beginnen die Pferde zu schwimmen, so gleiten die Reiter nach der Seite, von welcher der Strom kommt, vom Pferde und halten sich an der Mähne oder am Schweife fest. So wird das Pferd nicht zu sehr belastet. Die vordersten Pferde der Kolonnen werden nun durch geübte Freischwimmer in der einzuschlagenden Richtung gehalten.

Eine weitere Möglichkeit des Überwindens von Flußübergängen ist das Übersetzen mit dem Kriegsbrückengerät oder beigetriebenen Fahrzeugen. Bei überraschenden Übergängen verwendet man die Pontons oder Stahlboote zum Übersetzen der Fußtruppen und abgesessener Kavallerie meist einzeln. Handelt es sich nicht um eine Überraschung des Feindes, oder müssen auch Pferde und Fahrzeuge übergesetzt werden, so stellt man zwei Boote zu einer Ruderfähre zusammen. Abbildung 9 zeigt eine Fähre aus beigetriebenen Kähnen im Bau, die Panoramaskizze bei 19 Fähren beim Übersetzen. Zur Herstellung der Fähre werden einzelne Flußfahrzeuge mit Balken und Brettern zusammengeschnürt und diese Tragedecke wird noch mit einem Geländer umgeben. Eine große Ruderfähre zeigt Abb. 10. Man sieht auf dieser Fähre ein Geschütz mit vier Pferden und acht Artilleristen verladen. Es könnten auch sieben Pferde mit Reitern oder ein Maschinengewehr mit Bespannung und Bedienung sein. Besondere Mühe macht oft das Verladen der Pferde. Man vermeidet, um sie nicht scheu zu machen, alle hastigen Bewegungen. Unruhige Pferde werden in die Mitte genommen oder bleiben zunächst zurück. Auf der Fähre selbst werden sie so gestellt, daß sie dem Strome entgegensehen. Das Geländer wird u. U. mit Stroh oder Strauch umwidelt, um ihnen ein Gefühl der Sicherheit vorzutäuschen. Besitzt man genügend Taue, so kann man die Fähre auch als Zugfähre verwenden oder sie als fliegende Brücke stetig von einem Ufer zum anderen ziehen bezw. treiben lassen.

Besonders tragfähige Fähren gilt es ferner zusammensetzen, wenn ganze Teile von Eisenbahnzügen befördert werden sollen. So gibt es an einer Stelle der Maas in Frankreich eine behelfsmäßige Eisenbahnfähre, die ein Meisterstück ihrer Art genannt werden darf. Es handelte sich darum, das prächtige Eruptivgestein einiger Schottergruben des Maastales für den Straßenbau auszunützen, damit nicht wie bisher der Schotter aus Deutschland in das Operationsgebiet hinausgeführt werden mußte, wobei aber eine Eisenbahnverbindung nötig wurde, die über den 80 m breiten Strom geführt werden mußte. Infolge von mancherlei Ufererschwierigkeiten hätte der Bau etwa sechs Wochen und eine Menge anderwärts nötiger Arbeitskräfte erfordert. Das Anschlußgleis wurde gelegt und zwei Brückenstege je am Ufer auf tief eingerammte Pfähle gesetzt. Ein bewegliches Endglied ermöglichte es, die Unregelmäßigkeiten des Wasserstandes von 1,50 m mit Hilfe einer Handwinde auszugleichen. Zum Fährschiff hatte man ein großes, kastenförmiges Lastschiff ausersehen, das kräftige Eisenwände besaß. Der ganze Oberbau wurde davon abgenommen und eine entsprechende Bettung für den Bahnkörper aufmontiert. In zehn Tagen war der Flußübergang gebrauchsfähig. Fünf vollbeladene Eisenbahnwagen fuhren zusammengekoppelt über den

Abb. 9. Eine Fähre aus Nachen, Brettern und Balken im Bau.

Brückensteg auf die Fähre, wurden dort übergesetzt und drüben wieder zu einem Zug zusammengestellt.

Wenn man solche Meisterstücke im Fährenbau und im Brückenschlag mit eigenen Augen gesehen hat, so wird man den Worten unseres Kaisers beipflichten, der bei der Fahrt über eine Notbrücke zu Ganghofer sagte: „Da ist keine Gefahr, was deutsche Pioniere bauen, das hält." Damit sollen auch diese technischen Betrachtungen der Flußübergänge abgeschlossen werden, zumal noch das nicht minder fesselnde Kapitel über die Taktik des Flußüberganges, die sich auf die bisher besprochene Technik stützt, zu besprechen ist.

Digitized by Google

Wir sahen schon, daß ein größerer Brückenbau in wirksamem feindlichen Feuer undurchführbar ist. Muß man befürchten, daß der Feind den Brückenschlag oder den nachherigen Übergang stört, so werden am diesseitigen Ufer zunächst „Sicherungstruppen", bestehend aus Artillerie, Infanterie und Maschinengewehren, in Stellung gehen, um den Übergang durch ihr Feuer zu schützen, wie es in der Panoramazeichnung bei 15, 20 u. 22 angedeutet ist. Andere Truppenabteilungen, die „Deckungstruppen", haben die Aufgabe, rasch überzusetzen und am anderen Ufer möglichst schnell so viel Gelände zu gewinnen, daß sie das feindliche Feuer so lange von den Brückenstellen fernhalten können, bis die inzwischen über die Brücke gegangenen Hauptabteilungen der eigenen Truppen in den Kampf eingreifen können. Meist bilden die Deckungstruppen einen großen Kreis um die Brückenstelle (23) und lehnen ihre Flügel an den Fluß an. Es ist dieses die ursprünglichste Form einer „Brückenkopfstellung". Besonders wenn das jenseitige Ufer vorläufig noch frei vom Gegner ist, oder die Aussicht besteht, einen zwischen den feindlichen und den eigenen Heeren liegenden Fluß vor dem Gegner zu erreichen, so wird durch beschleunigtes Übersetzen der Deckungstruppen versucht, dem Feinde in der Besetzung des jenseitigen Ufers zuvorzukommen. Die Kavalleriebrückenwagen und die Brückentrains, die leicht genug gebaut sind, um auch mit aufgesessenen Pionieren vorausfahren zu können, werden in schnellster Gangart vorgezogen. Ist hingegen der Feind schon am anderen Ufer angelangt, was man durch Patrouillen, die auf Behelfsfahrzeugen übersetzen und von feindlichen Postierungen unter Feuer genommen werden, feststellt, so muß der Übergang der Deckungstruppen und die Vertreibung des Gegners aus dem Vorgelände der Brückenstellung kämpfend erzwungen werden. Nur durch Überraschung kann es dann bei der Schwierigkeit im wirksamen feindlichen Infanteriefeuer gelingen, die Fahrzeuge ins Wasser zu bringen und den Übergang auszuführen.

Die einzelnen taktischen Handlungen eines gewaltsamen Überganges bestehen aus zwei Hauptepisoden, dem Schutze der Übergangsstelle durch Deckungs- und Sicherungstruppen und zweitens dem eigentlichen Übergang, der sich in das Übersetzen und die Brückenbenutzung nach vollendetem Brückenschlage teilt. Der Übergang der Deckungstruppen findet in diesem Krieg meist beim Morgengrauen und an mehreren Stellen gleichzeitig statt, um die gegnerischen Kräfte zu zersplittern und den Feind über den Ort des Hauptüberganges zu täuschen. Zu letzterem Zwecke können auch Scheinunternehmungen dienlich sein, wie Truppenentwicklungen an anderen Stellen oder Lärm und geräuschvolle Vorbereitungen, kilometerweit von der beabsichtigten Übergangsstelle entfernt. Inzwischen marschieren die Deckungstruppen schnell und geräuschlos an, setzen in bisher versteckten Pontons rasch über — jedes Gasponton faßt einen Halbzug der Infanterie — und bilden am jenseitigen Ufer Schützenlinien, wie bei 17 und 23 in dem Panoramabild dargestellt ist. Die Sicherungstruppen sind inzwischen an den Übergangsstellen am diesseitigen Ufer zunächst gedeckt in Bereitschaft, um bei der Entdeckung des Übergangs den Feind am jenseitigen Ufer mit ihrem Feuer zu überschütten und äußerstenfalls als Rückhalt zu dienen. Auch der Anmarsch der übrigen Truppen vollzieht sich tunlichst bei Dunkelheit und mit möglichster Ruhe. So werden gepflasterte Wegstrecken in der Nähe des Ufers, die man nicht umgehen kann, mit Stroh, Dung oder ähnlichen schalldämpfenden Stoffen belegt. Genau erkundete Anmarschwege, durch Befehl eindeutig bestimmte Haltepläße für bereitgestellte Infanterie (siehe 22 in der Panoramazeichnung) und ähnliche Vorbereitungen sind die unumgänglichen Vorbedingungen für den Erfolg. Sind die Deckungstruppen, bisweilen auch unter Zuhilfenahme von Schnellbrücken, auf das jenseitige Ufer hinübergeworfen worden und ist das unmittelbare Vorgelände vom Feinde gesäubert, so beginnt der Brückenschlag. Der leitende Pionieroffizier muß deshalb durch Signal oder Fernsprechverbindung mit dem Führer der Deckungstruppen enge Fühlung halten, damit er genau weiß, wann es die Lage am jenseitigen Ufer gestattet, mit dem Brückenschlag zu beginnen. Im Übersetzen wird nachher so lange fortgefahren, bis die Boote zum Brückenbau benötigt werden.

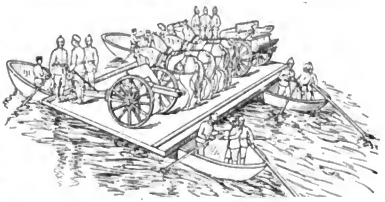


Abb 10. Eine größere, aus Kähnen erstellte Fähre mit voller Besatzung.

Einfacher zu bewerkstelligen ist ein Flußübergang beim Rückmarsch. Pioniere und Brückentrains werden vorausgesandt, um möglichst viele Brücken fertigzustellen. Der Übergang der letzten Deckungstruppen erfolgt durch Übersetzen, während möglichst schon die Brücken zerstört oder abgeschlagen werden. Ihre Überfahrt wird durch das Feuer der Sicherungstruppen, die am anderen Ufer zur Aufnahme bereit sind, geschützt.

Digitized by Google

Vermischtes.

Die neuen Riesenzeppeline. Für die Verkehrstechnik wird die Vernichtung der Entfernung künftig in noch gesteigertem Maße das erstrebenswerte Ziel bilden. Daß man die im Kriege errungenen großen Fortschritte auf dem Gebiete der Luftschiffahrt auch der Friedensarbeit dienstbar zu machen gedenkt, geht schon aus allen den durch die Presse gegangenen Mitteilungen von der beabsichtigten Amerikafahrt eines unserer neuesten Zeppelinschiffe hervor. Die „New York Worlb" schrieb unter anderem von diesen neuen Riesen-Zeppelinen, die über 240 Meter lang sein und an Maschinenleistung und Tragkraft den bisherigen Typ um ein Vielfaches übertreffen sollen, daß zwei von ihnen an einem Luftangriff auf England teilgenommen hätten und daß der eine davon bei der Rückkehr 380 km in 2 Stunden zurückgelegt habe. Berücksichtigt man nun, daß die Flugschiffe zwar bei widrigem Wind etwas aufgehalten werden, während umgekehrt Rückenwind der Verkürzung der Fahrzeit noch weiter zu statten kommt, und setzt man ihre Stundengeschwindigkeit sogar mit nur durchschnittlich 180 km an, so ergeben sich ganz überraschende Aussichten. Diese großen Verkehrsluftschiffe würden die Strecke Berlin—München (500 km Luftlinie) in etwa 3 Stunden, Berlin—Paris (890 km) in etwa 5 Stunden, Berlin—London (950 km) in etwa 5½ Stunden, Berlin—Rom (1200 km) in etwa 6¾ Stunden, Berlin—Madrid (1860 km) in etwa 10½ Stunden, Berlin—Konstantinopel (1320 km) in 7½ Stunden zurücklegen. Die Schnellzüge brauchen bekanntlich drei- bis viermal so lange. Noch erstaunlicher treten die Leistungen dieser Zeppeline bei überseefahrten hervor. Es läßt sich an Hand der gegebenen Daten leicht ausrechnen, daß sie die Strecke Berlin—Neuyork (etwa 6500 km Luftlinie) in 1½ Tagen bewältigen würden. Die Schnelldampfer der Hamburg-Amerika-Linie benötigen bekanntlich zur Überfahrt von Hamburg nach Neuyork 6—7 Tage. Zur Bewältigung der ungeheuren Strecken Berlin—Rio de Janeiro (etwa 11 000 km) benötigen die Zeppeline 2 Tage 12 Stunden, der Dampfer 26 Tage; für die Strecke Berlin—Duala/Kamerun (5500 km) 1¼ Tage, der Dampfer 25 Tage; für die Strecke Berlin—Swakopmund (8600 km) 2 Tage; für die Strecke Berlin—Kairo (2950 km) 16½ Stunden, also nicht ganz 1 Tag; für die Strecke Berlin—Kalkutta (7150 km) 1¾ Tage; für die Strecke Berlin—Canton (8800 km) rund 2 Tage, der Dampfer 60 Tage. Der kurze Zeitraum, in dem die Zeppelin-Luftschiffe sich aus unvollkommenen Anfängen zum brauchbaren Übersee-Luftschiff entwickelt haben, gibt uns die Hoffnung, daß auch die Verwirklichung der hier in Aussicht genommenen großen Ziele nicht lange mehr auf sich warten läßt.

Die Bauzeit eines Riesenmörsers. Zu den mannigfachen, von echt gallischer Erfindungsgabe zeugenden Mitteln, mit denen in Frankreich die verantwortlichen Schaumschläger immer wieder Eindruck zu machen und die Hoffnungen zu beleben verstehen, gehören u. a. auch ein paar riesige 41 cm-Granaten, die im Sommer 1916 ostentativ durch die belebtesten Straßen von Paris gefahren wurden und danach irgendwo, der allgemeinen Beschau zugänglich, aufgestellt worden sind. Sie sollten zu einem während des Krieges neu geschaffenen Riesenmörser gehören, der natürlich nach französischem Urteil unseren 42ern an furchtbarer Wirkung noch überlegen ist. Zu was wären sie uns drüben denn nicht überlegen! Auffallend ist nur, daß diesen Mörser selbst bis dahin noch niemand auch nur auf einem photographischen Bild zu sehen bekommen hat. Im Gegensatz zur deutschen Zurückhaltung sparen die Franzosen in ihren illustrierten Zeitschriften doch sonst keineswegs mit Abbildungen ihrer schweren Geschütze, zumal sich so was ja namentlich fürs Publikum daheim immer gut macht. Es gibt nun außerhalb Frankreichs skeptische Leute, die da munkeln, besagter französischer Mörser sei vorerst noch ein imaginäres Gebilde, ein echt französischer Bluff, denn zur Herstellung eines solchen neuartigen Riesengeschützes genügten nicht ein, nicht einmal zwei Jahre. Wie lange die Firma Krupp zur Fabrikation ihrer 42er benötigte, ist noch Geheimnis, aber die Vereinigten Staaten, die sich auf Geschütztechnik auch ein wenig verstehen, machen kein Hehl daraus, daß sie bei der Herstellung ihrer 40,6 cm-Küstengeschütze mit der Aufstellung der Spezialbearbeitungsmaschinen und Werkstatteinrichtungen und mit der Anfertigung des ersten Geschützes volle neun Jahre zu tun hatten, und dabei ist hierin die auf Entwurf- und Konstruktionszeichnungen verwendete Zeit noch nicht einmal eingerechnet.

Der „kluge Hans" von der Feldpost. Der Leiter einer Feldpostabteilung an der Front berichtet aus seinen feldpostalischen Kriegserlebnissen die nachstehende kleine Episode, die von der Weisheit des Pferdeverstandes ein gutes Beispiel gibt. Wir kamen, berichtet der Schreiber in der „Frkf. Ztg.", auf dem Marsche spät abends ins Quartier. Glücklich fanden sich noch für mich und die Sekretäre meiner Feldpostanstalt zwei kleine Stuben. Zwei Tische, eine Bank, zwei Stühle und eine Kinderbettstelle bildeten ihr Mobiliar. Daneben hatte es noch eine leere Küche sowie einen Abschlag, in dem eine Strohschütte lag. Zwei weitere Räume waren meinen Feldpostschaffnern und Feldpostillonen zugedacht. Aber diese erklärten, lieber im Freien in den Feldpostwagen schlafen zu wollen, da sie keine Lust verspürten, nach dem anstrengenden Tagesmarsche noch Schlachten mit dem Kleingetier zu schlagen, das sie wohl nicht mit Unrecht in dem Stroh und in den Ritzen der Fußböden und Wände der Behausung vermuteten. Für die Pferde hatten wir noch nichts Passendes ausfindig machen können. Eine unangenehme Sache in der stockfinsteren Nacht! Es blieb nichts anderes übrig, als sie abzuspannen und die Suche mit vereinten Kräften fortzusetzen. Vorerst aber trat ich in unser Haus, um dort eine Stearinkerze auf dem Tische aufzupflanzen und anzustecken als weithinleuchtendes Zeichen für etwaige andere Ankömmlinge, daß diese Stätte für die Nacht schon vermietet sei. Derweilen trat hinter mir noch jemand ins Haus und polterte fürchterlich. „Zu tappig," dachte ich bei mir, ohne mich umzudrehen, „die paar Treppenstufen kann man doch schließlich auch noch im Dunkeln sehen, ohne so entsetzlich

Digitized by Google

stolpern zu müssen." Aber statt aufzuhören, nahm das Getapse immer noch zu. Da wurde ich fuchtig und drehte mich um mit einem ganz gehörigen Anpfeifer auf der Zunge und erblickte nur eine Handbreite vor meinem Gesicht . . . einen Pferdekopf! Dem Gaule mochte das Warten draußen zu langweilig geworden sein. Vielleicht auch hatte er mich in der Dunkelheit für seinen Pferdepfleger gehalten und unser Quartier für einen Stall. Viel besser war es auch nicht. So war er mir einfach nachgestiefelt. Im ersten Augenblick hatte mich dieser nächtliche Zusammenstoß nicht wenig verblüfft. Dann aber mußte ich herzlich darüber lachen, wie selbständig solch ein Gaul sein kann und wie rasch in seinen Entschlüssen. Und in Anerkennung dessen wies ich dem klugen Hans von der Feldpost den Raum mit der Strohschütte als Nachtquartier zu. Postwendend nahm er ihn an.

Das erste Panzerschiff dürfte die holländische Fregatte „Finis Belli" gewesen sein, die im Jahre 1585 im Kriege der Generalstaaten gegen die Spanier verwendet wurde. Auf dem Deck des Schiffes war an jeder Seite eine Batterie von acht Kanonen aufgestellt, die durch eiserne Panzerplatten vollständig eingedeckt waren, um gegen feindliches Artilleriefeuer geschützt zu sein. Zwei riesige Rohre, die den Schornsteinen eines modernen Dampfers glichen, dienten als Ventilatoren und Abzugsschächte für den Rauch, der beim Abfeuern der Geschütze in dem Unterstand zurückblieb. Fast genau nach dem Plan des holländischen „Finis Belli" war das Panzerschiff „Meerimac" gebaut, das im Bürgerkriege der Union auf seiten der Nordstaaten kämpfte. In den siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts baute die russische Marine zwei völlig kreisrunde, durch Propeller getriebene Schiffe, den „Vizeadmiral Popoff" und „Nowgorod", die mit sechs mit Stahlplatten gepanzerten Kanonen und zwei Bombenwerfern ausgerüstet waren. Die Fahrzeuge kamen indes infolge ihrer plumpen Form auf offener See nicht vorwärts, und so konnten sie eigentlich nur bei der Küstenverteidigung Verwendung finden.

Dünamünde in der Kriegsgeschichte. Dünamünde, der befestigte Hafenort von Riga, ist aus einem von den Deutschrittern dort erbauten, festen Schloß hervorgegangen. Seit 1617 war es im Besitz der Schweden, wurde diesen aber im Verlauf des Nordischen Krieges durch einen Sturmangriff sächsischer Truppen entrissen (26. März 1700). Nach König August II. erhielt der Ort damals den Namen Augustusburg. — Im folgenden Jahre belagerte König Karl XII. den Ort mit zehnfacher Übermacht fünf Monate lang; erst viele Verluste durch Seuchen und völliger Mangel an Lebensmitteln erzwangen die Übergabe. Von 1947 Grenadieren waren nur 53 übriggeblieben, die nebst ihren Offizieren in Ehren abziehen durften. Seit 1710 ist Dünamünde in russischem Besitz. Seine Befestigungen liegen auf niedrigen, der Düna vorgelagerten Inseln. Diese schützen gleichzeitig ein großes, vier bis sechs Meter tiefes Hafenbassin, in dem bis zu 300 Schiffe mit entsprechendem Tiefgang überwintern können.

Der eiserne Feldgraue von Metz. Wie in vielen anderen Städten, so wurde im Herbst 1915 auch in Metz ein ehernes Standbild zum Zwecke der Benagelung auf dem mit Eichenholz verkleideten steinernen Sockel zugunsten des Roten Kreuzes errichtet. Der Gedanke der Nagelung stammt bekanntlich vom Eisernen Stock in Wien, wo die fahrenden Schlossergesellen und andere Handwerksburschen der Legende nach zum Dank für gastliche Aufnahme in einen Baumstumpf einen Nagel eingeschlagen haben sollen. Wenn diese Legende auch verschiedentlich bestritten wird, so hat doch unsere Zeit sie gern benutzt, sie in die Wirk-

Der eiserne Feldgraue von Metz.

lichkeit umzusetzen und so den Dank an unsere Feldgrauen durch solche Erinnerungszeichen für die Zukunft festzulegen. Der Ertrag dieser Nagelungen aber soll ihnen bezw. ihren Angehörigen zukommen. Zu den schönsten Figuren, die solchermaßen geschaffen wurden, gehört unstreitig der eiserne Feldgraue von Metz. In seiner massigen Gestalt hat er seinen dauernden Platz an dem alten Festungsmauerwerk der Zitadelle erhalten, wo er, den Blick scharf geradeaus nach Westen gerichtet, als ein Wächter erscheinen wird, als ein verkörpertes Symbol des Volkes in Waffen und der Wacht am Rhein, wie unsere Feldgrauen draußen es nun mehr als zwei Jahre selber schon sind. Die Vorderseite des Sockels ziert der Reichsadler mit dem markigen Spruch:

Digitized by Google

Lasset unsere Herzen schlagen zu Gott
Und unsere Fäuste auf den Feind.
Eisern sei der Wille zum Sieg.

— Die Gesamthöhe des Denkmals beträgt 6 m; der Schöpfer dieses kraftvollen Metzer Gedenkzeichens ist der Bildhauer Hildebrand in Metz. -z-

Das Militärtestament im Krieg. Zu dem an dieser Stelle vor einiger Zeit über das Militärtestament veröffentlichten Beitrag wird uns von sachverständiger Seite noch mitgeteilt, daß die von Kriegsteilnehmern im Felde errichteten eigenhändigen Testamente nicht mit Angabe von Ort und Tag der Errichtung versehen zu sein brauchen, es genügt gemäß § 44 des Reichs-Militärgesetzes vom 2. Mai 1874 vielmehr, wenn die Verfügung von dem Testator eigenhändig geschrieben und unterschrieben ist. Diese Bestimmung ist durch das Bürgerliche Gesetzbuch nicht aufgehoben, sondern durch Artikel 44 des Einführungsgesetzes hiezu und durch § 2 der Bundesratsverordnung vom 14. Januar 1915 über die freiwillige Gerichtsbarkeit von Heer und Marine auf die Marine ausgedehnt worden. Derartige Verfügungen verlieren eine Zeit nach Demobilmachung ihre Gültigkeit, worüber die angeführten Bestimmungen das Nähere enthalten.

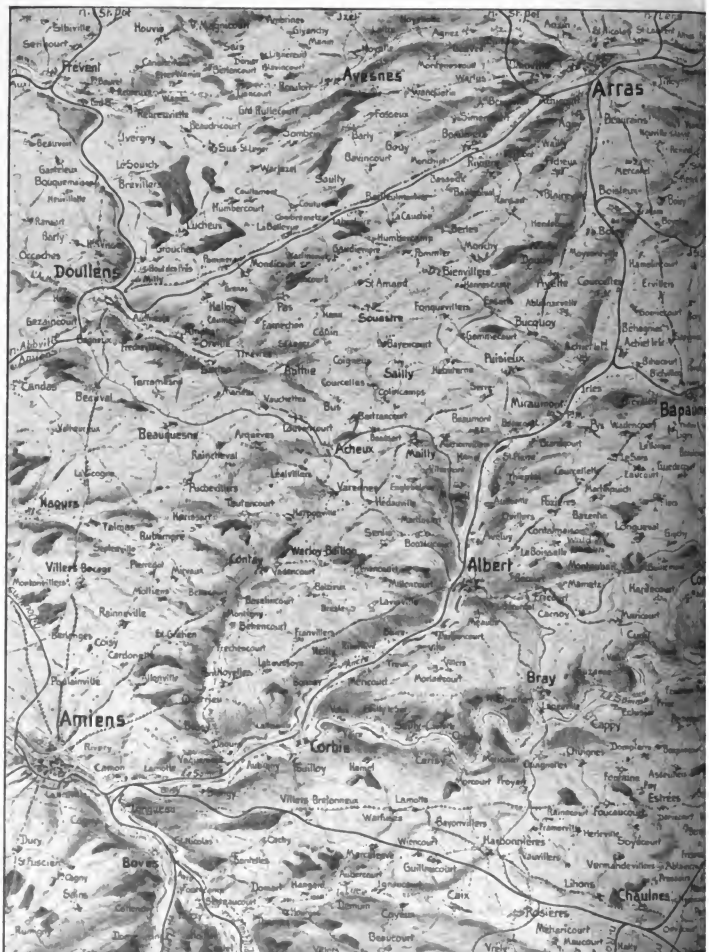
B. K.

Ein unerschrockener Soldat. (Mitgeteilt vom Kgl. württ. Kriegsministerium.) Nach dreimaligen Niederlagen zogen sich die immer noch zahlreichen Feinde in ihre letzte und stärkste Hauptstellung im Gebirgslande zurück. Auf steil ansteigenden Höhen lagen drei Reihen wohlausgebauter Schützengräben hintereinander, welche vom Füsilierregiment 122 erstürmt wurden. Dabei zeichnete sich Unteroffizier Kappler (1. Komp.) besonders aus. In der Morgendämmerung trat die 1. Kompagnie zum Angriff an. Kappler mit seiner Gruppe ging als Sicherung voraus. Am jenseitigen Ufer eines hochangeschwollenen Flusses überraschte er einen feindlichen Doppelposten und schoß ihn ab. Dann traf er drei Infanteristen, die er durch eine Handgranate tötete. Gleich darauf stieß er auf den ersten feindlichen Graben. Die Besatzung, durch die Schüsse auf den Doppelposten und durch den Knall der Handgranate aufmerksam geworden, feuert. Von vorne, von rechts, von links pfeifen die Geschosse um das kleine Häuflein. Ein weniger schneidiger Mann hätte sich

Alarm im Unterstand. Nach einer Tonzeichnung von Kunstmaler Fritz Bergen.

hingelegt und das Herankommen der Kompagnie abgewartet. Der Unteroffizier Kappler jedoch unternahm selbständig mit seinen 8 Mann einen Angriff, stürmte gegen den vollbesetzten feuernden Graben an, ließ auf nächste Entfernung Handgranaten auf dessen Besatzung schleudern und brach in den Graben ein. 1 Offizier, 2 Zugführer, 23 Mann wurden auf dem engen Raume überwältigt und gefangen. Die heraneilende Kompagnie drang rechts und links anschließend in den Schützengraben ein. So fiel der erste Teil der feindlichen Stellung. Auf allen Kriegsschauplätzen im Westen, Osten und Südosten hat Kappler als Patrouilleuführer hervorragendes geleistet, wie er auch in den zahlreichen Gefechten seine Gruppe stets mit rücksichtslosem Schneid an den Feind geführt hat. Wohlverdient und mit Stolz kann er daher seine ihm verliehenen hohen Auszeichnungen (Eisernes Kreuz 1. Klasse und Goldene Militärverdienstmedaille) tragen.

Digitized by Google

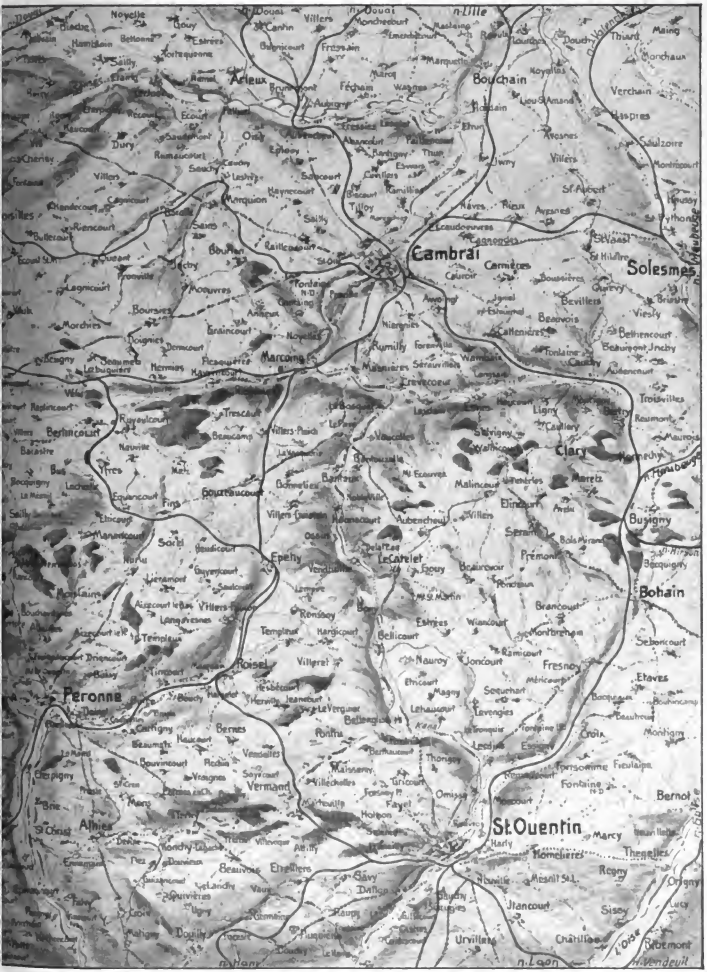


Kampfgebiet zwisch

(Amiens – Arras –

Beilage zu der illustrierten Kriegschronik „Der Krieg"
(monatlich 2 Hefte zu je 30 Pfg.)
Franckh'sche Verlagshandlung, Stuttgart

Digitized by Google



Somme und Ancre

(paume – Peronne)

Digitized by Google

Nicht an dem einzelnen Wohl oder Wehe der Stunde, nicht an dem scheinbaren Vorteil des Einzelnen in Deutschlands weiten Grenzen sollen wir hangen, sondern das ganze Vaterland im Auge, das Wohl und Wehe des gesamten Vaterlandes im Herzen haben; wir sollen das Gefühl und den Gedanken in uns heiligen, daß das ganze Deutschland ein ewiges sein und bleiben muß.

Ernst Moritz Arndt.

Chronik des Krieges.

Vom 9. bis 23. August 1916.

9. August. Englische Angriffe nördlich der Somme werden durch das deutsche Feuer unterbunden, wiederholte französische bei Maurepas scheitern vollständig. Rechts der Maas hat die Kampftätigkeit nachgelassen. Französischer Fliegerangriff auf Rottweil. Erfolge deutscher Flieger am Kanal gegen leichte englische Seestreitkräfte und im Raume von Riga gegen die russischen Flugstationen auf der Insel Ösel. — Die Russen erschöpfen sich in weiteren Sturmläufen, aber alle ihre Teilvorstöße bleiben erfolglos. Namentlich am Stochod erleiden sie eine schwere Niederlage. — Die Österreicher und Ungarn räumen die Stadt Görz, behaupten sich aber in ihren Höhenstellungen auf dem östlichen Isonzouser. Österreichische Flugzeuggeschwader bombardieren Venedig. — Türkische Erfolge gegen die Russen am Engpaß von Sagna (Persien) und in den Pässen nördlich von Bitlis und Musch. Beide Städte sind von den Türken besetzt.

10. August. Ergebnislose englisch-französische Angriffe nördlich der Somme. — Russische Teilangriffe bei Smorgon und am Nobelsee werden abgewiesen. Die bei Zalocze entbrannten Kämpfe nehmen größere Ausdehnung an, doch wird der russische Angriff durch deutsche Gegenstöße überall zum Stehen gebracht. Ähnlich verlaufen die Dinge im Raume von Monasterczyska. In den Karpathen bemühen sich die Russen vergeblich, die von den Verbündeten errungenen Vorteile wieder auszugleichen. Dagegen räumen die Österreicher und Ungarn Stanislau. Auch Delatyn wird von den Russen genommen. — Die Italiener greifen die östlichen Isonzohöhen mit beträchtlichen Kräften an, werden aber zurückgeschlagen. Ebenso mißglücken ihre Vorstöße in den Dolomiten. Erneute österreichische Luftangriffe auf Venedig. — Schwächliche feindliche Angriffe am Doiran-See werden mühelos abgewiesen.

11. August. Starke englische Angriffe nördlich der Somme, namentlich bei Thiepval, Guillemont, Pozières, französische bei Maurepas und südlich des Flusses bei Barleux. Die deutschen Fronten halten überall stand. Rechts der Maas wird hauptsächlich beim Werk Thiaumont gekämpft. — Die Gefechtstätigkeit auf der Ostfront ist merklich abgeflaut. Erfolgreicher deutscher Gegenstoß östlich Kowel. Auch in den Karpathen bleiben die Verbündeten bei Zabie im Vorteil. — Die Italiener versuchen vergeblich, sich näher an die österreichisch-ungarische Front östlich Görz heranzuschieben. Glückliche Patrouillenkämpfe an der Tiroler-Front. Die österreichischen Seeflugzeuge sind mit Erfolg gegen die italienischen Batterien an der Isonzomündung tätig. — In Persien werden die Russen auf Essadabad zurückgeworfen. Auch am Wansee machen die Türken Fortschritte.

12. August. Auf der Westfront rassen die Gegner alle Kräfte zu einem großen einheitlichen Vorstoß nördlich der Somme zusammen; dieser bricht aber blutig zusammen. Schwere Nahkämpfe bei Maurepas. Französischer Mißerfolg bei Biaches. — Westlich Monasterczyska werden die Russen durch Gegenstöße zurückgeworfen. Auch südwestlich von Worochta erleiden sie einen Mißerfolg. Westlich Stanislau vermögen sie gleichfalls nicht vorwärts zu kommen. — Verschiedene italienische Sturmangriffe östlich Görz scheitern. Zerstörung der italienischen Luftschiffhalle bei Venedig durch ein österreichisches Fliegergeschwader. — Ein englischer Zerstörer fällt unweit der holländischen Küste einer Mine zum Opfer.

13. August. Der geringe Geländegewinn, den die Feinde im Sommegebiet beim letzten großen Angriff gemacht haben, wird durch deutsche Gegenstöße fast völlig ausgeglichen. — An der Ostfront nur kleinere Gefechte, die zum Nachteil der Russen ausfallen. Bei Poblamien scheitert ein russischer Massenangriff. Südlich des Dnjester wird eine russische Kavalleriebrigade zersprengt. — Fortsetzung der vergeblichen italienischen Angriffe gegen die österreichisch-ungarischen Stellungen östlich Görz. Lebhafte Tätigkeit deutscher Tauchboote im Kanal, wo ihnen auch ein englischer Zerstörer zum Opfer fällt. — Türkischer Sieg über die Russen bei Hamadam.

14. August. Engländer und Franzosen erneuern hartnäckig ihre Angriffe im Sommegebiet,

Digitized by Google

kommen aber nirgends vorwärts. — Erfolgreicher Angriff deutscher Seeflugzeuge auf die russischen Fliegerstationen. Gute Fortschritte der Österreicher und Ungarn in den Waldkarpathen, wo aber auch die Russen im Tartarowpaß etwas vorwärtskommen. Russische Massenangriffe westlich Monasterczyska scheitern völlig. Die Armee Bothmer schlägt gleichfalls starke russische Angriffe ab. — Die Österreicher und Ungarn behaupten sich siegreich gegen erneute italien. Massenangriffe östlich des Ssonzo.

15. **August.** Erhöhte Gefechtstätigkeit im Aisnegebiet. Die Engländer werden bei Pozières zurückgeschlagen. — Die Russen werden von ihren Höhenstellungen nördlich Capul verdrängt. Fortsetzung der Kämpfe bei Monasterczyska. — Wiederholte erfolglose Angriffe der Italiener im Raume von Görz. — Glückliches Vorpostengefecht am Doiransee.

16. **August.** Erbitterter Kampf bei Pozières und bei Guillemont. Südlich der Somme wird bei Belloy gekämpft. — Russische Vorstöße westlich Zaloczę werden abgewiesen. Auch solche bei Pieniaki brechen blutig zusammen. Beim Capul werden den Russen weitere Höhen entrissen. — Neue Mißerfolge der Italiener an der Ssonzofront. Österreichische Fluggeschwader bombardieren Venedig.

17. **August.** Nördlich der Somme setzt der Feind seine starken Anstrengungen ohne Rücksicht auf die schweren Opfer fort. Großen Erfolg vermögen weder die Engländer noch die Franzosen zu erzielen. Auch rechts der Maas flammen die Kämpfe beim Werk Thiaumont und um das Dorf Fleury wieder auf. — Eingreifen türkischer Truppen in die Kämpfe in Galizien. — Die italienischen Angriffe im Raume von Görz lassen nach. — Sieg der Bulgaren über die Serben bei Florina. — Mißliche Lage der Engländer im Tigrisgebiet. — Die Engländer besetzen Bagamoyo.

18. **August.** Die deutsche Front im Sommegebiet trotzt kraftvoll einer neuen gewaltigen Kraftanstrengung des Feindes. Nur zwischen Guillemont und Maurepas muß die deutsche Linie etwas verkürzt werden. Auch auf dem rechten Maasufer dauert das erbitterte Ringen an. — Erfolgreiche Gefechte am Nobelsee. Erstürmung der Maguraköhe. Die Österreicher und Ungarn behaupten sich gegen einen russischen Vorstoß nordwestlich Stanislau, müssen aber westlich Zabie etwas zurückgehen. — Glückliches Vorpostengefecht gegen die Italiener an der Cima di Boche. — Die Bulgaren erweitern den bei Florina erstrittenen Erfolg, weisen am Doiransee feindliche Vorstöße ab und überschreiten den Brundibalkan.

19. **August.** Seegefecht in der Nordsee, wobei die Engländer zwei kleine Kreuzer und einen Zerstörer verlieren. — Auf der Westfront flauen die Kämpfe im Sommegebiet ab, während sie rechts der Maas ergebnislos fortdauern. — Erfolgreicher deutscher Teilvorstoß am Stochod. In den Waldkarpathen wird die Höhe Kreta genommen, und russische Gegenangriffe an der Maguraköhe werden abgeschlagen. — Auf dem mazedonischen Kriegsschauplatz entwickelt sich eine deutsch-bulgarische Offensive. Die Serben werden am Ostrowoseе geschlagen, die Stadt Banica wird eingenommen, Demir Hissar wird von den Bulgaren besetzt. — In Persien werden die Russen zum Rückzug auf Ochnu gezwungen.

20. **August.** Auf der Westfront nur zusammenhanglose kleinere Kämpfe. — Am Stochod greifen die Russen wieder mit starken Kräften an, ohne Erfolg zu erzielen. Russische Gegenangriffe am Berge Kreta mißglücken. Lebhafte Kämpfe am Tartarowpaß. — Die Engländer und Franzosen werden von den Bulgaren über die Struma zurückgeworfen. Am Doiransee und im Wardartal lebhafte Artilleriekämpfe. Die Höhenzüge südwestlich Florina werden gestürmt. Landung italienischer Truppen in Saloniki.

21. **August.** Wiederaufleben der schweren Kämpfe an der Somme. Siegreiche Verteidigung des Dorfes Guillemont durch die Württemberger; auch sonst vermögen die Feinde nur ganz winzige Vorteile zu erstreiten, die sie mit furchtbaren Verlusten erkaufen. — Erfolgreiche Unternehmungen gegen die Russen am Stochod, bei Smolarn und Zielone. Russische Gegenangriffe in den Waldkarpathen bleiben ohne Erfolg. — Auf dem mazedonischen Ostflügel wird eine französische Brigade von den Bulgaren zersprengt. Auf dem Westflügel nehmen die Bulgaren die feindlichen Stellungen an der Malka-Ridze-Planina und weisen alle serbischen Gegenangriffe ab.

22. **August.** Die Engländer setzen nördlich der Somme ihre vergebl. Anstrengungen fort. Südl. des Flusses werden die Franzosen etwas zurückgedrängt. Auch rechts der Maas bleiben die Deutschen im Vorteil. — Erstürmung russischer Stellungen an der Stara Wipczyna; bei Zabie werden russische Vorstöße abgeschlagen. — Glückliche Patrouillengefechte gegen die Italiener im Fleinstal. — Weitere Zurückdrängung der Serben auf dem mazedonischen Westflügel. Im Kampfgebiet von Balona macht sich erhöhte Gefechtstätigkeit geltend. — Das Großkampfschiff „Westfalen" ist durch ein englisches Tauchboot leicht beschädigt worden. An der kurländischen Küste wird ein russisches Torpedoboot schwer beschädigt. Glückliche Heimkehr des Handelsunterseebootes „Deutschland".

23. **August.** Erneute Angriffe der Engländer nördlich der Somme werden zum Scheitern gebracht. Heftige Kämpfe auf dem rechten Maasufer. — Auf der Ostfront nur Vorpostengefechte. — Italienische Angriffe in den Fassanaalpen werden abgeschlagen. — Die Bulgaren besetzen die Stadt Kastoria und säubern das linke Strumaufer vollends vom Feind.

Digitized by Google

Illustrierte Kriegsberichte.

Das Abenteuer von Gallipoli.

Von **Dr. Kurt Floericke.** Mit 7 Abbildungen.

Schluß.

III. Die Schlacht bei Anaforta und der Kehraus.

So konnte es natürlich nicht weitergehen. Das sah selbst der starre Hochmut eines Hamilton ein. Der britische Feldherr kam deshalb zu dem Entschluß, die frontal anscheinend unbezwingliche türkische Stellung durch einen weit nördlich angesetzten Flankenangriff aufzurollen, sie im Rücken zu packen und nach Maidos zu werfen und zugleich von Bulair und der Verbindung mit dem Festlande abzuschneiden. Zu diesem Zwecke sollte eine neue große Landung frischer Streitkräfte in der Suvlabucht, nördlich von der australischen Stellung bei Ari Burnu bewerkstelligt werden, und die Vorbereitungen dazu wurden auf Grund der früher gemachten Erfahrungen so umsichtig getroffen und so streng geheim gehalten, daß sich die Türken tatsächlich überraschen ließen und damit die erste Vorbedingung für das Gelingen erfüllt zu sein schien. Allerdings war Albion, das ja von Anfang an das Schwungrad bei dem ganzen Dardanellenunternehmen gebildet hatte, diesmal auf die eigene Kraft angewiesen, denn Frankreich hatte die Sache offenbar schon herzlich satt, spielte nur noch den Mitläufer, und der kluge Joffre hütete sich wohl, neue Verstärkungen, die er anderwärts so bitter nötig hatte, in den unersättlichen Dardanellenschlund zu werfen, ebenso wie Cadorna mit vollem Recht sich nicht zur Teilnahme an dem männermordenden Abenteuer von Gallipoli verleiten ließ. Das neue Landungskorps bestand also diesmal ausschließlich aus allerdings sehr bunt zusammengewürfelten englischen Truppen, wobei man aber nach bewährtem Rezept Kanadier, Iren, Australier, Neuseeländer, Gurkhas und Maoris in die vorderste Reihe schob, also Völkerschaften, die der Vollblutbrite im Krieg als billiges Kanonenfutter anzusehen sich gewöhnt hat. Um jeden Preis sollte diesmal der Vormarsch nach Bulair erzwungen werden, nicht um, wie einst die Ahnen, das Kreuz an Stelle des Halbmonds aufzupflanzen, sondern um die Allgewalt des wucherischen Pfundes Sterling gegen den türkischen Piaster durchzusetzen. Die Umgehung der starken türkischen Stellung bei Krithia mußte ja endlich das Völkertor der Dardanellen aufsprengen und den unmittelbaren Weg nach Stambul öffnen. Ein flammendes Wahrzeichen englischer Kriegskunst und Tapferkeit sollten die Hügel von Anaforta werden, ein Wegweiser für die das wahre Heil noch suchenden Balkanstaa-

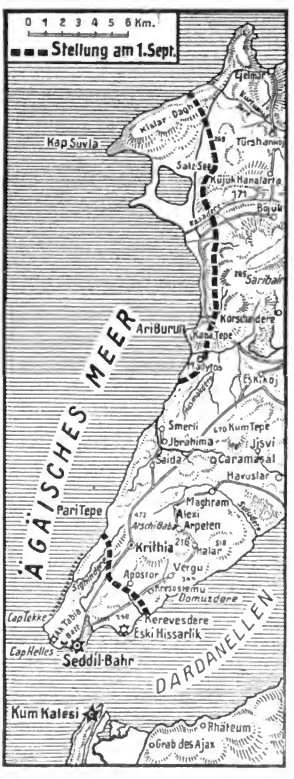


Abb. 1. Die Stellungen der Verbündeten ab Sept. 1915.

Digitized by Google

ten. Ein solcher Wegweiser sind sie in der Tat geworden, wenn auch nicht in dem von England gewünschten Sinne. Zur Unterstützung des großen neuen Unternehmens, zur Ablenkung der türkischen Aufmerksamkeit und zur Zersplitterung der feindlichen Streitkräfte sollten die an der Südspitze der Halbinsel eingegrabenen englisch-französischen Streitkräfte nochmals einen allgemeinen Frontalangriff gegen die Stellung von Krithia machen. Weiter sollten die bei Kaba Tepe liegenden Australier sich der beherrschenden Höhenzüge südlich des Kasadere bemächtigen und dadurch die unmittelbare Verbindung mit dem frischen Landungskorps herstellen. Endlich sollte auch noch eine Scheinlandung an der Nordküste des Golfes von Saros bei Karatschali vorgenommen werden. Sie wurde aber nur matt durchgeführt, daher sofort als bloße Demonstration erkannt und verfehlte somit ihren Zweck. Die Engländer setzten hier kaum 350 Mann ans Land, die von der türkischen Küstenwache alsbald mit einem Verluste von 20 Toten auf ihre Boote zurückgetrieben wurden. Im allgemeinen war Hamiltons Plan jedenfalls nicht übel, vielmehr recht vielversprechend, aber der General unterschätzte abermals die zähe Widerstandskraft der Türken und hatte überdies keine kampfgewohnten Truppen zur Verfügung, sondern flüchtig ausgebildete Einheiten, die nicht durchhielten und gerade im entscheidenden Augenblick versagten und zusammenklappten. Auch geht aus seinem eigenen Bericht über die Schlacht bei Anafortа klar hervor, daß die englischen Stäbe ein auf wissenschaftlicher Methode aufgebautes und bis in alle Einzelheiten hinein ausgearbeitetes Angriffsverfahren nicht in Fluß zu bringen vermögen, so gut ihr militärischer Instinkt sie auch berät und so tapfer die Truppe auch ficht. Der an sich gut angesetzte Flankenstoß an der Suvlabai war zum Scheitern verurteilt, weil die schwerfällige Operationsfähigkeit der englischen Truppen nicht hinreichte, das überraschungsmoment auszunützen. Auf der anderen Seite bewährten sich der von deutschen Offizieren eingerichtete Meldedienst und die leichte Beweglichkeit der türkischen Streitkräfte wiederum glänzend. Obwohl man durch die Landung bis zu einem gewissen Grade überrascht wurde, stießen die Engländer doch schon nach 2½ stündigem Marsche auf starke türkische Truppenkörper, die bald bis auf 70000 Mann anschwollen. Die ganze Halbinsel war ja mit einem Netz von Telephon- und Telegraphendrähten und guten Anmarschstraßen überzogen. Da die Türken jede Bergkuppe und jede Hügelreihe zu einer Festung ausgebaut und überall weittragende Batterien aufgestellt hatten, glich sie einem ungeheuren Stacheligel, der seine spitzen Stacheln auf allen Seiten dräuend gegen jeden Widersacher kehrte. Auch die Beschaffenheit des Geländes war für den Angreifer überaus ungünstig, in noch viel höherem Grade als an der Südspitze der Halbinsel. Es ist ungemein zerklüftet, meist kahler, verwitterter Kalkfels, dazwischen dorniges Strauchwerk und niedrige Büsche; nur ab und zu tasten mit hageren Wipfeln ein paar Laubbäume in die Luft, ob nicht der feindliche Sturm nahe sei und ihnen ihr karges Dasein verkürzen will, an dem sie mit dürstenden Wurzeln hängen. Die zahlreichen Schluchten sind so tief und steil, daß man sie nur an bestimmten Stellen überschreiten kann und ein Fehltritt oft den Sturz in einen gähnenden Abgrund bedeutet. Die Hügel bilden ein so wirres Durcheinander, daß von einem regelrechten Vorgehen der Truppen in geschlossenen Verbänden keine Rede sein kann, sondern alles der Initiative des einzelnen Mannes überlassen bleibt. Längs der Seeküste zieht sich eine weite Grasebene hin, die teilweise auch mit niedrigen Bäumen und dichtem Gestrüpp bedeckt ist. Die beiden Arme der Bucht sind durch eine schmale Sandbank verbunden, hinter der sich ein salziger Binnensee ausbreitet; im Sommer trocknet er teilweise aus, nach Regen verwandelt er sich in unergründlichen Morast. Truppen standen für die Landung in genügender Menge zu Gebote. Es waren 5 Infanteriedivisionen, und zwar 3 Kitchenersche und 2 Territorialdivisionen, 2 Kavalleriedivisionen ohne Pferde, die also auch nur als Fußvolk verwendet wurden, dazu zahlreiche Artillerie und farbige Hilfstruppen, im ganzen etwa 115—120000 Mann. Zwei Divisionen wurden gleich am 7. August gelandet, die übrigen folgten während der nächsten Tage staffelweise. Noch einmal lächelte hier das launische Kriegsglück den Engländern, denn das Wetter war ihnen hold, so daß die großen technischen Schwierigkeiten eines so umfassenden Landungsversuches verhältnismäßig leicht überwunden werden konnten, und er kam überdies den Türken überraschend, da sie ihn eher noch weiter nördlich erwartet und deshalb dort größere Truppenverbände angehäuft und zahlreiche Kontaktminen gelegt hatten, während an der Suvlabai selbst nur dünne Postenketten standen. Doch stellte es sich auch hier bald wieder heraus, daß mit einer geglückten Landung an sich noch gar nichts gewonnen ist. Auch zeigte es sich, daß die Türken in ihren Erwartungen

Digitized by Google

eigentlich ganz richtig gerechnet hatten, denn der von ihnen vermutete Landungsplatz war viel günstiger als der von den Engländern wirklich erwählte bei Kuchuk Kemikei, da dieser von einem beherrschenden Halbkranz steiler Höhen eingefaßt war, in deren Besitz die Verteidiger den Angreifer unter konzentrisches Feuer nehmen konnten. Auch wurde nach der wider Erwarten gut verlaufenen Landung der Angriff der Engländer nicht rasch genug entwickelt und blieb deshalb bald genug wieder stecken.

Betrachten wir zunächst kurz den Verlauf der beiden großen Unterstützungsoperationen! Auf der Front von Krithia wurden alle Angriffe der Verbündeten restlos abgeschlagen, und sie erlitten dabei abermals die fürchterlichsten Verluste. Eine indische Brigade wurde derart mitgenommen, daß man die Unmöglichkeit einsah, sie als geschlossene Einheit beizubehalten, und ihre Reste bei den Ausrüstungskolonnen verwendete. Einige französische Bataillone schmolzen auf ein Viertel ihres Bestandes zusammen und mußten zu drei oder vier zusammen neue Bataillone bilden. Wo immer das türkische Artilleriefeuer einsetzte, wo immer die türkischen Bajonettstürme anbrandeten, da mußten die Verbündeten weichen. Ihre Erfolge blieben gleich Null, auch nicht ein Fußbreit Boden wurde gewonnen. Dagegen hatten die Australier bei Kaba Tepe diesmal ihren Ehrentag, und auch die ihnen zur Unterstützung beigegebenen Maoris zeigten sich sehr kühn und schlugen sich ausgezeichnet. Ihr durch ein schreckliches Bombardement am 6. gut vorbereiteter Angriff richtete sich gegen die wichtigen Hügelketten von Sari Bahr und Chunuk Bahr und hatte am 7. zunächst vollen Erfolg, was um so anerkennenswerter ist, als gerade hier das gestrüppbedeckte, unübersichtliche Gelände mit seinen steilen Hängen und tiefen Schluchten einem raschen Vordringen die größten Schwierigkeiten bereitet. Eine Brigade erreichte sogar den Kamm des Höhenzuges von Chunuk Bahr und damit die höchste, vorgeschobenste und wichtigste Stellung, die die Engländer auf Gallipoli überhaupt während des ganzen Feldzugs in Besitz genommen haben. Erleichtert wurde diese rühmliche Waffentat dadurch, daß die schwere Land- und Schiffsartillerie der Engländer die mit allergrößter Tapferkeit aus ihren Gräben zum Gegenangriff vorbrechenden Türken wirkungsvoll unter Feuer nahm und den ganzen Tag über in Schach hielt. Durch einen gelungenen Nachtangriff konnte sogar die unmittelbare Verbindung über den Karabere hinweg mit den östlich des Salzsees stehenden neuen Landungstruppen hergestellt werden, so daß sich nun eine ununterbrochene englische Frontlinie vom Kislar Dagh bis Kaba Tepe ergab. Als dann aber das heiße Ringen um die Höhen von

bb. 2. Skizze zu den letzten Kämpfen bei Seddil Bahr im Januar 1916.

Anaforta einen für die Engländer so ungünstigen Verlauf nahm, konnten auch die dadurch in ihrer linken Flanke entblößten Australier die so tapfer erstrittenen Vorteile nicht für die Dauer behaupten, sondern mußten unter Aufgabe des blutgetränkten Höhenkamms wieder zurückgenommen werden. Immerhin hatte ihre bisher so eingeschnürte und unbequeme Stellung durch diese Kämpfe eine nicht unwesentliche Verbesserung erfahren.

Das neue Landungskorps nebst seinem zahlreichen Kriegsgerät wurde, nachdem alle Vorbereitungen bis in die kleinsten Einzelheiten hinein aufs sorgfältigste getroffen worden waren,

Digitized by Google

am 6. August im Hafen von Imbros eingeschifft und hatte von da nur 14 englische Meilen bis zur Suvlabucht zurückzulegen. Die nach dem langen Warten in übermütiger Stimmung befindlichen und vor Kampflust glühenden Truppen erfuhren allerdings selbst erst im letzten Augenblick, wohin die Reise eigentlich gehen sollte, denn das ganze Unternehmen wurde streng geheim gehalten. Wie eingepökelte Heringe standen sie dicht gedrängt, nur mit ihren Waffen und zwei Tagesrationen versehen, an Bord der Kriegs- und Transportschiffe und hatten hier einige höllisch unbequeme Stunden durchzumachen, ehe sie zum ersten Male an den Feind herankamen. Es war 1/2 10 Uhr abends, als die ersten Schiffe von Imbros abdampften, und um 2 Uhr nachts begann an drei verschiedenen Punkten (nördlich und südlich des Salzsees sowie auf der schmalen Sandbarre zwischen diesem und dem Meer) die Landung, deren technische Schwierigkeiten auch diesmal mit hervorragendem Geschick bewältigt wurden. Der Wettergott begünstigte abermals die britischen Wikinger, denn das Meer atmete friedliche Ruhe und die Nacht war stockfinster, so daß die Türken überhaupt nichts merkten. Erst als der Tag graute, sahen sie die Bescherung und richteten nun ein wohlgezieltes Artilleriefeuer auf die Landungsplätze, an denen bereits 2 Divisionen in Stellung gegangen waren. Die englischen Kriegsschiffe antworteten kräftig und zeigten diesmal auch weniger Furcht als sonst vor den deutschen Unterseebooten, denn man schien zu wissen, daß diese damals ihre Torpedos so ziemlich verschossen hatten, und daß Ersatz dafür aus Deutschland noch nicht hatte eintreffen können. Die Landungstruppen schoben sich zu beiden Seiten um den Salzsee herum, schwärmten zu langgedehnten Schützenlinien aus und traten dann unter ständigem Feuergefecht mit den türkischen Vorposten den Vormarsch ins Innere an, der linke Flügel längs der See und auf den Höhen des Kislar Dagh, das Zentrum in der grasbewachsenen, von Gestrüpp durchsetzten Ebene von Kutschuk Anaforta, der rechte Flügel auf den den Lauf des Kasadere-Baches begleitenden Höhenzügen. Es ging vorwärts, aber herzlich langsam und unter großen Verlusten, so daß man bis zum Abend sich nur bis an die steilen Hänge der Höhen von Anaforta vorzuarbeiten vermochte. War also auch die Landung an sich und die Schaffung einer brückenkopfartigen Stellung, die durch je eine bei Lala Bava ausgeschiffte Land- und Gebirgsbatterie gedeckt wurde, vollkommen gelungen, so blieb doch die feindliche Hauptstellung noch unberührt, und die türkische Heeresleitung, die durch ihre kühn ausschwärmenden Tauben nunmehr über Zahl und Verteilung der Angreifer hinreichend unterrichtet war, behielt Zeit genug, aus dem Norden der Halbinsel die nötigen Verstärkungen heranzuziehen. Auch hatten die sehr gut versteckten türkischen Artilleriestellungen nicht ausfindig gemacht werden können, und das Feuer der englischen Kreuzer war daher ziemlich ergebnislos geblieben, während umgekehrt die türkischen Granaten und Schrapnells den anmarschierenden und von einer fürchterlichen Staubentwicklung geblendeten Briten schwere Verluste zugefügt hatten. Auch hatte ein am Nachmittag einsetzendes Unwetter mit Sturm und wolkenbruchartigen Regengüssen den Vormarsch weiter verlangsamt. Der 8. August war dann zur Wegnahme der die ganze Umgebung weithin beherrschenden Höhen von Anaforta bestimmt. Aber dieses Unternehmen mißlang, mißlang völlig. Zwar blieb der linke Flügel auf dem Kislar Dagh, wo nur schwache türkische Kräfte standen und die Kriegsschiffe unterstützend mitwirken konnten, zunächst in siegreichem Vorwärtsbringen und nahm Karakol, aber der gegen das wunderhübsch gelegene, malerisch von Zypressen umrahmte Dorf Buyuk Anaforta angesetzte rechte Flügel scheiterte, und das über die Ebene gegen die terrassenförmig aufgebauten Höhen von Kutschuk Anaforta anrennende Zentrum wurde völlig geschlagen. Obwohl hier zunächst noch schwach an Zahl, verstanden es die Türken doch prächtig, das zerklüftete Gelände auszunützen. Während sie die Schützengräben nur dünn besetzt hielten, ließen sie die Mehrzahl ihrer Leute, nur mit Gewehr und einem großen Patronenvorrat ausgerüstet, als Scharfschützen ausschwärmen. Es waren viele einheimische Bauern darunter, die jeden Fußbreit Bodens und jeden Schlupfwinkel im Gefels kannten und deshalb den Angreifern äußerst lästig wurden. Die türkische Artillerie aber bestrich die Stellungen der feindlichen Reserven und belegte alle Wege um den Salzsee herum mit Granaten. So geriet der Angriff ins Stocken, und dann kam auch bald der Augenblick, in welchem angesichts der ungewohnten Kampfesweise des landeskundigen Gegners die anfangs so mutvollen englischen Truppen völlig verzagten, zumal sie auch noch durch Unstimmigkeiten in der Befehlserteilung verwirrt gemacht wurden. Der blutige Ernst des Krieges war diesen frischen, ungeübten Mannschaften ja noch neu, die noch nichts von wirklichen Stra-

Digitized by Google

pazen, Tod, Wunden und Blutvergießen wußten. Um so weniger zeigten sie sich dem am 9. August einsetzenden Gegenstoß der Türken gewachsen, der mit dem Bajonett durchgeführt wurde und zu einem erbitterten Handgemenge, Mann gegen Mann, führte. Die Türken gewannen auf allen Punkten die Oberhand, und auch der bisher siegreiche linke englische Flügel mußte zurückgehen. Die hereinbrechende Dunkelheit und die beiderseitige Erschöpfung machten schließlich dem wilden Gemetzel ein Ende. Die noch unberührten englischen Reserven vermochten nicht mehr einzugreifen, da sie dem Verdursten nahe waren. Die Neuseeländer und Gurkhas waren derart mitgenommen, daß sie sich einfach weigerten, weiter zu kämpfen.

Beide Teile bedurften nach diesem erbitterten Ringen einer längeren Atempause, um sich neu zu ordnen, sich in ihren Stellungen zu befestigen und Verstärkungen heranzuziehen. Fast drei Wochen lang beschränkte sich unter diesen Umständen der Kampf auf tägliche Artillerieduelle und Scharmützel der Vortruppen, die sich in ihren Schützengräben stellenweise auf nur 30—50 m Entfernung gegenüber lagen. Aus diesem ständigen Geplänkel entwickelte sich schließlich automatisch eine neue Schlacht, die am 28. August einen höchst erbitterten Charakter annahm und zunächst in einem abermaligen opferreichen Ansturm der Engländer gegen die inzwischen stark befestigten Höhen von Anaforta gipfelte. Er scheiterte völlig unter den fürchterlichsten Verlusten. Noch in der Nacht zum 29., als die Schiffsgeschütze an Treffsicherheit verloren hatten, setzte dann ein wütender türkischer Gegenangriff mit der blanken Waffe ein und ließ sich weder durch Maschinengewehrfeuer, noch durch Handgranaten und Drahtverhaue aufhalten. Arbeitsbataillone folgten dicht hinter den Sturmkolonnen und warfen sofort mit Spaten und Hacke neue Verschanzungen auf, wo Kolben und Bajonett einen Weg gebahnt hatten. Das Ergebnis des heißen Ringens, das auch den ganzen 29. August über bei glühender Sonnenhitze noch andauerte, war eine beträchtliche Zurückdrängung der Engländer auf der ganzen Linie und daran vermochte auch der verheerende Eisenhagel von Schrapnells und Sprenggranaten nichts zu ändern, den nunmehr die schweren Schiffsgeschütze über die neuen türkischen Stellungen ergossen. So schlossen die schweren Kämpfe um Anaforta damit, daß die Engländer lediglich auf einem Küstenstreifen von 10 km Länge und 2 km Breite unter dem Schutze der Kriegsschiffe sich mühsam zu behaupten vermochten und ihre Lage daselbst in der freien Ebene gegenüber den von den Türken besetzten Höhen um keinen Deut besser und gemütlicher war als die der Australier bei Ari Burnu. Über vier Monate hatten sie nun in einem fast bewegungslosen Herbst- und Winterfeldzug unter unsäglichen Entbehrungen und schweren Witterungsunbilden in dieser Mausefalle auszuhalten, bis das ganze, so hoffnungsvoll begonnene Dardanellen-Unternehmen kläglich im Sande verlief. Das war wahrlich ein schlechter Lohn für den gezahlten ungeheuren Blutpreis! In London war man denn auch mit dem Ergebnis der Kämpfe um Anaforta recht wenig zufrieden und berief General Hamilton, den diese Schlacht seine reichlich bemessenen Vorschußlorbeeren kostete, zur Berichterstattung nach England, von wo er nicht mehr auf seinen Posten zurückkehrte, sondern im Oberbefehl über die Gallipoli-Armee durch General Charles Monro ersetzt wurde, der von jeher ein scharfer Gegner des ganzen Dardanellen-Abenteuers gewesen war.

Die Doppelschlacht von Anaforta war nicht nur die verlustreichste und hartnäckigste des Dardenellenfeldzuges, sondern auch eine der allerblutigsten in diesem männermordenden Weltkriege überhaupt. Büßte doch das neue Landungskorps fast die Hälfte seines Bestandes ein! Kriegsgestählte Offiziere, die diese Schlacht mitgemacht haben, bezeichnen sie als ein geradezu grauenhaftes Gemetzel, das alles bisher von ihnen auf den verschiedenen Fronten Erlebte übertraf. Ganze Regimenter wurden von den Türken auf Minenfelder gelockt und vollends vernichtet, wenn sie nach erfolgter Explosion in kopfloser Panik die Flucht ergriffen. Viele Leute blieben tagelang unter den Sprengungen lebendig begraben, bis sie endlich von den türkischen Sanitätskolonnen gefunden und geborgen wurden. Die Kavalleriedivision des Lord Longfield wurde gänzlich aufgerieben. Geradezu schauerlich wurden die Iren und Australier mitgenommen, denn das liebe Mutterland hatte ja wieder einmal seine Stiefkinder ins ärgste Feuer gestellt. Von einem 1000 Mann starken australischen Regiment kamen nur 67 zurück, aber auch von diesen war keiner unverletzt. Unter den Gefallenen befanden sich General Baldwin und der bekannte liberale Abgeordnete Cawley. Eine 238 Mann starke Kompagnie des 5. Norfolkregiments, die sich ausschließlich aus der Schloßwache und der königlichen Dienerschaft von Sandringham zusammensetzte und deshalb dem Herzen König Georgs besonders nahe stand, verschwand mit dem Obersten Beauchamp und 16

Digitized by Google

anderen Offizieren spurlos in einem kleinen Wäldchen bei Anaforta, in das sie mit stürmender Hand eingedrungen war. Nie wieder hat man trotz aller angestellten persönlichen und diplomatischen Nachforschungen das Geringste von einem dieser Unglücklichen gehört. Ein tief eingeschnittener, düsterer Hohlweg am Kerevesdere wurde von den Soldaten als die „Schlucht des Todes" bezeichnet, denn hier lagen buchstäblich Berge von toten Legionären, Kolonialsoldaten und Zuaven zu einer unentwirrbaren Masse aufeinander getürmt. Wild und todesmutig waren die Tapferen mit gefälltem Bajonett auf den Feind losgestürmt, brüllend vor Wut, aber zwanzig Maschinengewehre, die plötzlich demaskiert wurden und wie toll feuerten, hatten sie niedergemäht, und der Rest hatte seinen Untergang gefunden in einem halb wahnsinnigen Handgemenge, bei dem Messer, Steine und Zähne als Waffen dienten. Nach der ersten Schlacht von Anaforta ließen die Verbündeten im Abschnitt von Sedbil Bahr 8000, in dem von Ari Burun 2000 und in dem der Suvlabucht 10000 Tote liegen, wozu noch doppelt so viel Verwundete, einige 100 Gefangene und mehrere tausend Mann kommen, die mit einem am 14. August torpedierten großen Truppentransportschiff ihren Untergang fanden, so daß sich für einen Zeitraum von sechs Tagen ein Gesamtverlust von 27000 Toten und 50000 Verwundeten ergibt. Aus der zweiten Schlacht von Anaforta führen die englischen Listen die Namen von mehr als 600 gefallenen, verwundeten oder vermißten Offizieren auf, und im ganzen sind die englischen Einbußen hier wohl auf weitere 25—30000 Mann zu beziffern. Die einzige Beute aber, die man aus dem harten Strauß davontrug, war — die trostlose Aussicht in das Nichts. Aber zunächst wollte der britische Stolz wenigstens öffentlich nicht eingestehen, daß all die ungeheuren Opfer umsonst gebracht worden seien, und deshalb mußten die Truppen auch noch den aussichtslosen Schützengrabenkrieg im Herbst auf ihre vielgeprüften Schultern nehmen. Monatelang lagen sie noch angesichts des gelobten Landes, ohne doch die verriegelte Eingangspforte sprengen zu können. Allerdings haben auch die Türken, die bei Anaforta unter dem Befehl von Mustapha Kemal Bei fochten, ihren Sieg nicht billig erkauft. Neutrale Berichterstatter schätzen den türkischen Verlust in den Doppelschlacht von Anaforta auf 27000 Mann, und dazu kamen noch weitere 600 Mann, die beim Untergang des Panzerschiffes „Hairedin Barbarossa" ertranken, das von einem ins Marmarameer eingedrungenen englischen Unterseeboot torpediert wurde.

Abb. 3. General Charles Monro, der englische Oberbefehlshaber über die Gallipoli-Armee nach Hamiltons Abgang. Nach einer Federzeichnung von M. Zimmerer.

Abgesehen von einem schwächlichen Angriffsversuch, den General Hamilton am 19. September 1915 ohne jedes Ergebnis unternehmen ließ, ist es zu größeren Kampfhandlungen auf Gallipoli nicht mehr gekommen, sondern der einförmige, aufreibende Abnützungskrieg trat hier nun voll und ganz in seine Rechte ein. Es wurde der richtige „Meterkrieg" mit all seinen Schrecknissen und seinem großen Menschen- und Materialverbrauch. Statt das Osmanenreich an der Wurzel zu treffen, blieben die Verbündeten auf ihre schmalen Küstenstreifen beschränkt und hielten hier mit britischer Hartnäckigkeit und französischem Ehrgeiz, der Waffenehre und ihres Ansehens im Orient halber, so lange aus, als es eben möglich war. Ruhe herrschte trotzdem nicht an der Front, sondern diese ganze Zeit über suchte man sich gegenseitig so viel als möglich zu schädigen. Die Engländer hatten die tüchtigsten Schützen und gerissensten Leute unter den alten, aktiven Tommys ausgewählt, sie von jedem anderen Dienst entbunden und sie nur mit der Aufgabe betraut, jeden sich zeigenden Türken abzuschießen, was sie auch mit dem Eifer und der kühlen Zähigkeit von Sportsmännern verteufelt genau besorgten. Diese „Snipers", wie man sie nannte, lagen nicht in den Schützengräben, sondern saßen vor oder auch hinter ihnen in selbstgegrabenen Einzellöchern und waren hier nur schwer zu entdecken. Die Türken blieben aber die Antwort nicht schuldig, und ihre besten Schützen machten sich oft den Spaß, den Tommys die brodelnden Teekessel mit einer wohlgezielten Kugel zu durchlöchern. Oder sie lauerten den Augenblick ab, wann die Engländer morgens mit Handtuch und Sunlight-Seife zum Baden gingen und sich entkleideten, dann schossen sie auf die am Strande liegenden Kleider und lachten wie große Kinder über die armen Tommys, die immer wieder die ver-

Digitized by Google

zweifeltsten Anstrengungen machten, um zu ihren Sachen zu kommen, schließlich aber im Adamskostüm das Weite suchen mußten, was doch gewiß „awfully shocking" war. Naturgemäß rückten sich die beiderseitigen Schützengräben im Laufe der Zeit immer näher und waren zuletzt an manchen Stellen nur noch 10 Meter von einander entfernt, was bei der angeborenen Gutmütigkeit der Türken die Entwicklung des bekannten Schützengrabenverkehrs sehr begünstigte. Da flogen über das vom vielen aufgesogenen Blut rostrot gewordene Zwischengelände Pakete mit Zigaretten und der Aufschrift „unseren lieben Tollköpfen" aus den türkischen Gräben in die englischen, und Schachteln voll süßer Biskuits kamen zurück, bis abgewinkt wurde und die Schießerei von neuem losging. Die besetzten englischen Gräben waren leicht daran zu erkennen, daß sich vor ihnen unweigerlich eine silberglitzernde Linie geleerter Konservenbüchsen hinzog. Die Unterstände der Engländer unterschieden sich von denen der Franzosen durch größere Solidität und Sauberkeit, waren ordentlich gehalten und innen durchweg fachmännisch verkalkt, die der Offiziere sogar mit elektrischer Beleuchtung versehen. Während die Franzosen als Aborte nur von einem liederlichen Lattenzaun umgebene Gruben unter freiem Himmel hatten, besaßen die Engländer für diesen Zweck nette und bequeme Häuschen, die je nach Bedarf verschoben werden konnten, und auf deren von innen verschließbaren Türen in großer schwarzer Schrift weithin sichtbar die beiden berühmtesten Buchstaben des englischen Alphabets prangten. Alle Gräben waren geschickt dem Gelände angeschmiegt, sehr tief und mit vorgetriebenen Sappen für die Minenwerfer sowie oben mit starken Drahtgittern zum Schutze gegen die türkischen Handgranaten versehen. Ab und zu wurden diese Hühnergatter freilich nachts von waghalsigen türkischen Schleichpatrouillen mit langen Hakenstangen heruntergerissen und dann doch einige Handgranaten in die Gräben geworfen, aber alsbald flickten die Engländer die entstandenen Schäden dann wieder aus. Über die Schutzschilde und Räder der englischen Geschütze zog sich kreuz und quer eine wirre Bemalung aus ungefähr handbreiten hellgelben, roten und blauen Streifen, und tatsächlich soll diese eigentümliche Schutzfärbung die der Ornithologe als Somalyse von den Wildenten und Spechten her kennt, schon auf kurze Entfernung unsichtbarmachend gewirkt haben. Eine in einem

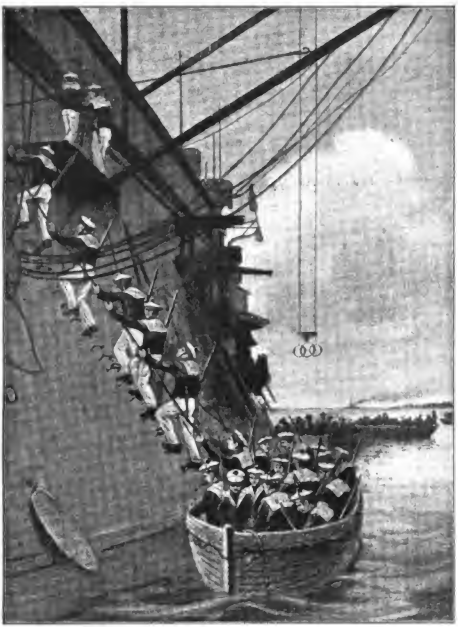


Abb. 4. Der Abzug der Franzosen von der Halbinsel. Einschiffung französischer Marinesoldaten. Zeichnung von R. Oeffinger.

Digitized by Google

tiefen Graben verlaufende Feldbahn führte von den Landungsplätzen zu den beiden großen Lagern und zu den Laufgräben, deren Aufschriften darüber belehrten, von welchen Volksstämmen sie benutzt werden dürften. Viel Umstände machte während des dürren Hochsommers die Beschaffung des nötigen Trinkwassers, denn die Destillieranstalten für Meerwasser reichten nicht aus; die wenigen türkischen Brunnen versiegten, und so mußte fast alles Süßwasser in Tankdampfern aus Saloniki herbeigeschafft und nachts ausgeladen werden, namentlich auch das für die Pferde und Maulesel, die das aus Meerwasser hergestellte Getränk nicht vertragen konnten und vielfach erkrankten. Ein weitverzweigtes Röhrensystem führte dann das Wasser aus den großen Tanks am Strande in die kleinen Behälter der einzelnen Stellungsabschnitte. Später kam dann die Sorge für den Herbst- und Winterfeldzug hinzu, der große Vorbereitungen erforderte. Unendliche Mengen von neuer und warmer Kleidung, Holz, Baumaterial, Eisenblech, Drahtnetzen und Wellblechdächern waren da heranzuführen. Voraussetzung dafür war aber wiederum die Schaffung von Landungsplätzen, die besseren Schutz gegen die furchtbaren Herbststürme und die feindliche Artilleriewirkung gewährten, als die seitherigen. So war für ununterbrochene Tätigkeit auch in den immer länger werdenden Ruhepausen zwischen den Kämpfen reichlich gesorgt. Auch die Türken nützten diese Zeit gut aus, um sich so behaglich als möglich für eine lange Dauer des Feldzugs einzurichten. Ihre Telephonzellen, von denen aus ein Netz von Drähten die ganze Halbinsel überspannte, waren in die Felsen gehauen, geräumig, gut gelüftet und mit richtigen, nach dem Meere zu gehenden und eine prachtvolle Aussicht gewährenden Fenstern versehen, als sollte dies alles für die Ewigkeit dauern. Bis in die äußersten Punkte der Stellungen führten neu angelegte, wunderschöne, breite Wege in einer Gesamtausdehnung von mehr als 60 km, gut gebaut und beschottert, so daß sie nicht nur den Winter über aushielten, sondern auch einen dauernden Gewinn aus der harten Kriegszeit für diese bisher so arg vernachlässigte Gegend bildeten. Auf ihnen zogen endlose Eselkarawanen hin und her, brachten Brot, Wasser, Lebensmittel und Schießbedarf bis in die vordersten Linien. Lange Reihen von Kamelen trugen schwere Lasten von den Landungsstellen der Schiffe zu den sauber ausgebauten Unterständen. Große Wagenkolonnen standen ausgerichtet daneben, sorgsam mit grünen Zweigen verdeckt, um sie der Sicht der Flieger zu entziehen. In tiefen Felsspalten, geschützt gegen Fliegerbomben, erhoben sich die weißen Zelte der Verbandplätze. Alle diese Arbeiten mußten nachts ausgeführt werden, da tagsüber die feindlichen Flieger zu viel störten, aber überall vermählte sich in wohltuend harmonischer Weise deutsche Ordnung und Beharrlichkeit mit dem türkischen Willen zum Sieg. Bei diesen mannigfaltigen Buddeleien kam auch die Altertumswissenschaft gelegentlich zu ihrem Rechte. So wurden in den französischen Gräben am Kerevesdere nicht nur zahlreiche Töpferwaren, Vasen und Statuetten gefunden, sondern auch aus einem einzigen Steinblock angefertigte Sarkophage von weißgrauer Färbung, die Ähnlichkeit mit den früher in Karthago zutage geförderten aufwiesen. Bei den Befestigungsarbeiten auf Lemnos wurde sogar eine prachtvolle altgriechische Erosstatue ausgegraben und durch französische Offiziere für die Pariser Sammlungen gerettet.

Je weiter die Jahreszeit vorschritt, je schärfer die Herbststürme pfiffen, um so ungemütlicher wurde die Lage der Verbündeten, und schwere Monate hindurch hatten die bedauernswerten Opfer einer Strategie des grünen Tisches Unsagbares an klaglosem Heldentum zu leisten, bis endlich der völlige Zusammenbruch des kostspieligen Dardanellenunternehmens sich nicht länger wegleugnen ließ. Seit den unvergessenen Tagen von Sebastopol haben Briten und Franzosen so Furchtbares nicht mehr durchzumachen gehabt. Die Mannesnacht litt schließlich sehr darunter, namentlich bei den Engländern, in deren Heer eine so allgemeine Zuchtlosigkeit einriß, daß es zur Durchführung größerer Aufgaben überhaupt nicht mehr geeignet erschien. Zum Angreifen waren die Leute nur noch zu bewegen, wenn man ihnen beträchtliche Geldbelohnungen in Aussicht stellte. Die immer heftiger werdenden Stürme unterbanden tagelang jeden Schiffsverkehr und erschwerten in immer steigendem Maße die Verpflegung. Die Nächte wurden empfindlich kalt, namentlich am ungeschützten Suvlastrande, und doch mußten die Soldaten bis tief in den Herbst hinein noch in dünnen Drillichanzügen und mit nackten Knien herumlaufen. Lange Zeit hindurch geschah fast nichts, um die armen Teufel gegen die Unbilden der Witterung zu schützen, und unter so trostlosen und menschenunwürdigen Zuständen konnte es nicht wundernehmen, wenn nicht nur das türkische Feuer, sondern auch ansteckende Krankheiten entsetzliche Verheerungen unter den

Digitized by Google

Truppen anrichteten. Trotz umfangreicher Vorsichtsmaßregeln kamen Cholerafälle vor, der Typhus forderte erschreckend viel Opfer, und durch indische Mannschaften wurde sogar die Beulenpest eingeschleppt. Begünstigt wurden solche Seuchen noch durch die zahlreichen unbestattet gebliebenen Leichen, denn überall lagen vor den Schützengräben Tote mit weißen Augen in schwarz angelaufenen Gesichtern, mit zu Kinderhänden eingetrockneten Fäusten, die noch zerbrochene Flintenschäfte umklammert hielten. Durch die Luft wehte allenthalben der widerlich süße Geruch des Todes. Nach der glühenden Hitze des Sommers machten wolkenbruchartige Regen im Herbst den Aufenthalt in den Schützengraben fast unerträglich. Die oft durch harten Fels, öfter aber durch zähen Lehmboden sich hinziehenden Gräben, die überdies dem rauhen Nordwinde schutzlos preisgegeben waren, standen bald voll Wasser, das den Soldaten bis an die Oberschenkel reichte. Die in die Gräben herabführenden Treppen wurden zu brausenden Wasserfällen, die Abzugskanäle zu gurgelnden Bächen. Selbstverständlich war es vollständig ausgeschlossen, Feuer anzuzünden oder gar in Brand zu erhalten. Die bis auf die Haut durchnäßten Leute waren infolgedessen für ihre Ernährung ausschließlich auf Biskuits angewiesen, die der Regen in einen wenig appetitlichen Brei verwandelt hatte. Der Gipfelpunkt der Leiden wurde aber erst erreicht, als die schweren Schneestürme eines ausnehmend strengen Winters einsetzten. „Auch die kühnste Phantasie" schrieb ein englischer Offizier, „kann sich von den tatsächlichen Verhältnissen kaum eine halbwegs zutreffende Vorstellung machen." Die Winterröcke der Soldaten waren bald so fest gefroren, daß sie wie Eisenrüstungen von selbst am Boden standen. Viele Leute, die vor Erschöpfung umgesunken und in einen bleiernen Schlaf verfallen waren, mußten mit erfrorenen Gliedern abtransportiert werden. Andere retteten ihr Leben nur dadurch, daß sie mit äußerster Willenskraft die Schlafsucht bekämpften und wie verzweifelt die ganze Nacht hindurch mit Hacke und Spaten, Schaufel und Axt arbeiteten, um die Glieder vor Erstarrung zu bewahren. Der eisige Nordwind blies mit solcher Kraft, daß ein starker Mann sich kaum gegen ihn behaupten und auf den Füßen halten konnte. Er zerschnitt die Gesichter wie mit Messern und brachte es mit sich, daß die Leute bald fast sämtlich entzündete Augen hatten. Dann wüteten Schneestürme und füllten die Gräben mit kaltem Weiß. Bis auf die Knochen durchfroren, vom Sturm zerzaust, vom Hagel gepeinigt, außerstande, das Blut im Umlauf zu erhalten, kämpften die Soldaten einen verzweifelten Kampf. Manchen Posten, der durch die Gucklöcher der Schutzwehr das

Abb. 5. Die Engländer bereiten vor ihrem Abzug die Vorräte, die sie nicht mitnehmen können, zum Verbrennen vor, indem sie Stroh dazwischen stopfen und sie danach mit Petroleum übergießen.

Gelände beobachtete, fand man bei der Ablösung tot auf seinem Platze. Starr und fest gefroren, die steifen Finger mit hartem Griff um das Gewehr gekrallt, das schmutzige Gesicht unter dem Sackleinwandvorhang fest gegen das Guckloch gedrückt, standen die Toten an der Brustwehr, treu ihrer Pflicht bis zum letzten Augenblick.

Taktisch merkwürdig waren die beiderseitigen Artillerieverhältnisse. Wohl verfügten die Engländer über gelandete Schiffsgeschütze schwersten Kalibers, aber deren Elevation war so gering, daß sie gerade den wichtigsten türkischen Höhenstellungen nur wenig zu schaden vermochten, obwohl sie Tag und Nacht fast unausgesetzt auf ihnen herumtrommelten. Zwar suchten die Engländer den für sie sehr empfindlichen Mangel an Steilfeuergeschützen durch häufige, mit echt

Digitized by Google

sportlichem Schneid durchgeführte Fliegerangriffe wettzumachen, aber man weiß ja heute, daß die Zahl der Treffprozente bei solchen Luftangriffen nicht übermäßig groß ist. Auch bestückte Panzerautomobile kamen zur Verwendung, wenn es sich darum handelte, die türkischen Stacheldrahtverhaue einzudrücken. Durch Anfahren mit vollster Geschwindigkeit gelang es in der Tat wiederholt Breschen bis zu 150 m Breite zu schlagen und für das stürmende Fußvolk gangbar zu machen. Im Gegensatz zu den Engländern verfügten die Türken fast nur über mittlere und leichte Artillerie, darunter viele ältere Modelle von geringer Tragweite, die nicht bis zu den Landungsplätzen reichten. Die von Sedil Bahr lagen ohnehin im toten Winkel und konnten nur seitwärts durch die anatolischen Batterien bestrichen werden. Diese erzielten auch recht gute Wirkungen; so schlug Mitte Oktober eine Granate im englischen Hauptquartier ein und tötete drei Generale. Das alles wurde mit einem Schlage anders, als durch die Niederwerfung Serbiens die unmittelbare Verbindung mit den Zentralmächten hergestellt worden und dadurch nicht nur dem bisherigen Munitionsmangel abgeholfen, sondern auch das Heranziehen schwerer Belagerungsgeschütze ermöglicht worden war. Ihre Wirkung machte sich sofort bemerklich, und damit brach der jüngste Tag für die Engländer auf Gallipoli an, zumal nun auch die Unterseeboote neu mit Torpedos ausgerüstet werden konnten. Eine der berühmten österreichisch-ungarischen Motormörserbatterien unter Hauptmann Barber und eine Batterie schwerster k. u. k. Haubitzen unter Hauptmann Manuschek trafen alsbald ein und wurden zunächst gegen die Suvlabucht, dann gegen die Südspitze der Halbinsel verwendet. An beiden Punkten haben sie entscheidend in den Gang der Ereignisse eingegriffen und den Abzug der Ententetruppen, die durch ihr Feuer gerade in den letzten Tagen noch empfindliche Verluste erlitten, wesentlich beschleunigt. Ihre wohlgezielten Riesengeschosse zermürbten und zerbröckelten in erstaunlich kurzer Zeit die mühselig geschaffenen Befestigungen, die ein „neues Gibraltar" hatten werden sollen.

Ende November 1915 kam Lord Kitchener nach Gallipoli, um sich persönlich vom Stand der Dinge zu überzeugen, und erkannte mit gewohntem Scharfblick sofort die ganze Trostlosigkeit der rettungslos verfahrenen Lage. Die Folge war der Befehl zur Räumung der Halbinsel, die natürlich nur allmählich und staffelweise erfolgen konnte. Der kluge Joffre, der nie ein Freund des Gallipoli-Abenteuers gewesen war, hatte diesen Entschluß gar nicht abgewartet, sondern schon aus eigenem Antrieb mit dem Abbauen der französischen Streitkräfte begonnen, die er anderwärts nötiger brauchen konnte. Wenn aber von englischer Seite geltend gemacht wird, daß der Rückzug ein durchaus freiwilliger gewesen sei, so ist das nicht richtig, denn er erfolgte und mußte erfolgen notgedrungen unter dem immer unerträglicher werdenden Druck des nun auch artilleristisch übermächtig gewordenen türkischen Heeres. Man räumt nicht freiwillig einen Platz, auf dem man 120000 Soldaten begraben hat. Der Zusammenbruch war vielmehr darin begründet, daß die Türken sich im Dezember 1915 nach und nach auf gute Sturmentfernung an die Stellungen an der Suvlabucht herangearbeitet hatten und nun im Begriff standen, den Feind ins Meer zu drängen. Da räumten die Engländer zur Vermeidung einer sonst unausbleiblichen Katastrophe gerade noch im letzten Augenblick und — wie zugegeben werden muß — mit anerkennenswertem Geschick ihre Stellungen und gaben damit eine Front preis, um die Ströme Blutes vergossen worden waren mit dem einzigen Ergebnis, daß Mißstimmung und Gleichgültigkeit sich der hart geprüften Truppen bemächtigt hatten. Der neu ernannte Führer, General Monro, sah als ein nüchterner klarer Kopf wenigstens von Anbeginn an ein, daß er auf dem steinigen Boden der Halbinsel keine Lorbeeren würde pflücken können, packte deshalb den Stier einfach bei den Hörnern und verlangte in Übereinstimmung mit Lord Kitchener, daß der Vorhang falle. Und er fiel über 120000 Gräbern und über dem Riesengrab, in dem man Englands Ansehen im Orient bettete. Eine Katastrophe wird dadurch nicht geringer, daß ihr Ablauf sich auf längere Zeit verteilt. Darauf beruhte aber Kitcheners Kniff. Um das klägliche Ende des Gallipoli-Feldzugs zu verschleiern, ließ er es sich stückweise vollziehen; er handelte wie jener kluge Mann, der seinem Hunde den Schwanz stutzen wollte, und, um dem Tiere nicht zu sehr wehe zu tun, ihm aus reiner Barmherzigkeit alle Wochen ein kleines Stück abhacken ließ. Aber wie im Kriege eine Halbheit fast immer mehr Schaden bringt, wie das offene Eingeständnis einer erlittenen Niederlage, so enthüllte diese staffelweise Räumung erst recht die Ohnmacht der Westmächte. Zwar kamen die Briten infolge verschiedener Glücksumstände noch einigermaßen glimpflich aus dem Fegefeuer von Gallipoli heraus, ehe noch die Klappe der Mausefalle mit zermalmender Wucht zuschnappte, aber sie gli-

Digitized by Google

chen doch gar sehr dem Meister Peß, der mit geklemmten und zerschundenen Pfoten aus der Falle des Reinecke Fuchs entkommt, nachdem er gründlich hat Haare lassen müssen. Durch allmähliches Abbauen, das unter dem Schutze der Winternebel oder nachts vor sich ging, hatten die Engländer die Zahl ihrer Truppen nach und nach auf 60—80 000 Mann verringert, aber gerade diese letzten Staffeln erschienen am meisten gefährdet, ja konnten als verloren gelten, wenn die Türken im richtigen Augenblick zum entscheidenden Angriff übergingen. Doch abermals war das Wetterglück den Engländern auffallend günstig, und man muß gerechterweise auch zugeben, daß sie der ungeheuren Schwierigkeiten der Wiedereinschiffung geschlagener Truppen angesichts eines überlegenen und tatkräftigen Feindes meisterhaft Herr wurden. Immerhin hatten es die Briten vor allem den hilfreichen Nebeln, die ihnen der Wettergott sandte, zu danken, daß sie vor dem vernichtenden Feuer der türkischen Artillerie bewahrt blieben.

Die Tage vom 18. bis 20. Dezember 1915 waren für die gänzliche Räumung der Stellungen bei Anaforta und Ari Burun unter Vernichtung des nicht fortzuschaffenden Kriegmaterials bestimmt, die durch einen gleichzeitig von Seddil Bahr aus zu unternehmenden Scheinangriff gegen Krithia verschleiert werden sollte. Zu diesem Zwecke wurde am frühen Morgen des 19. Dezember auf der Südspitze der Halbinsel ein heftiges Artilleriefeuer aus allen Kalibern eröffnet, das auch noch einige Kreuzer und Monitore vom Meere aus unterstützten. Dann setzten Infanterieangriffe ein, die sich vom linken englischen Flügel über das Zentrum hinweg allmählich zum rechten fortpflanzten, aber nirgends Erfolg hatten. Die Briten wurden vielmehr auf allen Punkten mit schweren Verlusten in ihre Ausgangsstellungen zurückgetrieben. Am 18. Dezember waren die Vorbedingungen für den Abzug besonders günstig, denn es herrschte ein so dicker Nebel, daß man wirklich keine Hand vor Augen sehen konnte. Den ganzen Tag über ging deshalb die Einschiffung ungestört vor sich, ohne daß die Türken etwas bemerkten. Gegen Morgen des 19. kam jedoch etwas Wind auf und zerriß für einige Augenblicke den Nebelschleier, so daß man von den Anhöhen aus sehen konnte, was am Strande vor sich ging. Daraufhin gingen die Türken von Anaforta aus sofort zu einem wütenden Angriff vor und überschütteten Strand und Reede mit einem Hagel von Geschossen. Die Engländer fluteten nach schwachem Widerstand zurück, schifften sich in wilder Kopflosigkeit und unter Zurücklassung allen Materials ein, und auch die Transportschiffe beeilten sich, schleunigst aus der gefährlichen Zone fortzukommen, so daß eine 1200 Mann starke Abteilung Australier den Anschluß nicht mehr erreichte und in die Hände der nachdrängenden Türken fiel, die bei Tagesanbruch Herren des ganzen Suvlastrandes waren. Ein Lager mit Millionenwerten fiel ihnen zur Beute. Besser hielten sich die Briten bei Kaba Tepe und Ari Burun, wo sie Zeit behielten, alles, was zurückgelassen werden mußte, mit einer Gründlichkeit zu zerstören, die nichts zu wünschen übrig ließ, und wo sie die Einschiffung auf Leichterschiffen im Schutze senkrecht aufragender Klippen vollziehen konnten, also vom Artilleriefeuer schwer erreichbar waren. Pferde, Kraftwagen, Verwundete, Kranke und die meisten Geschütze hatte man schon früher fortgeschafft, alle Schwächlinge ausgeschieden und nur noch die besten Mannschaften zur Verteidigung

Abb. 6. Die Verteilung von Laternen an die sog. Vernichtungskommandos. Diese Laternen dienten dazu, die zurückgelassenen Vorratslager in Brand zu setzen.

Digitized by Google

der Gräben zurückgelassen. Als auch diese die Feuerlinie in der Nacht zum 20. räumten, hinterließen sie Fallen, Minen, Drahtsperren und langsam verglühende Zündhölzer, die so präpariert waren, daß sie ein unregelmäßig aufleuchtendes Gewehrfeuer vortäuschen konnten. Ein großes Motorleichterschiff, das aufgelaufen und nicht wieder flott zu machen war, mußte mit furchtbarem Knall in die Luft gesprengt werden. Die die Einschiffung deckenden Kreuzer bemühten sich, durch ihr Granatfeuer zu vernichten, was die Truppen nicht mehr hatten zerstören können. Immerhin war die Beute der Türken noch ansehnlich genug, denn sie umfaßte u. a. noch brauchbare Geschütze meist schweren Kalibers, 31 Maschinengewehre, 8 Minenwerfer, 40 Feldgeschütz-Protzen, 21 Munitionswagen, 1400 Gewehre, 64000 Kisten mit Geschütz- und 650000 mit Infanteriemunition, 2476 Stahlschilde, 2200 Zelte, 280 Motorwagen, 2 vollständig eingerichtete Feldlazarette, 2 Luftschifferstationen, 18 Stationen für drahtlose Telegraphie, 15515 Kisten mit Lebensmitteln usw. Wenn die Engländer ihren Blutverlust auf einen ganzen Mann angeben, was lebhaft an den berühmten „einen Kosak" aus den russisch-türkischen Kriegen erinnert, so ist das natürlich lächerlich, aber auch die türkischen Angaben über die den abziehenden Engländern zugefügten schweren Verluste haben sich als übertrieben herausgestellt. John Bull war eben noch einmal mit einem blauen Auge davongekommen.

Nicht ganz so glimpflich erging es ihm bei der Wiedereinschiffung in Seddil Bahr, die in der Zeit vom 7. bis 9. Januar 1916 vollzogen wurde. Von dem freiwilligen und annähernd verlustlosen Rückzug, von dem die englischen Blätter faselten, konnte hier noch viel weniger gesprochen werden, als bei Anaforta. Die Türken konnten ja auch diese Räumung mit Sicherheit erwarten, paßten deshalb scharf auf und gingen sofort zum Angriff über, als sie den Ernst der englischen Vorkehrungen erkannten. Zur Verschleierung dieser ließen die Briten einige Minen springen und unterhielten während des 6. und 7. Januar ein starkes Geschützfeuer. Als dieses dann schwieg, erkannte Admiral v. Usedom-Pascha, daß die Einschiffung begonnen hatte und ließ seine Linien vorrücken, obwohl man nichts sehen konnte. Der Angriff stieß auf eine ziemlich starke Nachhut, die zur Deckung des Rückzuges in der zweiten Befestigungslinie aufgestellt war und verzweifelten Widerstand leistete, so daß ein mörderischer Kampf entbrannte. So tapfer wehrten sich die Briten, daß nur 200 von ihnen gefangen genommen werden konnten, auch diese fast alle verwundet, während 3000 tot auf dem Platze blieben. Ihre heldenmütige Aufopferung rettete die übrigen, doch wurde durch das türkische Artilleriefeuer außer einem Torpedojäger noch ein mit mindestens 2000 Mann Truppen vollgepfropftes Transportschiff in den Grund gebohrt. Es war nicht ratsam, die englischen Lager sofort nach dem Abzug des Feindes zu besuchen, denn das ganze Gelände war mit Minen durchseucht, die noch manchem arglosen türkischen Soldaten das Leben kosteten. Die Hauptlagerstadt war übrigens so meisterhaft in die Felswände hineingeschmiegt, daß sie bis dahin den Türken ganz unbekannt geblieben war. In den 3 m tiefen, mit Abfall aller Art erfüllten Schützengräben sah es ekelhaft aus, und in den Drahtverhauen hingen noch die zu Mumien zusammengeschrumpften Reste tapferer Krieger. Wie übereilt auch hier die Flucht war, bezeugten lange Reihen niedergeschossener und aufgeschwollener Pferde, während an 1000 Stück noch am Leben waren, obwohl man ihnen vergiftetes Futter vorgestreut hatte, das die „dummen Tiere" jedoch nicht fressen wollten. Zwar waren die Dynamomaschinen gesprengt, aber die Lokomobile der Kraftanlage am Strande und ebenso 12 Geschütze unbeschädigt. Ganze Schiffsladungen von Bauholz und Sandsäcken lagen herum, dazu Tausende zusammenlegbarer eiserner Feldbetten und wahre Unmengen prachtvoller Zelte. Die Kleidungsstücke und Nahrungsmittel aller Art waren kaum zu zählen. Wie ausgelassene Kinder freuten sich die wackeren türkischen Soldaten des schwer errungenen Siegs und der endlichen Befreiung des heimatlichen Bodens, knallten mit den erbeuteten Leuchtpistolen strahlende Sterne zum Himmel empor oder hockten truppweise um die großen Marmeladentöpfe herum, ohne die Tommy nicht leben kann, und tauchten der Reihe nach schmunzelnd echte Kakes in die süße Masse.

Mit diesem Satyrspiel war das Trauerspiel des Gallipoli-Abenteuers erledigt: die für morsch gehaltene Türkei hatte an ihrem verwundbarsten Punkte durch zwei europäische Großmächte, darunter die größte Seemacht der Welt, nicht bezwungen werden können, die Dardanellen hatten sich weder durch Flotten- noch durch Landangriffe überwinden lassen, die Eroberung Konstantinopels, wenige Monate vorher noch die Haupt- und Glanznummer im Programm der Entente, war kläglich mißglückt. Fast 7 Monate lang haben sich eine Viertelmillion Engländer und Franzosen, unterstützt von einem

Digitized by Google

Abb. 7. Die brennenden Lager in der Suvla-Bai nach dem Abzug der englischen Truppen. Das letzte Schiff, das die Bucht verließ, war die „Cornwallis", von ihm aus wurde 5 Uhr morgens eine Aufnahme gemacht, nach der obiges Bild gezeichnet ist.

erheblichen Teil ihrer gewaltigen Flotte, trotz ungeheurer Verluste vergeblich abgemüht, das Dardanellentor aufzusprengen. Fünf Monate lang hat einst Osman Pascha die Erdwerke von Plewna gegen die stürmenden Russen und Rumänen gehalten, dann mußte er sich ergeben — zehn Monate lang haben die von deutschen Offizieren geführten türkischen Truppen, die seit dem italienischen Raubzug gegen Tripolis, also seit Herbst 1911 (!) fast ununterbrochen unter Waffen standen, Gallipoli siegreich gegen den Ansturm der beiden Westmächte verteidigt, und dann mußten die Angreifer abziehen. Nicht weil es an sich unmöglich war, war das mit stolzem Fanfarengeschmetter begonnene Dardanellenunternehmen sang- und klanglos im Sande verlaufen, sondern weil es falsch eingeleitet und schlecht durchgeführt wurde. Um Konstantinopel war das eiserne Würfelspiel gegangen, um die Vorherrschaft über das Mittelmeer und Kleinasien, um die Aufteilung des Osmanenreiches, um die Abschnürung der Mittelmächte vom Weltverkehr, um die Öffnung des Seeweges nach Rußland, um die Vernichtung des wichtigsten deutschen Absatzgebietes, um die mittelbare Sicherung des englischen Augapfels Ägypten, ja des Persischen Meeres und Indiens, aber erreicht war von all diesen gewaltigen Zielen kein einziges. Englands vielgerühmte Kraft hatte sich zu schwach erwiesen für die Durchführung des leichtsinnig begonnenen Unternehmens, eines der riesenhaftesten Ereignisse der Weltgeschichte war zum bunten Abenteuer herabgewürdigt worden, und nur 120000 Gräber geben der Nachwelt Kunde, wie auf Gallipoli Englands Ruhm dahinstarb, nachdem er schon vor Bagdad und in Mazedonien schwer erschüttert worden war. Winston Churchill, der mit der wackeren „Bäckersfrau Schultsch" in Reuters „Dörchläuchting" das gemein hat, daß er den „Mund nicht törnen" kann, hatte in seiner großsprecherischen Art noch im Juni 1915 aller Welt verkündigt, daß England vom Fall der Dardanellen und der nachfolgenden Eroberung Konstantinopels die Entscheidung des Weltkriegs erwarte. Und nun? Im Beduinenzelt, in der elenden Hütte des Fellachen und des Hindu erzählte man sich schadenfroh, daß die Kraft des Islam die starken Briten und Franken schlug, und Tausende grimmig geballter Soldatenfäuste fluchten den Männern, die sie in die Hölle von Gallipoli gesandt hatten. Siegreich durchgeführt hätte das großartige Unternehmen dem die Welt erschütternden Völkerringen eine unberechenbare Wendung geben müssen, so aber war es zu der jämmerlichsten Katastrophe geworden, die seit Jahrhunderten eine europäische Macht im Orient erlitten hat. Belgrad—Gallipoli war die erste Aufmarschstaffel unserer Gegner im Orient. Um Hunderte von Kilometern ist sie weitergerutscht und befindet sich heute auf der Linie Saloniki—Suez. Für die Türkei dagegen bedeutet der Ausgang des Ringens auf Gallipoli die Wiederaufrichtung alten Waffenruhms, eine gewaltige Stärkung

Digitized by Google

des Osmanenreiches und eine mächtige Steigerung des Selbstvertrauens. Mit der Flucht der neuzeitlichen Argonauten von Gallipoli wurde das kampfgestählte Heer der Verteidiger für andere Zwecke frei, und damit eröffneten sich unendliche Möglichkeiten, deren strategische Auslösung allerdings bisher infolge ungeahnter Hemmnisse noch nicht erfolgt ist. Die Engländer selbst geben ihre Verluste beim Landheer auf Gallipoli (gewiß eher zu niedrig als zu hoch) auf 4915 Offiziere und 108 006 Mann an Toten, Verwundeten und Vermißten an, wozu noch etwa 56 000 Franzosen kommen und 96 682 britische Soldaten, die als krank nach den Spitälern abgeschoben werden mußten. Die farbigen Hilfsvölker sind bei alledem nicht einmal eingerechnet, und überdies ruhten ein Dutzend stattlicher Schiffe auf dem Grunde des Meeres, und große Truppentransporte waren ein Raub der Fische geworden. An Geldkosten hatte das verfehlte Unternehmen reichlich 5 Milliarden Mark verschlungen, ohne die versenkten wertvollen Kriegsschiffe mit in Anschlag zu bringen. Trotz alledem wäre es nicht nur unwürdig, sondern auch ganz falsch, die militärische Leistung der britischen und französischen Truppen auf Gallipoli höhnisch bespötteln zu wollen, wie es in der Tagespresse leider vielfach geschehen ist. Sie haben vielmehr in rein militärischer und besonders auch in technischer Beziehung Vorzügliches geleistet, haben unsagbare Leiden mit bewundernswerter Zähigkeit ertragen und haben sich unter den widerwärtigsten Verhältnissen gar wacker geschlagen. Die 120 000 Toten von Gallipoli waren tapfere Soldaten, die der Achtung auch des Gegners durchaus wert sind.

Lebensbilder bedeutender Persönlichkeiten des Krieges.

General Brussilow.

Mit 1 Abbildung.

Als die Russen im September 1914 ihre große Offensive gegen Galizien unternahmen, traten neben dem Oberfeldherrn, dem Großfürsten Nicolai Nicolajewitsch, alsbald drei seiner Unterführer als besonders befähigte Männer hervor: Rußkij, Iwanow und Brussilow, von der Vierverbandspresse als „das leuchtende Dreigestirn" der russischen Heeresleitung begrüßt. Alle drei haben wesentlich zu dem schließlichen Siege der Russen in der großen Lemberger Doppelschlacht beigetragen, aber General Brussilow wurde besonders volkstümlich dadurch, daß er die Österreicher und Ungarn am 3. September 1914 nach heldenmütigem Widerstande bei Halicz schlug und diese Stadt erstürmte, die dem Lande den Namen gegeben hat (Halič-Galiz) und die jedem echtrussischen Mann besonders aus Herz gewachsen ist, weil sie zur Zeit der tiefsten Erniedrigung des Reußentums im Mittelalter als Hauptstadt Rotrußlands allein allen Anstürmen der Feinde Trotz geboten hatte. Die Eroberung von Halič wog deshalb in den Augen des russischen Volkes schwerer als die von Lemberg oder Przemysl. Vorher war der Name Brussilows auch in Rußland selbst nur innerhalb der militärischen Fachkreise, die große Hoffnungen auf ihn setzten, geschätzt, und im übrigen Europa war er nahezu unbekannt. Alexei Alexejewitsch Brussilow ist als Sprößling einer angesehenen und sehr vermögenden Familie am 19. April 1853 geboren, gegenwärtig also 63 Jahre alt, aber noch außerordentlich rüstig und von fast explosiver Tatkraft erfüllt, gilt auch heute noch für einen der schneidigsten und besten Reiter der russischen Armee, was viel heißen will. Seine Ausbildung erhielt er im kaiserlichen Pagenkorps und begann dann seine militärische Laufbahn im 43. (jetzt 15. Twerschen) Dragonerregiment, wo er durch tollkühne Adjutantenritte während der Manöver die Aufmerksamkeit seiner Vorgesetzten auf sich lenkte. Ohne je dem Generalstab angehört zu haben, kam er deshalb rasch vorwärts. Von den heutigen russischen Generalen sind außer ihm nur noch zwei nicht aus dem Generalstab hervorgegangen, nämlich der vom Japankrieg her bekannte Mischtschenko und Iwanow, der als Sohn eines einfachen Bauern auch heute noch in seinen Lebensgewohnheiten von spartanischer Einfachheit und Anspruchslosigkeit ist. Ganz anders Brussilow, der in seinen jüngeren Jahren ein stadtbekannter Lebemann war, als glänzender Gesellschafter galt und wegen seiner leidenschaftlichen Liebe zum Sport auch bei Hof ein gern gesehener Gast war. Auf die Empfehlung Tschomkinows hin wurde Brussilow 1902 zum Leiter der berühmten Petersburger Offiziersreitschule ernannt, in welcher Stellung er sich große Verdienste um die Entwicklung des Reitsports erworben hat, dem er mit Leib und Seele angehörte. So hat er auch das Polospiel zuerst in Rußland eingeführt.

In der Nähe von Postawy, dem an der baltischen Seenplatte gelegenen Städtchen, das bei der großen Märzoffensive Kuropatkins gegen die Truppen Hindenburgs viel genannt wurde, ließ er eine große Reitbahn für Hindernisrennen anlegen, auf der alljährlich Hunderte russischer Offiziere ausgebildet wurden. 1906 erhielt er den Befehl über die 2. Gardekavalleriedivision und bewährte sich auch in dieser Stellung als schneidiger Reiterführer. In strategischer und taktischer Beziehung ist Brussilow gleich Kuropatkin ein gläubiger Schüler Skobeleffs, jenes ebenso sana-

Digitized by Google

tischen wie glücklichen Draufgängers, der als einziger es verstanden hat, dem russischen Heere den Willen zum Siege einzuhauchen. Aber Brussilows Feuergeist nahm dieses rücksichtslose Draufgängertum noch ganz anders in sich auf, als dies der ruhigen, überlegenden Gründlichkeit Kuropatkins möglich war. Später hat Brussilow auch viel von seinem Kollegen Iwanow gelernt und angenommen. Den Japankrieg machte er mit, ohne sich besonders auszuzeichnen; er tat seine Pflicht, trat aber wenig hervor. Immerhin war er, den heute die Londoner und Pariser Zeitungen schon als den „russischen Napoleon" bezeichnen, neben Rennenkampf und Mitschenko so ziemlich der einzige russische General, der ohne Einbuße an militärischem Ruf aus der Mandschurei zurückkehrte.

Schon 1909 wurde Brussilow kommandierender General und erhielt das 14. Armeekorps, das er später mit dem 12. vertauschte. Da man ihn inzwischen auch als tüchtigen Organisator und ehrlichen Verwalter schätzen gelernt hatte, wurde er für einige Zeit dem Heereskommandanten des Warschauer Militärbezirks, General Skalon, als Gehilfe beigegeben. Da er sich, wie gesagt, gleich zu Beginn des Weltkrieges sehr auszeichnete, erhielt er nach der Schlacht von Lemberg den Befehl über die 8. russische Armee und drang mit ihr im Tal der Theiß über die Karpathen bis Marmaros—Szigeth vor. Auch der zweite Einfall der Russen nach Oberungarn stand unter seiner Leitung. Während der monatelangen großen Karpathenschlacht focht er im Uszoker und im Duklapaß, fand aber hier in Boroevic einen ebenbürtigen Gegner. Ehe er hier noch durchzustoßen vermochte, wurde er in die große Niederlage Radko Dimitriews bei Gorlice mit verwickelt, mußte einen sehr schwierigen Rückzug antreten, wurde am San ernent geschlagen, verlor Przemysl und vermochte nur Trümmer seines Heeres zu retten. Obgleich die Schuld an diesen Niederlagen offenbar weniger an ihm als an der Unfähigkeit seiner Unterführer und an den heillosen Zuständen hinter der russischen Front lag, fiel er doch in Ungnade und ging nach Petersburg, um sich zu rechtfertigen, was ihm auch gelungen zu sein scheint, indem er alle Verantwortung Radko Dimitriew zuschob und in wenig schöner Weise gegen seinen früheren Gönner Sjuchomlinow wühlte. Nachdem daher Rußkij erkrankt, Iwanow abgenützt war und Kuropatkin den auf ihn gesetzten Hoffnungen nicht entsprochen hatte, griff man auf Brussilow zurück und übertrug ihm den Oberbefehl über den ganzen linken Flügel, der zu der großen Offensive in Wolhynien und Galizien bestimmt war. Brussilow zeigte denn auch, daß er aus den seitherigen Kriegserfahrungen viel gelernt hatte. Er traf mit großer Umsicht die umfassendsten Vorbereitungen, leitete die Offensive mit bemerkenswertem strategischem Geschick, bewiesene großen Scharfblick und rasche Entschlußfähigkeit, versuchte verschiedene taktische Neuerungen und erreichte dadurch manchen Erfolg. Von dem Draufgängertum des schneidigen Reiterführers konnte er sich freilich auch als Stratege ebenso wenig frei machen wie von der altrussischen Taktik der Massenstürme. Kaltherzig opferte er Tausende von Menschenleben, dem winzigsten Vorteil ließ er seine Sturmkolonnen mit Maschinengewehren vorwärts treiben. In dieser Hinsicht scheint er seine Vorbilder Großfürst Nicolai und Iwanow noch zu übertrumpfen und an rücksichtsloser Menschenvergeudung unerreicht dazustehen. Einen so grauenhaften Charakter nahmen unter seiner Führung diese Menschenschlächtereien an, daß selbst seine Unterführer empört Verwahrung dagegen einlegten. Im übrigen hat er aber zweifellos hohe strategische Begabung erwiesen, und die Art und Weise, wie er jede seiner drei Armeen immer abwechselnd als Hebel ansetzt, um die feindliche Stellung aus den Angeln zu heben, und wie er die gleiche Methode auch wieder innerhalb der einzelnen Armeen durchführt, zwingt zu ehrlicher Bewunderung. Auch spricht es für ihn, daß er,

General A. A. Brussilow,
der in rücksichtslosem Draufgehen die deutsche Front in Bessarabien und Wolhynien zu durchbrechen und Kowel und Lemberg zurückzuerobern trachtete.
Nach einer Federzeichnung von M. Zimmerer.

soweit sein Arm reicht, auf straffe Mannszucht hält. Als er 1915 sein Hauptquartier längere Zeit in dem auch jetzt wieder von ihm eingenommenen Brody hatte, ließ er unbarmherzig jeden plündernden Soldaten erschießen und machte selbst Offizieren gegenüber keine Ausnahme. Die Anwesenheit von Frauenspersonen an der Front duldete er nicht. Der Bevölkerung gegenüber erwies er sich leutselig und zuvorkommend, so daß sie ihn zwar ohne Kummer, aber auch ohne Haß scheiden sah. Da er im Gegensatz zu anderen russischen Offizieren immer sehr vornehm gekleidet war, elegant auftrat und ein ungezwungen feines Benehmen an den Tag legte, nannte man ihn „den europäischsten" der russischen Generale. Er ist ein Mann von mittlerer Größe mit sympathischen Gesichtszügen, trägt Brille und ist in seinem ganzen Aussehen von entschieden nichtrussischem Typus, den dagegen Iwanow in vollkommener Weise verkörpert. Heute ist Brussilow in Rußland so volkstümlich wie Joffre in Frankreich. Er gilt

Digitized by Google

für den starken Mann am rechten Platze. Aber die jedes Maß übersteigenden Offiziersverluste, die auf seine Taktik zurückzuführen sind, haben ihm doch viele Widersacher in der einflußreichen Gesellschaft erweckt. Auch bei den Truppen an der Front soll er nicht sonderlich beliebt sein. Zweifellos ist General Brussilow ein furchtbarer Gegner, der uns noch viel zu schaffen machen wird, aber auch er wird seinen Meister finden, hat ihn wahrscheinlich schon gefunden. K. F.

Die Mittel des Krieges.

Das rumänische Heer.

Von Friedrich Wencker. Mit 3 Abbildungen.

Vor fast vierzig Jahren hat das Heer des damals kaum zehnjährigen Fürstentums Rumänien seine erste Feuerprobe bestanden und damit sein Prestige vor den Augen Westeuropas begründet. Damals, im russisch-türkischen Kriege von 1877—78, rettete Fürst Karol mit seinen 35 000 Rumänen die Waffenehre des Zarenreiches, die durch die Siege des tapferen Osman Pascha vor Plewna einen empfindlichen Stoß erhalten hatte. Erst das Eingreifen der gutgeschulten rumänischen Truppen unter der persönlichen Führung des Hohenzollerprinzen führte die Entscheidung des Krieges zugunsten Rußlands herbei.

Seitdem gilt Rumänien als ein militärischer Faktor von nicht zu unterschätzender Bedeutung und der Fürst und nachmalige König Karol ist während seiner langen Regierungszeit unermüdlich bestrebt gewesen, seinem Heer diesen Ruf zu sichern und auf den Traditionen von Plewna weiterzubauen. Während des ersten Balkankrieges blieb Rumänien neutral, benützte aber im Jahre 1913 die Bedrängnis Bulgariens, um diesem nächsten Grenznachbar hinterlistig in den Rücken zu

Abb. 1. Rumänischer roter Husar in Paradeuniform.

fallen und ohne einen Schwertstreich und ohne eine Patrone abgefeuert zu haben, ihm eine Provinz zu entreißen. Die „Eroberung" der Dobrudscha, die Bulgarien im Frieden von Bukarest abtreten mußte, war kein Ruhmesblatt für die rumänische Armee und die Beziehungen zwischen den beiden Staaten sind seitdem immer gespannt

Abb. 2. Rumänischer General in Feldunifform.

geblieben; die Bulgaren mißtrauten mit vollem Recht dem tückischen Nachbar, und die Rumänen lebten beständig in der Sorge, die Bulgaren könnten, sobald sie sich von den schweren Verlusten der Balkankriege erholt hätten, die verlorene Dobrudscha zurückerobern.

Der rumänische Bauer, der an ein sehr bescheidenes Leben, an schwere Arbeit, Strapazen und Mühen von Kind auf gewöhnt ist, ist ein guter Soldat, der auch den Anstrengungen eines Feldzuges gewachsen ist und sie mit Gleichmut und Ausdauer erträgt. Er besitzt ein ziemlich stark entwickeltes Ehrgefühl, das durch das Bewußtsein, Nachkomme der alten Römer zu sein, an die heute noch der Name und die Sprache des Landes erinnert, noch bedeutend gehoben wird. Dies kommt besonders beim Offizierkorps zum Ausdruck, und der rumänische Offizier, der in Paris Europas übertünchte Höflichkeit und Zivilisation kennen lernte und sich in der Heimat gerne als Franzose des Balkans bewundern läßt, erinnert in mancher Beziehung auffallend an seine ebenso eitlen und prahlerischen gallischen Kameraden. Im Gegensatz zum gemeinen Soldaten stellt er erhöhte Anforderungen an Bequemlichkeit, verfeinerte Lebensführung und andere Annehmlichkeiten, die man wohl in der französierten Haupt-

Digitized by Google

stadt Bukarest findet, die aber ein Feldzug, wie der gegenwärtige, indes kaum bieten dürfte.

Die allgemeine Wehrpflicht wurde in Rumänien bereits im Jahre 1859 unter der kurzen Herrschaft des Obersten Cuza eingeführt, durch Zusätze und Nachträge von 1908 und 1913 bedeutend erweitert. Die bisher 21jährige Dienstpflicht, die mit dem vollendeten 21. Lebensjahr begann und mit dem 42. endete, wurde auf 25 Jahre, also bis zum 46. Jahr erhöht. Sieben Jahre, von denen bei der Infanterie 2, bei allen übrigen Waffengattungen 3 und bei der Marine sogar 4 Jahre auf die aktive Dienstzeit entfallen, gehört der rumänische Soldat dem aktiven Heere an; 12 Jahre zählt er daraufhin zur Reserve und endlich, vom 42. bis 46. Lebensjahre noch 4 Jahre zur Landsturmmiliz. Im Frieden wurde das rumänische Kriegsheer auf 10 aktive und 5 Reservedivisionen veranschlagt, zu denen noch etwa 2 Kavalleriedivisionen zu rechnen sind. Da der Gefechtsstand einer Division rund 20000 Mann beträgt, so ergibt sich daraus eine Gesamtstärke von 350000 Mann. Doch kann Rumänien, das außerdem noch über erhebliche Bestände an ausgebildeten Mannschaften der aktiven Armee und der Reserve verfügt, ohne besondere Schwierigkeiten etwa 600000 Mann an die Front schicken, während dann immerhin noch gut 150000 Mann des Landsturms als Besatzungs- und Okkupationstruppen zurückbleiben.

Die Ausbildung des rumänischen Soldaten kann als eine sehr gute bezeichnet werden, da sie sich in mancher Hinsicht streng an die so bewährte deutsche Felddienstordnung hält. Außerdem ist man in Rumänien ebenso wie bei uns bestrebt, die heranwachsende Jugend bereits in der Schule mit den Grundbegriffen militärischer Disziplin vertraut zu machen. Ähnlich unserer Jugendwehr findet in den oberen Klassen der höheren Schulen ein militärischer Unterweisungs- und Ausbildungskursus statt; außerdem müssen alle neunzehn- und zwanzigjährigen Wehrpflichtigen noch vor ihrer Einberufung an zwei Sonntagen in jedem Monat Exerzierübungen unter Leitung von Offizieren und Unteroffizieren des aktiven Heeres ableisten.

Ebenso eigenartig ist die Einrichtung der Kalaraschi-Kavallerieregimenter, die im Gegensatz zu den regulären Roschiori- (Husaren-) Regimentern nur aus Kaderschwadronen mit Wechselbetrieb bestehen. Für diese werden abwechslungsweise die ausschließlich aus bäuerlichen Grundbesitzerkreisen stammenden, mit ihren eigenen kriegsbrauchbaren Pferden und vorschriftsmäßiger Ausrüstung versehenen Rekruten drei Monate lang ausgebildet und dann 4 Jahre lang jeweils immer wieder auf einige Monate zu weiteren Übungen eingezogen. Dieses „Schimbus" genannte Wechselsystem ist der letzte Rest der früheren Milizorganisation der alten Donaufürstentümer Moldau und Walachei.

Abb. 3. Verschiedene Typen rumänischen Militärs.
Von links nach rechts: Infanterist, Soldat und Offizier der Calarasi (schwarze Husaren), Pionier, Jäger zu Fuß (Venator).

Das Offizierkorps ergänzt sich fast ausschließlich aus jungen Leuten, die nach Absolvierung der höheren Lehranstalten in die nach den einzelnen Waffengattungen getrennten Militärschulen in Bukarest eintreten. Außerdem werden besonders befähigte und erprobte Unteroffiziere aus dem Mannschaftsstand auf diesen Schulen zu einer Art Feldwebelleutnants ausgebildet.

Im Frieden gliederte sich die rumänische Armee in 5 Armeekorps, die ihren Sitz in den bedeutendsten Städten des Landes, in Bukarest, Craiowa, Galatz, Jassy und Konstanza hatten. Diese 5 Armeekorps zählten insgesamt 10 In-

Digitized by Google

fanteriedivisionen, 10 Kavallerie- und 10 Artilleriebrigaden. Eine jede Infanteriedivision setzt sich wieder aus 2 Infanteriebrigaden zu 2 Regimentern zu 2 Bataillonen, ans 1 Jägerbataillon, 1 Schwadron und 1 Artilleriebrigade zu 2 Regimentern und 6 Batterien zusammen, woraus sich ein Gefechtsbestand von 14 000 Gewehren, 180 Reitern, 48 Geschützen und 26 Maschinengewehren ergibt. Außer diesen großen Einheiten gibt es noch eine Anzahl Formationen, die jedem Korpskommando unmittelbar unterstellt sind. Hierzu gehören 1 Feldhaubitzendivision, 1 Telegraphenkompagnie, 1 Pionierbataillon und zahlreiche Hilfsdienste an Lazaretteinrichtungen sowie Munitions- und Verpflegungskolonnen. Außerdem gehören hierher noch die zur alleinigen Verfügung des Armeeoberkommandos stehenden schweren Feldhaubitzenbataillone, 14 Grenzschutzkompagnien, das Luftschiffer- und Eisenbahnbataillon und endlich alle Festungsformationen.

Gesteigert wird die Wehrkraft Rumäniens durch ein wohldurchdachtes Landesbefestigungssystem, das ursprünglich fast zum ausschließlichen Schutze gegen — Rußland angelegt wurde. Es ist im großen und ganzen ein Werk des belgischen Festungsbaumeisters General Brialmont, des Erbauers von Lüttich, der während der 80er Jahre die Befestigungsanlagen der rumänischen Heeresleitung prüfte und verbesserte. In den letzten Jahrzehnten entstand dann unter geschickter Ausnützung der reichlich vorhandenen Geländehindernisse eine Landesbefestigung, der die belgischen und französischen „régions fortifiées“ als Grundlage dienten. Gegen Rußland richtet sich die stark befestigte Serethlinie, deren Hauptstützpunkte, die mit einem Panzergürtel geschützten Städte Galatz und Focsani und der Eisenbahnknotenpunkt Cosmesti bilden. Außerdem ist gegen Österreich die Strecke zwischen dem Pruth und den Karpathen durch Feldbefestigungen gedeckt. Bukarest, die nur 60 Kilometer von der bulgarischen und etwa das doppelte von der siebenbürgischen Grenze entfernte Landeshauptstadt ist eine nach dem System Brialmont angelegte permanente Lagerfestung, deren Gürtel etwa 75 Kilometer beträgt und 18 Forts mit ebenso vielen Zwischenbatterien und Redouten umfaßt.

Die Bewaffnung und Ausrüstung des rumänischen Heeres ist durchaus modern und verschiedenen europäischen Großmächten entlehnt. Die Infanterie führt das 6,5 cm-Mannlichergewehr Modell 93, die Kavallerie den Karabiner des gleichen Modells. Die Feldartillerie hat das 7,5 cm Kruppsche Geschütz und die 12 cm Kruppsche Feldhaubitze, außerdem ein englisches 6,3 cm-Armstrong-Gebirgsgeschütz, wozu in den letzten Jahren noch mehrere französische 15 cm-Batterien von Schneider-Creusot kamen, während jetzt auch amerikanische und japanische Schiffsgeschütze sowie Munition dieser Länder nach Rumänien geschafft wurden.

Die Farbe der Uniformen, deren Schnitt teilweise an russisches u. franz. Muster erinnert, ist ein Mittelding zwischen unserem deutschen Feldgrau und dem österreichischen Blaugrau. Die ganze Art der übrigen Ausrüstung, die sich die Erfahrungen der beiden ersten Kriegsjahre zunutze machen konnte, ist solid und zweckmäßig.

Auch eine Flotte besitzt Rumänien, allein sie dürfte im Verlauf des Krieges nur eine sehr bescheidene Rolle spielen. Von einiger Bedeutung ist lediglich die rumänische Donauflottille, die aus 8 stark gepanzerten und mit Schnellfeuerkanonen und Haubitzen armierten Monitoren zu je 680 Tonnen besteht. Auf dem Schwarzen Meere besitzt Rumänien den kleinen Kreuzer „Elizabetha“ (1883, 1320 Tonnen), der auch als Artillerieschulschiff verwendet wird, ferner 7 Kanonenboote von 45 bis 110 Tonnen, 4 neue, erst während des Weltkrieges fertig gewordene Zerstörer und eine Reihe von Wachtschiffen und Patrouillenbooten.

Die Entscheidung über Rumäniens Zukunft wird nicht auf dem Wasser, sondern auf den Kriegsschauplätzen in der Dobrudscha und in Siebenbürgen fallen.

Vermischtes.

Das wichtigste Einfallstor in Siebenbürgen ist der südlich von Hermannstadt gelegene, vom breiten Alt durchströmte Rotenturmpaß, der die bequemste Pforte der Transsylvanischen Alpen bildet und schon als Trojans-Pforte den Römern bekannt war. Auf halber Berghöhe am Paß einsam erhebt sich ein mächtiger roter Turm, der, wie die Sage meldet, mit dem Blute der erschlagenen Türken rotgefärbt wurde. Die höchste Erhebung des Gebirges ist die bis zu 2620 Metern ansteigende Höhe Mundra, die von Petrosseny aus bequem erstiegen werden kann. Die unteren Hänge des dreigipfligen Berges sind bewaldet, oben aber ist alles kahl, und nur hin und wieder begegnet der Wanderer einem zerlumpten rumänischen Schafhirten. Vom Gipfel der höchsten Spitze aus genießt man eine großartige Fernsicht: Beinahe unermeßlich dehnt sich im Süden die rumänische Tiefebene aus, am Horizont begrenzt von dem hellen Streifen der Donau. Gegen Norden fällt das Auge auf das wellige Siebenbürger Hügelland und im Westen erhebt sich die stattliche Felsenkette des Hatszedergebirges.

Heizbare Handschuhe für Flieger werden neuerdings von einer englischen Firma hergestellt und sollen bei dem Heere allgemein eingeführt werden. Diese Handschuhe, die durch Elektrizität in stets gleichmäßig warmer Temperatur gehalten werden können, sind keine uniförmigen Kleidungsstücke, die den Gebrauch der Hand fast unmöglich machen, sondern aus wasserdichtem, eng anliegendem Stoff gefertigt. Die Drähte, die den Strom durch den Handschuh leiten, stehen mit dem Motor des Apparates in Verbindung. Zahlreiche Versuche sollen schon den Beweis für die praktische Gebrauchsfähigkeit dieser zweckmäßigen Erfindung erbracht haben.

Digitized by Google

Der Sammler

Deutsches und österreichisch-ungarisches Lagergeld für Kriegsgefangene.

Von W. Kremz. Mit 12 Abbildungen.

Zu den mancherlei Einrichtungen, die erst mit dem Fortschreiten des Krieges notwendig geworden sind, sich aber dann je länger je mehr als unentbehrlich erwiesen haben, gehört das Lagergeld, das für die Kriegsgefangenen sowohl in Deutschland wie in Österreich-Ungarn eingeführt worden ist. Wenn einmal der Krieg vorbei sein wird, wird auch das Lagergeld wieder verschwinden. Große Mengen werden sicherlich dann sofort vernichtet, einiges wenige auch in den Kriegssammlungen der öffentlichen Bibliotheken, Museen usw. aufbewahrt werden, während ein ganz kleiner Teil schließlich in den Privatsammlungen aufzufinden sein wird. Diese Tatsache liegt schon begründet in der ganzen Eigenart, die diesem Notgeld anhaftet.

Wenn man die Frage aufwirft, warum eigentlich besonderes Geld für die Kriegsgefangenenlager

Abb. 1. Ein 1 Pfennigschein aus dem Gefangenenlager Oberhofen.

hergestellt worden ist, so läßt sich darauf antworten, daß verschiedene Gründe hierzu maßgebend gewesen sein mögen. Ganz besonders mag dazu beigetragen haben, daß die Zahl der Gefangenen im Laufe des Krieges in so ungeahnter Weise angewachsen ist und somit der Verkehr mit den sonst landesüblichen Zahlungsmitteln nicht mehr gut angängig gewesen ist. Hätte man kein besonderes Lagergeld geschaffen, so würde in den Gefangenenlagern eine solche Unsumme von gemünztem und gedrucktem Kleingeld festgehalten und dem allgemeinen Verkehr entzogen worden sein, daß der hierin bestehende Mangel, der sich ohnehin im ersten Kriegsjahr einstellte, ein noch viel fühlbarerer gewesen wäre. Um aber auch von den weiteren Gründen etwas zu sagen, mag nur erwähnt werden, daß zweifellos auch Vorsichtsmaßnahmen die Einführung des Lagergeldes bedingten. Dadurch, daß dieses Papiergeld nur innerhalb des Lagers Gültigkeit hat und es zumeist auch noch mit dem Zusatz „Kein öffentliches Zahlungsmittel" versehen wurde, ist es für jeden außerhalb des Lagers Stehenden wertlos. Die

Abb. 2. Ein Gutschein über 10 Pfennig aus dem Chemnitzer Gefangenenlager.

Gefangenen können also mit Hilfe dieses Geldes in keiner Weise über den Bereich des Lagers hinaus Zahlungen bewirken; sie haben auch nicht die Möglichkeit, das im Kriege doppelt wertvolle Metallgeld irgendwie zu verschleppen oder gar auf diese oder jene Art ins Ausland zu schmuggeln.

Es wurde schon erwähnt, daß höchstwahrscheinlich das Gefangenenlagergeld schon bald nach dem Kriege eine große Seltenheit erlangen wird, und das wird dann seinen Wert noch erhöhen. Es wird manchen Sammler geben, der sich zu großen

Abb. 3. Rückseite des obenstehenden Scheines.

Opfern aufschwingt, um sich wenigstens einige Proben davon zu sichern. Um so freudiger wird es deshalb mancher begrüßen, wenn wir heute

Digitized by Google

in der Lage sind, aus der reichen Sammlung, die die Kgl. Hofbibliothek in Stuttgart darin heute schon besitzt, hier einige Abbildungen zu zeigen,

Abb. 4. 50 Pfennigschein der Inspektion der Kriegsgefangenenlager des XIV. Armeekorps.

die, nur um einiges verkleinert, genaue Wiedergaben der Originale darstellen.

Man muß sagen, daß bei der Herstellung dieser Scheine in sehr vielen Fällen ein ganz erheblicher Aufwand in der bildlichen Darstellung gemacht wurde, ein Aufwand, der vielfach auch das Künstlerische zu seinem Recht kommen läßt. Dabei ist es nun eine merkwürdige Erscheinung, daß das österreichisch-ungarische Lagergeld den Ruhm der größeren Schönheit für sich in Anspruch nehmen kann. Dies zeigt schon ein Blick auf unsere heutigen Bilder. Wie einfach nimmt sich das dem Stammlager Oberhofen entnommene 1 Pfennigscheinchen (Abb. 1) aus, das auf einfachem weißem Papier in gewöhnlichem Buchdruck hergestellt ist und nur den Stempel des Lagers aufgedrückt erhielt, um gültig zu sein. Anspruchsvoller in der Herstellung war schon der 50 Pfennigschein aus Karlsruhe i. B. (Abb. 4). Nicht ersichtlich ist auf unserem Bilde die in hochgestellten Rechtecken sich gebende Wasserzeichenprägung in dem kräftigen Papier, zu dem sich noch der in Rotdruck ausgeführte, gemusterte Streifen gesellt. Von den kleinen Werten gefällt uns am besten der 10 Pfennigschein aus dem Chemnitzer Gefangenenlager (Abb. 2 und 3). Er ist in der für unser Papiergeld üblichen Weise hergestellt, übertrifft in seiner Qualität, vielleicht auch in seiner Zeichnung sogar fast die gegenwärtig im Umlauf befindlichen Ein- und Zweimark-Darlehenskassenscheine. Der Grundton dieses 10 Pfennigscheins ist hellgrün, die Umrahmung, die Zeichnung in der Mitte, die Wappen unten, und die Zahlen in den Ecken auf der Vorderseite sind in Rotdruck, alles übrige in Schwarzdruck ausgeführt. Auf der Rückseite sind wiederum die Wappen und das unterlegte Strichelmuster in Rot-, die Zeichnung mit dem Text in der Mitte, sowie die Wertangabe in Schwarzdruck gehalten.

Für die badischen Gefangenenlager wurde durch das 14. Armeekorps Papiergeld ausgegeben, das, wie Abbildungen 5 und 6 zeigen, in der Druckausführung einander ähnelt und nur in Kleinigkeiten Abweichungen aufweist. Der auf der Schauseite angebrachte runde Stempel besagt, daß die Ausgabe von der „Inspektion der Gefangenenlager des 14. Armeekorps" erfolgt ist, wie das ja auch in der rechten Ecke unten durch Eindruck in den Schein nochmals hervorgehoben wird. Der Einmarkschein (Abb. 5) stammt aus dem Heidelberger Offizierslager. Er ist auf rotes, sogen. Umschlagpapier in Leinen-Imitation gedruckt, während der auf gleiches Papier von gelber Farbe gedruckte Hundertmarkschein aus dem Villinger Offiziersgefangenenlager kommt.

Abb. 6. Schein über 100 Mark aus dem Villinger Offiziersgefangenenlager.

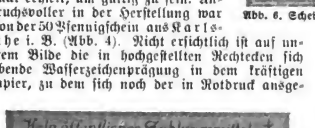


Abb. 5. Ein 1 Markschein des Offiziersgefangenenlagers Heidelberg.

Recht originell sind die kleinen, in Abb. 7 wiedergegebenen Marken, die ebenfalls vom 14. Armeekorps ausgegeben sind und als Kleinzahlungsmittel in den Lagern Verwendung finden. Die Farben sind bei 1 Pfennig grau, 5 Pfennig grün, 10 Pfennig rot, 20 Pfennig blau und 1 Mark gelb.

Nicht nur in schönheitlicher, sondern auch in abwechslungsreicher Hinsicht gilt das österreichisch-ungarische Gefangenenlagergeld als ganz besonders vorzüglich. Eine große Zahl der Gefangenenlager hat Wert darauf gelegt, die Notgeldscheine in recht hübscher, gefälliger Form herauszubringen. Noch als das einfachste darf wohl das Geld des Gefangenenlagers Freistadt (Abb. 8) in Ober-Österreich angesprochen werden. Auch die Österreicher haben die Einschränkung getroffen, daß das Geld nur innerhalb des Lagers verwendet werden darf. Jeder Schein zeigt eine derartige Anmerkung. Bei einzelnen, wie z. B. dem 20 Kronenschein des Lagers Katzenau bei Linz ist außerdem noch vermerkt, daß stark beschmutzte oder

Digitized by Google

zerrissene Scheine nicht angenommen werden. Die Entwertung der Scheine erfolgt teilweise durch Perforierung einer Buchstabenreihe oder durch Aufdruck des Stempels „Entwertet". Auffällig ist auch bei dem österreichischen Papiergeld, daß es durchweg die Faksimile-Unterschriften von Offizieren trägt, die entweder Lagerkommandanten, Vorstände der Rechnungskanzlei oder auch Proviantamtsvorstände und ähnliches sind. Auf diese Weise wird der Eindruck des vollgültigen Zahlungsmittels noch erhöht.

Um über die Scheine im einzelnen selbst noch einiges zu sagen, soweit es sich nicht aus den Bildern ohnedies ergibt, sei noch erwähnt, daß der schon genannte Freistädter Kronenschein (Abb. 8) rosa Untergrund und blauen Aufdruck zeigt. Auf der Rückseite ist an Stelle des Kaiserbildnisses der österreichische Doppeladler angebracht.

Ein gefälliges Bild weist der Schein aus Kleinmünchen (Abb. 9) auf. Das Strichmuster des Untergrundes zeigt braune Farbe, der Druck ist schwarz, wobei die Zahlen 1 und das Wort

Abb. 7. Verschiedene Wertmarken aus den Gefangenenlagern des XIV. Armeekorps.

Krone ganz weiß gelassen sind, ebenso das Band mit dem schraffierten Wort „Kleinmünchen". Vorder- und Rückseite sind bei diesem Schein ganz gleich. Letzteres trifft auch auf den Gutschein aus Braunau (Abb. 10) zu, dessen leicht gemusterter Grund in Hellgrün, die dunkel hervortretenden Worte in sattem Grün gehalten sind. Abweichend von den andern Scheinen fällt das Hochformat auf. — Blau mit Braun zeigt der in Abb. 11 wiedergegebene Zweikronenschein von Marchtrenk. Unsere Abbildung läßt das tapetenartige Muster (Blumen und Sterne in hoch gestellten Quadraten) des Untergrundes bei schärferem Hinsehen gerade noch erkennen. Recht hübsch hebt sich aber der braune Blumenkranz darauf ab. Der Druck der Schrift ist schwarz. — Nett und zierlich präsentiert sich schließlich der in Abb. 12 gezeigte 20 Kronenschein aus Katzenau, dessen Vorder- und Rückseite sich gleichen und dessen ornamentierter Rahmen mit vier kräftigen Zahlen in den Ecken den in Lilaschraffierung gehaltenen, lichten Untergrund hübsch hervortreten läßt. Im übrigen ergibt sich alles weitere aus dem im Original blaugrün gehaltenen Aufdruck.

All diese Beispiele zeigen, daß auch vorüber-

Abb. 8. Kriegsgefangenen-Lagergeld aus Freistadt in Ober-Österreich.

gehenden Dingen, die uns der Krieg gebracht hat, überall viel Fleiß und Aufmerksamkeit gewidmet wird, und daß Behörden und Industrie sich bemühen, auch in den mehr oder weniger wichtigen Angelegenheiten, zu denen das Kriegslagergeld gehört, praktischen und schönheitlichen Sinn zu offenbaren, so daß jedermann, nicht zuletzt wohl auch die Gefangenen selbst, dies wohlgefällig empfindet. Es ist darum gewiß kein Wunder, wenn auch die Sammlerwelt sich eifrig bemüht, von diesen Lagergeldscheinen einiges für sich zu sichern und als Andenken an die bewegte Kriegszeit in die Jahre des kommenden Friedens hinüberzuretten.

Das Zeitungswesen im französischen Schützengraben. Die Zahl der Schützengrabenzeitungen, die sich in Frankreich ganz besonderer Beliebtheit erfreuen, ist, wie nach dem Buchhändler-Börsenblatt eine Pariser Schilderung der „Times" in London berichtet, an der französischen Front und im Etappengebiet schon zu solcher Höhe angewachsen, daß diese Schützengrabenblätter in der Nationalbibliothek in Paris bereits eine eigene, ziemlich ansehnliche Abteilung zu füllen vermögen. Die größte und bekannteste dieser Veröffentlichungen ist der „Rigolboche" (in wörtlicher Übersetzung „Deut-

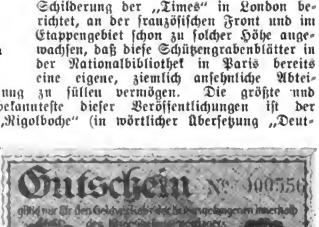


Abb. 9. Gutschein des Kriegsgefangenenlagers Kleinmünchen über eine Krone.

schenlacher"), der sich auch am meisten durch Soldatenhumor auszeichnet. Sehr oft kehrt in den Titeln der Schützengrabenblätter das Wort „Poi-

Digitized by Google

lus" wieder. Es gibt einen „Poilu" in der Champagne und einen in der Gegend von Verdun. Ein illustriertes Blatt von der Front führt den Titel „Der gefiederte Hase", ein anderes heißt „Der indiskrete Soldat". Im übrigen werden noch die Blätter „Kameradschaftlicher Krieg", „Bum voilas", „Beflica", „Die Argonnauten", „Granatenecho", „Erste Linie" und „Behaarte Ratte" als die bekanntesten Schützengrabenzeitungen genannt. Allerdings ist zu bemerken, daß der Humor dieser Blätter sich häufig genug bloß auf den Titel beschränkt, da inhaltlich alle möglichen chauvinistischen Hepartikel überwiegen, die beweisen, daß die französischen Soldaten den Pa-

Abb. 10. Lagergeld aus Braunau am Inn.

triser Presseleuten in dieser Beziehung nicht nachstehen wollen. Äußerlich sind die französischen Schützengrabenblätter denkbar einfach, worin sie sich von der englischen Konkurrenz in auffallender Weise unterscheiden. Der Text ist meist mit der Hand geschrieben und in einer verhältnismäßig geringen Anzahl von Exemplaren auf die billigste Weise vervielfältigt. Als charakteristisches Merkmal ist zu bemerken, daß der Spott im redaktionellen Teil sich sehr oft gegen die eigenen Landsleute richtet, so daß das Bestehen einer ziemlich tiefen Kluft zwischen Soldaten und Zivilisten enthüllt wird. Besonders scharf werden die französischen Drückeberger angegriffen, deren es anscheinend noch immer eine große Menge gibt. Auch werden die Zivilisten besonders darum getadelt, weil sie allzuviel von sich hören lassen, mehr sprechen und schreiben, als nötig ist, und eigensinnig auf ihren überlieferten, durch die Kriegsgesetze eingeschränkten Rechten und Gewohnheiten bestehen.

Kleinigkeiten. Die österreichische Rote-Kreuz-Kriegsauskunftsstelle, Wien I Stock-im-Eisenplatz 3, gibt ein „Österreichisches Suchblatt" zur Ermittlung verschollener Krieger im Felde heraus. Das Blatt, das alle ihm gemeldeten Vermißten,

Abb. 11. Ein Zwei-Kronenschein aus dem Lager von Marchtrenk.

auch mit Bild, verzeichnet, wird an die Anstalten des Roten Kreuzes, an Spitäler usw. unentgeltlich versandt und liegt in öffentlichen Lokalen auf. Die „Ungarische Suchliste" wird in gleicher Weise vom Roten Kreuz in Budapest herausgegeben. — Der „Champagne-Kamerad", die vielfach schon erwähnte Feldzeitung der 3. Armee, ist nun von der Antiqua- zur Frakturschrift übergegangen und der Umfang dieser interessanten Kriegsausgabe von 8 auf 12 Seiten erweitert worden. — Vom „Draht-

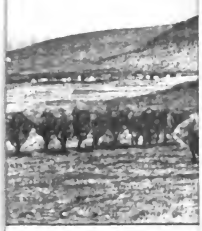
Abb. 12. Gutschein über 20 Kronen für Kriegsgefangene des Lagers Katzenau bei Linz.

verhau", der originellen und humorvollen Schützengraben-Zeitung des bayerischen Landwehr-Inf.-Regts. Nr. 1 in den Vogesen, ist die als Abschluß des 1. Jahrgangs erschienene Nr. 50 in besonders stattlichem Gewand und 16 Seiten stark erschienen. Unteroffizier Grundner, der Schriftleiter und zugleich erste und eifrigste Mitarbeiter des „Drahtverhau", hat gleichzeitig ein Bändchen Schützengrabengedichte erscheinen lassen, das eine Auswahl der im „Drahtverhau" erschienenen umfaßt.

Digitized by Google

Regeville

Watronville



der Maashöhen

Digitized by Google

Stets wurde ich gewahr, daß alle großen Nationen ihre Wahrhaftigkeit und Geistesstärke im Kriege erworben haben; daß der Krieg sie unterrichtet, der Friede sie betrogen; der Krieg sie geschult, der Friede sie irregeführt hat; mit einem Worte, daß der Krieg sie geschaffen, der Friede sie getötet hat.

John Ruskin.

Chronik des Krieges.

Vom 24. August bis 6. September 1916.

24. August. Neuer deutscher Luftschiffangriff auf London und die Marinestützpunkte Harwich, Folkestone und Dover. — Fortgesetzte französisch-englische Angriffe im Sommeabschnitt brechen blutig zusammen; nur bei Ovillers werden die Deutschen etwas zurückgedrängt. — Erfolge gegen die Russen bei Zwyzyn und an der Graberka sowie bei Pienicki. Im Tartarowpaß werden die Russen zurückgeschlagen. — Die Italiener richten starkes Geschützfeuer und lebhafte Patrouillentätigkeit gegen die österreichisch-ungarische Front an der Wippach. — Weitere Zurückdrängung der Serben am mazedonischen Westflügel. Auf dem Ostflügel erreichen die Bulgaren das Ägäische Meer. — Heftige Gefechte zwischen Russen und Türken bei Rayati. Türkisch-englische Erkundungsgefechte 25 km östlich Suez.

25. August. An der Sommefront hauptsächlich Artilleriekämpfe. Kleinere Infanteriekämpfe bei Thiepval, Tahure und Maurepas fallen zugunsten der deutschen Waffen aus. — Annäherungsversuche der Italiener im Plöckenpaß und im Fleinstal werden abgewiesen. — Die Bulgaren erzielen weitere Fortschritte am Ostrowosee und auf der Degansta-Planina. — Bewaffnung sämtlicher englischer Handelsschiffe.

26. August. Abweisung erneuter feindlicher Angriffe im Sommegebiet, sowie rechts der Maas. — Russische Versuche zur Überschreitung der Düna mißglücken. — Serbische Gegenangriffe gegen die Bulgaren schlagen fehl. — Kriegserklärung Italiens an Deutschland. — Erfolgreiche Angriffe österreichischer Seeflugzeuge gegen feindliche Überwachungsdampfer in der Adria.

27. August. Im Somme-Abschnitt scheitern alle feindlichen Anstrengungen zur Durchbrechung der deutschen Front. Lebhafte Feuertätigkeit an beiden Ufern des Kanals von La Bassée. —Nördlich des Dnjestr brechen starke russische Kräfte zum Angriff vor; ihre anfänglichen Erfolge werden aber durch Gegenstoß wieder ausgeglichen. Auch in den Waldkarpathen werden russische Angriffe zurückgeschlagen. — Heftige Kämpfe der Österreicher und Ungarn mit den Italienern am Cauriol. — Kriegserklärung Rumäniens an Österreich-Ungarn. Die Rumänen dringen sofort über die Siebenbürgische Grenze vor, und es finden Vorpostengefechte statt. — Die Bulgaren entreißen den Serben die Höhen südlich von Zborsko und bringen serbische Gegenangriffe an der Cekanska-Planina zum Scheitern. Einrücken russischer Truppen in die Dobrudscha. Italien. Streitkräfte dringen in das nördliche Epirus ein.

28. August. Kriegserklärung Deutschlands an Rumänien. Ernennung Hindenburgs zum Generalstabschef des deutschen Feldheeres und Ludendorffs zum Generalquartiermeister. — An der Somme macht sich wieder eine erhöhte Tätigkeit des Feindes bemerkbar, doch vermag er nirgends Erfolge zu erringen. Kein besseres Schicksal haben die französischen Angriffe auf dem rechten Maasufer. — An der Ostfront nur kleine Gefechte, bei denen die Verbündeten die Oberhand behalten. — Der Cauriol-Gipfel wird nach hartnäckigem Kampf von den Italienern genommen. — Zusammenstöße der österreichisch-ungarischen und der rumänischen Vortruppen in den Karpathenpässen. Die Österreicher und Ungarn gehen planmäßig zurück. Erfolgreiche Tätigkeit der österreichischen Donaumonitore im rumänischen Stromgebiet. — Gute Erfolge der Türken gegen die Russen auf dem rechten Flügel der Kaukasusfront.

29. August. Die feindlichen Angriffe beiderseits der Somme kommen unter dem deutschen Sperrfeuer meistens überhaupt nicht zur Entwicklung; an einigen Punkten werden sie im Nahkampf abgewiesen. Ebenso brechen französische Vorstöße östlich der Maas zusammen. — Deutsche Truppen erstürmen den Berg Kukul. — Die Österreicher und Ungarn räumen Kronstadt; auch Petrosony wird von den Rumänen besetzt. Erustere Kämpfe mit diesen entwickeln sich nordöstlich von Orsova sowie im Gyergyogebirge. Kriegserklärung der Türkei an Rumänien. — Befestigung der bulgarischen Erfolge in Mazedonien. Erhöhte Patrouillentätigkeit der Italiener an der unteren Vojusa.

30. August. Feindliche Erkundungsabteilungen bei Armentières werden abgewiesen. Sonst auf der Westfront hauptsächlich Artilleriekämpfe. — Rumänische Angriffe bei Herkules-Fürdö scheitern. Abbruch der diplomatischen Beziehungen zwischen Rumänien und Bulgarien.

Digitized by Google

31. August. Erfolgreicher deutscher Gegenangriff nördlich der Somme. Südlich der Somme werden starke französische Angriffe nach anfänglichen Teilerfolgen wieder zurückgeworfen. — Schwere Kämpfe gegen die Russen südwestlich Luck und bei Zborow, wo die Russen einige Vorteile erringen. Ebenso kommen sie an der Zlota Lipa etwas vorwärts, während ihre Anstrengungen im Abschnitt von Stanislau und in den Waldkarpathen völlig scheitern. — Italienische Vorstöße südlich Balcano mißglücken. — Die Österreicher und Ungarn räumen Hermannstadt, behaupten sich dagegen bei Orsova und Herkules-Fürdö gegen die Rumänen. — Auf dem linken Flügel der Kaukasus-Front erringen die Türken einen großen Sieg über die Russen und machen 5000 Gefangene. — Erfolgreiche Tätigkeit deutscher Unterseeboote im Bottnischen Meerbusen.

1. September. An der Westfront hauptsächlich Artilleriekämpfe. Ein französischer Vorstoß bei Maurepas bleibt erfolglos. — Erfolgreiche deutsche Gegenangriffe südwestlich Luck, wo 1100 Russen gefangen genommen werden. Auch der am Berg Kukul errungene Erfolg wird erweitert. Zahlreiche Teilunternehmungen des Gegners scheitern. Bei Zborow stellt ein österreichisch-ungarischer Gegenangriff die Lage wieder her. — Im Plöckenabschnitt gehen die Italiener zum Angriff vor, werden aber zurückgeworfen. — Die österreich.-ungarischen Truppen bei Orsova und Herkules-Fürdö treten den Rückzug an. Fortdauer der Kämpfe gegen die Rumänen im Ghergyogebirge. Luftangriff auf Bukarest. — Kriegserklärung Bulgariens an Rumänien. Revolution in Saloniki, wo die königstreuen griechischen Truppen unter französischer Mithilfe zur Waffenstreckung gezwungen werden.

2. September. Abermaliger erfolgreicher Angriff deutscher Luftschiffe auf London, Yarmouth, Harwich und die Humbermündung. — Schwere Artilleriekämpfe an der Somme; alle feindlichen Angriffe scheitern. — Russische Gegenangriffe bei Zborow werden abgewiesen, dagegen glückt den Russen die Wegnahme der Plosta-Höhe in den Waldkarpathen. An den übrigen Kampfpunkten daselbst haben sie keinen Erfolg. — Die Italiener greifen im Fleimstal an, vermögen aber nicht vorwärts zu kommen. — An der Bojusa haben sich größere Kämpfe gegen die Italiener entwickelt. Einmarsch deutscher und bulgarischer Truppen in die Dobrudscha. — Unabhängigkeitserklärung Kretas. Ein französisch-englisches Geschwader bedroht den Piräus und Athen.

3. September. Im Sommegebiet, wo sich die Kampffront nördlich bis Beaumont ausgedehnt hat, entwickelt sich nach unerhört heftiger Artillerievorbereitung eine gewaltige Schlacht. Auf beiden Flügeln werden Engländer und Franzosen unter schweren Verlusten abgeschlagen, dagegen glückt ihnen im Zentrum die Wegnahme der ersten deutschen Grabenreihe und der Dörfer Guillemont und Le Forest. Im Kampfgebiet von Verdun glücklicher deutscher Vorstoß an der Souville-Schlucht, wo 500 Franzosen gefangen genommen werden. — Bei einem erneuten Luftangriff auf London geht eines der deutschen Luftschiffe verloren. — Die Kämpfe westlich Luck endigen mit einem vollen Mißerfolg der Russen. Auch nördlich Zborow scheitern die Russenangriffe. Heftige Kämpfe bei Brzezany und in den Waldkarpathen. — Siegreiches Vordringen deutscher und bulgarischer Streitkräfte in der Dobrudscha, wobei die bulgarische Reiterei bei Kocmar 700 Rumänen gefangen nimmt. Deutscher Luftschiffangriff auf Konstanza. — Die Italiener werden östlich Valona geschlagen. — Beschlagnahme der deutschen und österr.-ungar. Schiffe in den griechischen Häfen.

4. September. In der großen Dauerschlacht an der Somme geht das Dorf Chilly verloren; sonst wird der anstürmende Gegner überall abgewehrt. Im Kampfgebiet von Verdun vergebliche Gegenangriffe der Franzosen an der Souvilleschlucht. — Heftige Kämpfe gegen die Russen bei Brzezany und in den Waldkarpathen. — Erhöhte Artillerietätigkeit an der italienischen Front. — Die Italiener werden von den Österreichern und Ungarn an der Bojusa, östlich Valona, geschlagen. — Einnahme von Dobric durch die Bulgaren. Deutsch-bulgarische Streitkräfte erstürmen die befestigten Vorstellungen von Tutrakan. Deutsche Luftangriffe auf Bukarest und Konstanza. Eintreffen portugiesischer Truppen in Saloniki.

5. September. Die Schlacht an der Somme tobt mit besonderer Heftigkeit. 28 feindliche Divisionen stürmen gegen die deutschen Stellungen, vermögen aber nur sehr bescheidenen Geländegewinn zu erzielen. Bei Gegenstößen werden 1450 Franzosen gefangen genommen und 23 Maschinengewehre eingebracht. — Die Russen erringen an der Zlota-Lipa und in den Waldkarpathen kleinere Vorteile, werden dagegen bei Zloczow zurückgeschlagen. — Erstürmung von sieben Werken bei Tutrakan durch deutsch-bulgarische Truppen. Russisch-rumänische Streitkräfte werden nördlich Dobric geworfen.

6. September. Fortdauer der Somme-Schlacht, deren Front sowohl auf dem englischen Nordwie auf dem französischen Südflügel weiter ausgedehnt wird. Rechts der Maas scheitern französische Vorstöße. — Die Russen kommen in der Richtung Halicz etwas vorwärts, werden dagegen bei Dorn-Watra zurückgeschlagen. Die Österreicher und Ungarn erobern einen russischen Stützpunkt südlich Fundul. Bei Toplicza müssen sie vor einer drohenden rumänischen Umfassung zurückgehen. — An der italienischen Front nur Artillerie- und Aufklärungstätigkeit. — Der stark befestigte Platz Tutrakan wird von den Deutschen und Bulgaren im Sturm genommen; 21 000 Gefangene, über 100 Geschütze.

Digitized by Google

Illustrierte Kriegsberichte.

Die beiden Offensiven an der italienischen Front.

Von **F. L. Graf von Doltolini.** Mit 9 Abbildungen.

Die diesmalige Betrachtung des italienischen Kriegsschauplatzes unterscheidet sich insofern von den früheren, als die dortigen Vorgänge nicht mehr isoliert von dem übrigen Kriegsbild Europas dargestellt werden können, sondern sich als ein Teil der, von der Pariser Frühjahrskonferenz beschlossenen, Generaloffensive der Ententemächte darstellen.

Als damals die Parole ausgegeben wurde, zu gleicher Zeit auf allen Fronten anzugreifen, hatte General Cadorna seinerseits erklärt, im Frühjahr alle Reserven am Isonzo zu sammeln und einen großen Vorstoß auf die dortigen österreichisch-ungarischen Stellungen zu wagen, während gleichzeitig die vielgerühmte russische Dampfwalze von Wolhynien über Ostgalizien, die Bukowina und die Karpathen ins Herz von Ungarn vorstoßen sollte. Und damit Deutschland der auf diese Weise schwerbedrohten Donaumonarchie nicht zu Hilfe kommen könne, so sollte ein englisch-französisches Riesenheer in der Pikardie und der Champagne und ein russisches an der Düna die deutschen Kräfte binden.

Diesen ruchlosen Plan brachte, was das deutsche Heeresgebiet betrifft, einerseits die Tapferkeit der Hindenburg-Armee an der Düna, anderseits die mit außerordentlichem strategischem Genie eingeleitete Offensive gegen Verdun zu Fall. Was das österreichisch-ungarische Heeresgebiet betrifft, so war es die Offensive der Armee Dankl, die die Italiener hinderte, ihrerseits die große Offensive am Isonzo im Mai zu beginnen.

Dieser Vorstoß der Armee Dankl bildet eines der schönsten Ruhmesblätter der österreichisch-ungarischen Armee. Mit frischem kühnen Mut, wie man ihn nach einem Stellungskrieg von der Dauer eines Jahres nicht zu erwarten wagte, stürzten sich die Truppen Danklś, vorwiegend Tiroler, Kärntner und Steiermärker auf den Feind. Ganz besonders war es die Anwesenheit des außerordentlich beliebten Erzherzog-Thronfolgers, die die Truppen begeisterte.

Am 12. März 1916 war der Erzherzog zum Feldmarschalleutnant und zum Kommandeur eines Korps der Armee Dankl ernannt worden. Mit unbeschreiblichem Jubel der Truppen wie der kaisertreuen Bevölkerung Tirols wurde der Prinz in Trient empfangen. Die Vorbereitungen zur Offensive wurden nun in aller Stille, aber mit größter Emsigkeit begonnen. Jeder Mann an dieser Front fühlte es, daß nun endlich Italien die strafende Faust für seinen Verrat verspüren sollte. Erzherzog Karl Franz Joseph sorgte mit bewunderungswürdigem Eifer und gewissenhaftester Hingebung, daß diese Faust hart und geschickt zur Führung der Streiche werde. Es gab keine Kompagnie, keinen Train, kein

Abb. 1. Steinbrücke bei St. Lucia im oberen Isonzotal. Nach einer Photographie des Pressedienstes des K. u. K. Kriegsministeriums, Wien.

Feldspital, keine Feldküchen- oder Bäckerei-Abteilung, wo der Thronfolger nicht geweilt hätte, um durch persönliche Einsichtnahme und den wertvollen Kontakt mit Offizieren und Mannschaften die besten Grundlagen für den Erfolg zu schaffen. In den ersten Maitagen des Jahres 1916 zog er mit seinen Regimentern, voran die ruhm- und ehrenreiche schlachtenerprobte Fahne der Tiroler Kaiserjäger, auf die Hochfläche von Lafraun und Vielgereuth.

Noch am 14. Mai schrieben die italienischen Zeitungen, der Fall Rovereits sei nicht mehr fern, und bald würden die Truppen Vil-

Digitized by Google

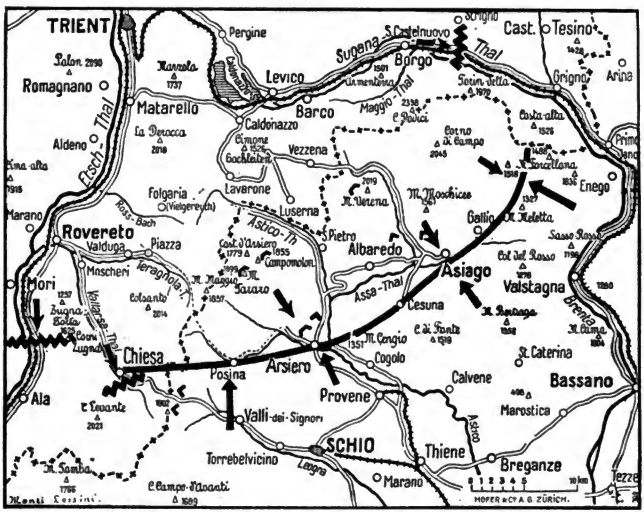


Abb. 2. Übersichtskarte über das Gebiet der österreichisch-ungarischen Offensive zwischen Etsch und Brenta.

tor Emanuels sich der Hauptstadt Südtirols, dem alten, stolzen Trient nähern.

Da brach am 15. Mai das Ungewitter los. Erzherzog Eugen, der Oberbefehlshaber der Südwestarmee hatte die Einleitung der Offensive dem Korps des Thronfolgers zugewiesen. Im ersten Ansturm wurden die Italiener geworfen; gleichzeitig griffen die Seitenkorps an und zwar in den tief eingeschnittenen Tälern, dem Brandtal und dem Laintal (Terragnola) wie auch auf dem gewaltigen Gebirgsstock, der sich zwischen dem fruchtbaren Suganatal und der italienischen Provinz Vicenza ausdehnt. Während die Massen, rastlos voran stürmend, in den Tälern die italienischen Befestigungen erstürmten, erkletterten die Kaiserjäger gemsengleich, als echte Alpensöhne die schroffsten Felsgipfel und säuberten diese von allen feindlichen Vorposten und Patrouillen.

Auf dem linken Flügel mußte sogar das ganze Grazer Korps von dem Suganertal nach der Befreiung von Burgen und Runscheiu aufsteigend, den härtesten Gebirgskrieg mitmachen. Aber nachdem einmal der Armenterrücken erobert war, ging es von einem Felsenkar zum andern, von einer Schlucht zur andern, bis endlich die Kette der italienischen Dauerbefestigungen erreicht war, an welcher der Kommandeur der ersten italienischen Armee, General Peccori Giraldi, den Durchbruch aufzuhalten suchte. Was von der italienischen Armee nicht gefallen oder gefangen war, flüchtete in den Fortsgürtel, den Italien in größter Stille gerade in der besten Zeit des Dreibundes gegen seinen Bundesgenossen erbaut hatte. Aber der wundervolle Schwung der österreichisch-ungarischen Armeen konnte auch durch diese, mit allen Mitteln moderner Technik ausgestatteten Festungen nicht gebrochen werden. Es war, als wenn die tapfern Truppen beflügelt worden wären, seitdem sie den Boden des verräterischen Italiens unter ihren Füßen hatten. Alle Festungen wurden von diesen erobert und damit die italienische Front von der Etsch bis zur Brenta durchbrochen. Campomolon, Balbona, Toraro fielen rasch nacheinander. Der Widerstand gegen den Abstieg in die Posinaniederung wurde in blutigem Ringen am Cimone gebrochen, Arsiero wurde erobert, die Salzburger Regimenter stürmten den Cengioberg südwestlich von Asiago,

Digitized by Google

die Kaiserjäger die dräuende Feste der Priasora und des Erzherzogs-Thronfolgers Vorposten näherten sich Schio und damit der lombardischen Ebene.

Die Italiener rechneten bereits mit einem völligen Zusammenbruch ihrer Heeresmacht. In größter Eile führte General Cadorna die Reserven von der Isonzofront nach dem Vicentinischen, wo er auf der Linie Verona-Thiene-Marostica-Bassano der Armee Dankl und auf

leicht möglich, Österreich-Ungarn zu zwingen, von der weiteren Durchführung der großzügigen Offensive in Italien Abstand zu nehmen. Insbesondere gebärdete sich der schon seit Kriegsbeginn an schwerer Neurasthenie leidende König Viktor Emanuel verzweifelt. Nicht weniger als neunmal telegraphierte er an einem einzigen Tage an den Zaren, ihn aufflehend, ungesäumt den russischen Vormarsch anzuordnen. Und wirklich wurde, wenn auch nicht der Zar selbst, so

Abb. 3. Blick in das Etschtal, dem westlichen Ausgangspunkt der österreichisch-ungarischen Offensive.
Nach einer Zeichnung von G. Wildmayer.

jener zwischen Feltre und Vittorio-Veneto einer vom Cadoretal erwarteten zweiten österreichisch-ungarischen Armee begegnen wollte.

Im italienischen Hauptquartier in Udine herrschte helle Verzweiflung. Wußte man doch, daß, wenn es dem Gegner glückte, bis zu der Eisenbahnlinie Mestre-Padua vorzustoßen, die italienische Isonzolinie aufgegeben werden mußte und es galt für mehr als zweifelhaft, ob die beiden dortigen Armeen des Generals Frugoni und des Herzogs von Aosta die Zeit finden würden, sich zurückzuziehen. Die einzige Hoffnung, die man noch hatte, war Rußland. Würde dieses sofort die von seinem Vertreter auf der Pariser Konferenz bedingungslos zugesagte große Offensive in Wolhynien beginnen, so wäre es vielboch dessen General Brussilow der Retter aus Italiens höchster Not.

Die mit beispielloser Rücksichtslosigkeit, in bezug auf die Opferung des Menschenmaterials durchgeführte russische Offensive errang gewisse Erfolge, die Österreich-Ungarn zwangen, wenigstens vorübergehend die Offensive gegen Italien zu unterbrechen. Die Reserven an Mannschaften und Geschützen wurden im Nordosten benötigt und daher abtransportiert. Das veranlaßte aber den Erzherzog Eugen, die während der Offensive winklig gewordene Linie gerade zu ziehen und die vorspringenden Teile zu räumen. Die defensiv zu haltende Linie wurde bestimmt im Osten durch den Monte Lisser am Eingang des Suganatales, im Westen durch den

Digitized by Google

Abb. 4. Das zertrümmerte, von den Österreichern und Ungarn eroberte italienische Panzerwerk Monte Verena, das seinerzeit im italienischen Tagesbericht als „flüchtig befestigter Geschützstand" bezeichnet wurde.

Pasubio beim Fngazzapaß. Entsprechend dieser Linie wurden auch die Trümmer von Asiago und Arsiero geräumt, jedoch im Schußbereich der Geschütze gehalten.

Drei Tage war die neue Stellung bereits bezogen, ohne daß die Italiener des Vorgangs sich bewußt geworden wären. Als dies aber der Fall war, trat einer der eigenartigsten Vorgänge des Weltkrieges ein: Cadorna fingierte eine Gegenoffensive und führte diese theatralisch durch. Galt es doch, die tiefgesunkene Moral der italienischen Truppen und des Volkes zu heben. Mit gewaltigem Munitionsverbrauch ließ er die verlassenen Schützengräben am Monte Cengio und bei Cesuna bombardieren, und nach einem längeren Trommelfeuer stürmten seine Truppen unter dem Rufe „Avanti Savoia" die leeren Gräben. Am Abend aber konnten die großen Blätter in Rom, Mailand und Turin italienische „Siege" in lärmendster Weise schildern. Noch heute glaubt das italienische Volk, daß die Beziehung der obengenannten Linie zwischen Monte Pasubio und Monte Lisser nicht eine wohlüberlegte taktische Maßnahme der österreichisch-ungarischen obersten Heeresleitung war, sondern durch den „Sieg" der italienischen ersten Armee erreicht worden sei.

Freilich, als die Italiener die leeren Gräben genommen und Geschmack an den billigen Triumphen bekommen hatten, glaubte Cadorna, er könne nun auch weiteres wagen; allein es gelang ihm nicht mehr auch nur einen Schritt weiter vorwärts zu kommen. Auch alles Manövrieren hatte keinerlei Erfolge. Angesichts der Schwierigkeiten, die sich den Italienern hier entgegenstellten und die ihnen nicht einmal gestatteten, die gegnerischen Kräfte zur Grenze zurückzudrängen, kehrte Cadorna zu seinem ursprünglichen Plan, einer Offensive am Fsonzo, zurück. Dort waren die Geländeschwierigkeiten weit geringer als in den steilen vizentinischen Dolomitalpen. Er kalkulierte daher, daß dort die Übermacht an Menschenmaterial, über die er verfügte, gewichtiger in die Wagschale fallen werde. Daher begann nun der Rücktransport des in der venetianischen Ebene gesammelten Reservebeeres nach dem Fsonzo. Ein Vorstoß über das Fsonzotal in der Richtung auf Triest ist nun einmal der Lieblingsgedanke des greisen italienischen Heerführers. Fünf Schlachten hat er zu diesem Zweck vergeblich geschlagen, fünfmal hat er seine Hartnäckigkeit mit schweren Niederlagen und furchtbaren Blutopfern bezahlen müssen. Nun aber lag beim sechsten Male eine andere Situation vor. Einerseits übte Brussilow noch immer einen starken Druck auf die österreichisch-ungarische Nordostarmee aus, anderseits hatte die italienische Armee neue artilleristische Unterstützung erhalten. Teils waren es die im Lande (Terni) hergestellten Geschütze, wie die neue 10,5 cm-Kanone, dann aber zahlreiche schwere Kaliber, die in Frankreich und England fabriziert worden waren. Auch die weittragenden Schiffsgeschütze der großen Panzerschiffe wurden von Cadorna an den Fsonzo geschafft, um aus der Ferne an dem geplanten Vorstoß teilzunehmen.

Trotzdem Cadorna die Vorbereitungen zu seiner Offensive so geheim wie möglich zu halten suchte, so war es doch bei den umfangreichen Transporten ganz ausgeschlossen, das Geheimnis durchaus zu wahren. Tatsächlich war man auf der Seite unserer Verbündeten genau über die Truppenbewegungen in Italien unterrichtet,

Digitized by Google

und selbst die italienische Verschleierungsdiversion beim Rollepaß brachte nicht die beabsichtigte Wirkung. Der Plan der Italiener war der, zunächst einen Flankenstoß von Monfalcone in nordöstlicher Richtung zur Umgehung des Torberdoplateaus zu unternehmen, etwa in der Richtung von Opachiasella und dann mit dem Gros frontal auf Görz vorzustoßen. Görz war seit langem der Traum der Italiener. Würde diese an sich zwar unbefestigte Stadt, die aber seit Jahresfrist nach ihrer Ansicht der Mittelpunkt der österreichisch-ungarischen Isonzostellung war, fallen, so glaubten sie, daß ihnen einerseits der Weg nach Triest, anderseits jener nach Laibach offen stehe. Sie ahnten nicht, daß die Stadt Görz und der auf dem rechten Isonzoufer gelegene Brückenkopf, die Podgorahöhe, nur ein Vorwerk der österreichisch-ungarischen Hauptstellung sei und ebenso, daß die Werke auf dem westlichen Toberdoplateau nur Vorstellungen der ungleich stärkeren Stellungen auf dem östl. Plateau seien. Und endlich, was stellte für die österr.-ungarische Armee der Besitz von Görz dar? War dies überhaupt noch die österreichische Blumenstadt, das Nizza der Donaumonarchie? Oder war es nicht vielmehr ein trostloser Trümmerhaufen geworden?

Als im Juni 1915 die ersten Granaten in die liebliche Stadt fielen, deren jahrhundertelanger Stolz es war, ein Mischbild deutscher und italienischer Kultur zu sein, in der Deutsche, Italiener und Slowenen, geeint durch treue Liebe zu Kaiser und Reich in bester Harmonie lebten, da dachte niemand, daß der Granatenhagel volle vierzehn Monate dauern werde. Aber Görz trotzte! Im Herbst vorigen Jahres saß man noch vor dem „Café Corso" am Franz Joseph-Korso, und da konnte es sogar vorkommen, daß eine Kugel zwischen Zeitung und Kaffeetasse des Gastes niederfiel, und doch ging das Leben in Görz seinen Gang weiter. Dann freilich kam die Zeit, daß das Leben sich von Görz allmählich zurückzog. Die Bevölkerung wurde, soweit sie nicht selbst auf eigene Kosten nach Wien, Graz, Budapest oder Triest übersiedelt war, nach Steiermark gebracht, wo im Lager von Wagna bei Graz ihr ein Asyl, Brot und Arbeit gegeben wurde. Und in die verödeten Straßen fuhr der eiserne Tod!

Abb. 5. Erstürmung eines Berges in den Dolomiten durch österreichisch-ungarische Truppen. Nach einer Tonzeichnung von Fritz Bergen.

Aus den weißen Palästen des Görzer Adels wurden mehr und mehr weißgraue Schutthaufen, in den nach Versailler Muster angelegten Gärten bildeten sich Granatlöcher, und der süße Duft der Rosen und des Jasmin mischte sich mit

Digitized by Google

Abb. 6. Italienische Stikompagnien auf dem Marsch im Hochgebirge.
Nach einer italienischen Photographie gez. von R. Oeffinger.

Leichengeruch. Die alten schönen Kirchen von Görz verschwanden. Hier ragte eine Apsis ohne Kirchenschiff noch empor, und den darunterstehenden Hochaltar beschien ebenso wie die Fresken der helle Sonnenschein, dort stand nur noch ein Glockenturm, während das Gotteshaus selbst zu einem wüsten Haufen von Steinen und verkohlten Balken geworden war. Die Häuserreihe auf der Piazza grande glich aufs Haar den Straßen von Messina nach der tragischen Nacht des großen Erdbebens. Die Amtslokalitäten des Bezirkshauptmanns lagen in den letzten Tagen in den Kellern des Amtsgebäudes. Droben waren alle Stockwerke längst zerstört, das Treppenhaus hing scheinbar in der Luft, und ein Schutthaufen von mehreren Metern Höhe bedeckte das Erdgeschoß. Und mitten im Schutthaufen befand sich der Eingang zum Keller, die Türe, die zur „Kaiserlich-Königlichen Bezirkshauptmannschaft" führte. Drunten arbeiteten die Beamten, rasselten die Schreibmaschinen bis zu dem Tag, da das Trommelfeuer begann und die Italiener auch die letzten Reste der einst so schönen, alten Stadt zerstörten.

Genau programmäßig, wie man es in Paris vereinbart hatte, nur mit mehrmonatlicher Verspätung begann nun Cadorna seine „große" Offensive. Der alte Heerführer Italiens hätte persönlich den Angriff gerne noch etwas hinausgeschoben, aber da weder die Engländer und Franzosen an der Somme, noch die Russen in Wolhynien und Ostgalizien andere als rein örtliche Erfolge erzielt hatten, so drängte man von Paris und London um so mehr darauf, daß die Italiener mit allen Kräften der Generaloffensive sich anschlössen und das ihrige dazu beitragen sollten, daß der Entente der Endsieg verbleibe.

Wie gewöhnlich, setzte die Offensive mit einem gewaltigen Trommelfeuer der Artillerie ein. Frankreich und England hatten an Geschützen gesandt, was sie irgendwie entbehren konnten. Selbst die schweren Festungsgeschütze der Sperrforts an der italienisch-französischen Grenze waren hierher vor Görz geschafft worden. Zunächst konzentrierte sich das Feuer auf den Brückenkopf von Görz, die Podgorahöhe auf dem westlichen Isonzoufer. Die relativ kleine Anzahl der Verteidiger mußte einem solchen Höllenfeuer aus Hunderten von Eisenschlünden weichen. Aber so lange sie Podgora hielten, suchten die tapferen Verteidiger dem Feind die Einnahme dieses Bollwerks so teuer wie möglich zu gestalten. Noch ehe die Bataillone der hier zusammenstoßenden italienischen Armeen des General Fingoni und des Herzogs von Aosta zum Sturm vorgingen, bildeten sich vor ihren Stellungen ganze Berge italienischer Soldatenleichen. Aber diese Verluste waren noch gering

Digitized by Google

Abb. 7. Das blutgetränkte Isonzotal bei Görz, der Schauplatz von 8 großen verlustreichen Angriffen der Italiener gegen ihre ehemaligen Bundesgenossen. Im Vordergrund die Salcanobrücke, die größte Steinbrücke Europas. Nach einer nördlich von Görz gemachten Aufnahme.

gegenüber jenen, welche die Italiener erlitten, als nun das Signal zum Sturm gegeben wurde. Fünfmal brachen sie hervor — Grenadiere, Musketiere, Alpenjäger und Bersaglieri in bunten, dichtgedrängten Haufen. Bis auf ein paar hundert Meter vor die österreichisch-ungarischen Stellungen kamen sie, dann krachten die Salven der ungarischen Schützen und ratterten die Maschinengewehre. Italiens Jugend fiel, niedergemäht auf dem rauhen Karstboden, die wenigen, welche verschont geblieben oder nur leicht verwundet waren, suchten ihr Heil in feiger Flucht.

Und trotz dieser beispiellosen Tapferkeit der Soldaten Kaiser Franz Josephs befahl das Oberkommando in der Nacht die Räumung der Podgorahöhe. Der Grund zu dieser Maßnahme war genau der gleiche, der auch am nächsten Tage veranlaßte, Teile des Doberdoplateaus und der Höhe von San Martino zu räumen. Die Unterstände, die in sechzehn Monate langer Arbeit geschaffen und in dem harten Karstboden mit dem Meißel getrieben worden waren, hatten unter dem Geschützfeuer sehr stark gelitten. Die Granaten rissen das Gestein in Splitter, teilweise zermalmten sie es zu Staub. Neue Gräben in dieser Gegend des Karsts anzulegen oder die zerstörten wieder herzustellen, hätte Wochen beansprucht. So blieb, um unnütze Menschenopfer zu vermeiden, nichts anderes übrig, als die tapfern Heldentruppen unbesiegt in die dahinter längst ausgebaute zweite Stellung zurückzunehmen. Gerade dieses Zurücknehmen aber forderte anderseits die Aufgabe des weit aus der Linie vorspringenden Stadtgebietes von Görz.

War auch die Stadt nach dem letzten Trommelfeuer des Feindes nur noch eine Ruinenstadt mit geringeren Mauerresten als selbst Pompei, so ist es dem Generaloberſten von Boroevic sicher seelisch nicht leicht geworden, dieses Trümmerfeld, die Reste von Görz, dem Feinde zu überlassen.

Nach planmäßiger Rücknahme der Truppen zogen die ersten italienischen Soldaten ein. Furchtsam eilten sie vorwärts, während die vom St. Markus- und St. Gabrielsberg herabsausenden Granaten der österreichisch-ungarischen Artillerie ihnen den Willkommgruß in Görz entboten. Nichtsdestoweniger erhob sich in Italien sogleich ein Siegesgeschrei sondergleichen! Man weinte vor Freude, man umarmte sich, man erhob — natürlich nur auf dem Papier — die Heldensöhne in den Himmel! Der „Erfolg" entflammte die Italiener zum hellen Größenwahn. „Das Italien der Schmach und der Schande hat aufgehört zu bestehen" — jubelten

Digitized by Google

Abb. 8. Ein österreichisch-ungarisches Korpshauptquartier.
Nach einer Photographie des Pressedienstes des K. u. K. Kriegsministeriums.

des Geldes und wirtschaftlichen Hilfe seiner neuen Bundesgenossen bedarf, konnte sich nicht länger sträuben, ohne sich in einen Gegensatz zu Frankreich und England zu stellen, der ihm teuer zu stehen kommen könnte.

So wurden Ende August italienische Truppen in Saloniki ausgeschifft, um an den Operationen der Armee Sarrail teilzunehmen, die griechische Küste von Nord-Epirus wurde von den Italienern besetzt. Kleine flache Transportkähne schafften rastlos aus Frankreich kommende Geschütze nach Valona, Chimara und anderen

die Blätter! „Mit Görz beginnt ein neuer Abschnitt italienischer Geschichte. Unser ungeheurer Haß (!) treibt uns nun rastlos weiter nach Triest und nach Wien!" Nach solchen Worten mußte man erwarten, die italienische Offensive werde nun im gleichen Tempo fortschreiten. Nach dem Brussilowschen Beispiel würden auch Cadorna und seine Unterführer an der Isonzofront rücksichtslos Hekatomben opfern, um wenigstens das nur 30 Kilometer von Görz entfernte Triest zu erreichen. Allein zur größten Überraschung aller Beobachter dieses Krieges flaute die Offensive Cadornas nach der Besetzung von Görz völlig ab. Nach einigen schwächlichen Versuchen hörten die Infanterieaktionen auf, und nur noch die Kanonen brummten das Nachspiel zu der blutigen sechsten Isonzoschlacht.

Indessen werden zu diesem Abflauen der italienischen Offensive nicht nur die Mißerfolge gegenüber den gewaltigen neuen Stellungen des österreichisch-ungarischen Heeres beigetragen haben, sondern auch das Eingreifen Italiens auf andern Kriegsschauplätzen.

Trotzdem General Cadorna persönlich stets hiervor die römischen Politiker gewarnt hatte, so wurde doch gerade seit dem immer deutlicher werdenden Mißerfolg der Offensive der Entente an der Somme und in Rußland der Druck auf Italien immer stärker, seinen relativ bedeutenden Reichtum an Truppen, der Sache der Alliierten auch auf andern Kriegsschauplätzen zur Verfügung zu stellen. Italien aber, das stets

Küstenplätzen. Dies führte dazu, daß außer kleinen Kämpfen rein örtlicher Bedeutung, bei welchen die Initiative von österreichisch-ungarischer Seite ausging, von der Adria bis zum Stilfser Joch wieder allmählich jene Stille eintrat, die vor

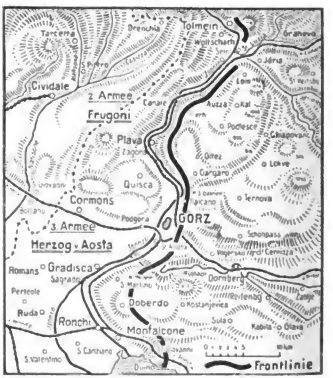


Abb. 9. Übersichtskärtchen des Isonzogebiets mit der Frontlinie Mitte August 1916.

dem Beginn der großen österreichisch-ungarischen Offensive gegen die Provinz Vicenza herrschte. Aber wenn auch relative Ruhe in den großen Aktionen eintrat, die junge Waffe der Flieger

Digitized by Google

zeigte sich immer von der gleichen frischen Tätigkeit. Von den Flugfeldern bei Triest und Pola stiegen die Flugzeuge fast täglich auf, um die militärischen Anlagen in Oberitalien und besonders den wichtigen Kriegshafen Venedig zu bombardieren. Große und schöne Erfolge wurden bei diesen Luftfahrten errungen und bilden ebenfalls neue Ruhmesblätter in der lorbeerreichen Geschichte des Heeres der Habsburgischen Monarchie.

Bei den Luftkreuzern.

Von Anton Fendrich.[1])

Als ich nach so manchem großen Tag in der Jade und draußen auf Vorposten am Feind eines Morgens vor dem Kommandanten am Fallreep stand und drunten im Boot mein fröhlicher Posener[2]) mit meinen Koffern schon wartete, da wurde es mir etwas sonderbar unter dem linken Brusttuch. Ich hatte ein Stück meines Herzens bei den Leuten des . . . gelassen. Werd' ich dich jemals wiedersehen, stolzes Schiff aus Stahl und todbereiten Menschenseelen? Denn die schwarze Ledermappe[3]) war zuletzt immer häufiger gekommen und gegangen, und die Zeit schien sich erfüllen zu wollen.

Aber hinweg mit den dunkeln Gedanken! Da oben irgendwo, wo weißer Dünensand und grünes Heidekraut und perlmuttrig schimmernder Feuerstein, geschliffen und geglättet durch hunderttausendjähriges Wogenspiel, den Wanderer eher zum Liegen als zum Gehen einladen, da wohnen die Mariner, die das Meer mit dem Himmel und die schweren Panzerkolosse mit den luftigen Kreuzern aus Aluminium und Leinwand vertauscht und es auf neuen Wegen England schon beigebracht haben, daß es keine Insel mehr ist. Der Abend brach über Watt und Deiche herein, als ich mit dem Auto gegen eine Gruppe von Gebäuden zufuhr. Hier hoben sich mit den großen Linien der modernen Eisenbautechnik die dunkeln Luftschiffhallen vom hellen Abendgewölk ab.

„Wieviele?" höre ich fragen.

Eine ganz beruhigende Anzahl!

Die Kommandanten saßen am blumengeschmückten Hufeisentisch gerade beim Abendessen. Es waren nicht alle. Einige befanden sich „unterwegs". Von der Wand herab grüßte der schwäbische Graf, der zähe Aushalter, ohne dessen jahrzehntelanges Ringen das alles hier nicht bestände. Diese Männer, zumeist zwischen dreißig und vierzig, hatten schon manchesmal die wilde Jagd über England zwischen den suchenden Scheinwerfern und den platzenden Granaten hindurch mitgemacht. Obwohl sie hier friedlich in der Heide wohnten, leuchtete der feste Jägerblick, wie er die Gesichter der Leute an der Front erhellt, unter ihren Stirnen. Mitten im Gespräch erhob sich einer der Kommandanten, hochgewachsen und glattrasiert. Es sei höchste Zeit für ihn, meinte er, er müsse heute nacht fahren; ob ich nicht mitkommen wolle zur Halle?

Es ging auf Mitternacht zu, als wir einem dunkeln Bau entgegenschritten. Mit seinen hellerleuchteten Fenstern lag er unter dem kühlen Sternenhimmel da, wie eine Kirche bei der Frühmette am Weihnachtsmorgen. Aber die Fenster, die zuerst breit und rot in die Nacht hinausgeschienen hatten, schoben sich zu schmalen, blitzenden Schlitzen zusammen. Die Halle drehte sich, um das Luftschiff vor den Wind zu bekommen. Durch eine Seitentür traten wir in den Bau ein. Das Kreisen einer einzigen Schraube an dem ockergelben Rumpf des Luftkreuzers, der sich, unübersehbar aus der Nähe, nach vorn und hinten streckte, erfüllte den nach allen vier Seiten geschlossenen Riesenraum mit dem Brausen und Heulen eines Sturmwinds. Vor den unwahrscheinlich dünnen Stahlstangen der Schraubenversetzigung, daran die Luftschraube einen zuckenden, blendenden Sonnenwirbel malte, stand ein hohes Fahrgestell aus Holz. Darauf hockten die Maschinisten und beobachteten den Gang der Flügel. Aus dem schimmernden Lichtkreis lösten sich langsam die mannshohen Holzflügel wieder heraus, drehten noch ein paarmal schwer und unbeholfen und standen dann still. Die Arbeiter stiegen in das Gestänge, zogen da noch einige Schrauben an, hämmerten dort ein paar Nieten fest, und dann begannen die schlanken, dünnen Hölzer wieder zu rasen. Die Leute auf dem Holzgestell horchten genau hin. Der

[1]) Aus dem bei der Franckh'schen Verlagshandlung in Stuttgart erschienenen Bändchen „An Bord", in dem der Verfasser seine Kriegserlebnisse bei den See- und Luftflotten erzählt. Preis geh. M 1.—, geb. M 1.60.

[2]) Ein dem Verfasser zur Dienstleistung zur Verfügung gestellter Matrose. D. Red.

[3]) Die Mappe mit den Depeschen aus der Funkerbude des Kriegsschiffes. D. Red.

Digitized by Google

Mechaniker entdeckt die Fehler seiner Maschinen zuerst immer mit den Ohren und dann erst mit den Augen. Jetzt war's der richtige Ton!

„Das Schiff klar zur Fahrt!" meldete der Ingenieur dem Kommandanten. In der vorderen Wand tat sich der Länge nach ein Riß auf, wie wenn der Vorhang einer riesenhaften Bühne sich öffnet. Nur viel langsamer. Sieben Minuten brauchten die Motoren, bis sie die beiden gewaltigen Verschlußwände vollständig zurückgestoßen hatten. Der Kommandant gab mir die Hand und verschwand in der Richtung der vorderen Gondel. Aus den Luken des Verbindungsganges schauten ein paar fröhliche Marinerköpfe und riefen den Zurückbleibenden ein paar derbe Seemannsscherze zu. Dann wurde das wundersame Ungeheuer von einigen wenigen Mann mit einer Leichtigkeit zur Halle hinausgeführt, daß die Augen fast nicht fassen konnten, was sie hier vorgehen sahen. Die Gaszellen zwischen den Rippen des Luftkreuzers machen eben einen dicken Strich durch alle Gesetze der Schwerkraft. Das Schiff ist auf das Kilo „abgewogen". Es ist nicht schwerer als die Luft und nicht leichter. So hängt es mit seiner hundertfachen Zentnerlast im Raum wie eine große Flaumfeder.

Drum hätte auch eine Schar fröhlicher Schulbuben das Ungeheuer zum Stall hinausleiten können. Aber draußen vor der Halle wartete der Nachtwind. Man kannte ihn schon, den Gesellen. So faßten denn auch gleich hundert derbe Seemannsfäuste vor der Halle zu, die dafür sorgten, daß das Schiff beim Ausholen nicht anschlug. Ein schriller Pfiff, und alle Schrauben begannen ihren Sturmgesang. „Leinen los!" rief's irgendwoher in der Dunkelheit. Einige Mann vom Landungsbataillon schüttelten sich. Sie hatten die „Wasserhose" auf den Kopf bekommen, mit der der Kreuzer sich erleichterte. Leicht schwebte der schlanke Koloß aufwärts, und es war, als ob ihn die Nacht verschluckte. Nach einigen Minuten sah man nur noch einen dunkeln Schatten im strahlenden Sternbilde des Großen Bären verschwinden.

Der Große Bär ist der Liebling der Deutschen unter den Himmelsbildern. Jahrhundertelang haben sie die Drehung dieses Siebengestirns in den vier Jahreszeiten beobachtet und dann danach das geheimnisvolle Runenzeichen, das Hakenkreuz, in die Balken ihrer Hütten gekerbt. Es gibt aber auf dem Flugplatz in der Heide noch ein anderes Bärenwahrzeichen. Nicht am Himmel! Das ist ein kleiner brauner Peh aus Plüsch zwei Finger lang und von der drolligen Grazie eines richtigen Bärenjünglings. Es ist der fröhlichste Gegensatz zu all den Abzugsdrähten und Meßinstrumenten rings um ihn her. Denn er hängt in der Kommandantengondel von „L . . . . " Wenn man ihn ansieht, dann glaubt man mitten im Donnern der Motoren und im Sturmgesang der Schrauben ein helles Kinderlachen zu hören. Das kleine Töchterchen des Kommandanten hat diesen Bären dem Vater geschickt, damit er auch etwas von ihm habe, wenn er nach England fährt. Dieser kleine Pelzbär ist auch ein Stern: des Kommandanten guter Stern! Er verliert gar nie die gute Laune seiner unternehmenden Bärenmiene, wenn auch der Luftkreuzer durch noch so dichte Schwärme von Brandraketen und platzenden Schrapnellen über London fliegen muß. Das Vertrauen bei einer ersten Fahrt im Luftkreuzer ist eine nicht unangenehme Beigabe. So war es mir recht, als der Geschwaderchef mir eines Tages am Mittagstisch eröffnete, ich könnte gerade mit Kapitän S. vom „L . ." eine Fahrt mitmachen; er selbst würde mitkommen. Die aufrechte Hünengestalt des Offiziers, seine kurze Art zu reden, seine verborgene Sonne hinter den strengen Zügen und — der kleine Bär, alles das zog mich an.

Die Landungsmannschaften in den heidegrünen „Päckchen" hielten den großen „L . ." stramm an den Tauen. Eine leise Brise ließ seine leichten Leinwandflanken zittern und knattern. Weißes Gewölk lag rings am Horizont, wie eine Herde von Wodans Schimmeln, die sich gerade ausruhten. Durch die Scheiben der dicht verglasten Gondel sah die Sonne und blitzte auf all dem blanken und rätselhaften Metallgerät. Vorn in der Spitze der Gondel stand der eine Rudergänger am Seitensteuer, und an der linken Gondelwand der andere am Höhen- und Tiefensteuer. „Los!" Die unvermeidliche „Hose", die vor der Abfahrt Wasserballast nach unten gibt, taufte wieder einige der Heidegrünen, und unter dem Schwirren der Schrauben und dem dumpfen Lärmen der Motoren ging's hinauf und hinweg.

Wir flogen.

Von dem ohrenbetäubenden Lärm, der kein Reden ermöglicht, merke ich zunächst nichts. Der Kommandant erklärte mir die Zugdrähte, die Ballonwinde, die Arbeit des Seiten- und Höhensteuers, und der kleine Bär lächelte dazu, wie jemand, der alles längst weiß. Wir flogen über Wald und Heide, über die Luftschiffhallen und Mannschaftsbaracken hinweg, und die Kompagnie heidegrüner Mariner war bald von der Farbe der weiten Erikafelder aufgesogen. Durch

Digitized by Google

eine horizontalliegende schmale Scheibe, die wie eine durchsichtige Fensterbank die Verglasung der Kommandantengondel nach außen vorbaute, ging der Blick senkrecht in die Tiefe.

Auf siebenhundert Meter Höhe begann die Erdrinde jenes liebliche Relief zu bekommen, das einem die Vorstellung gab, als ob der ganze Erdball wie ein Riesenspielzeug in unsichtbaren Schöpferhänden ruhte. Scharf traten die launigen Windungen der Bäche hervor, die sich im ganz flachen Land nicht genug tun können an lustigen Schlingen und Bögen. Die Flügel der Windmühlen drehten sich wichtig und feierlich. Die Bauernhöfe mit ihren lebendigen Heckenzäunen hatten etwas Zusammengezogenes und Abwehrendes an sich wie alte Geizhälse. Die ganze Einteilung der Erde in grüne, gelbe, graue und braune Streifchen und Riemchen sah sich so menschlich, allzumenschlich an. Und doch lag wieder so viel Rührung über dem ganzen Land mit dem in grünen Halmen überall aufsprießenden Fleiß und Schweiß. In der Ferne tauchte der graue Dunst einer Stadt auf. Die Kirchen streckten ihre Türme naseweis in die Luft. Schön waren diese Häuserhaufen gerade nicht. Wie ging einem das Herz auf, als durch die vorderen Gondelscheiben das Wattenmeer mit seinen Salzwasserlachen und weiter dahinten die Nordsee sichtbar wurde.

Aber was war das? Da draußen lag die Kriegsflotte, aber die Schiffe hingen ja in den Wolken?! Ich hatte Mühe, bis die Augen sich zurechtfanden. Bald fand ich die Erklärung. Beim Fahren auf Schiffen ist das Seltsame, daß das Meer sich wölbt, viel stärker noch, als es die Wirklichkeit der Erdrundung erwarten läßt. Aus dem Luftschiff gesehen aber sinkt die Erde ein, wie eine flache, runde Schale. Gerade unter einem liegt der tiefste Punkt, der Horizont aber türmt sich ringsum hoch auf. Drum schienen die Panzerkreuzer und Linienschiffe, die weit draußen vor der Jade fuhren, durch die nieder liegenden Wolken zu gleiten.

Das Barometer zeigte neunhundert — tausend — elfhundert Meter Höhe.

„Jetzt sind wir in der Zone der Explosionsgefahr!" sagte der Kommandant kühl und ruhig. Ich kann nicht leugnen, daß mich diese Mitteilung in dem Genuß des Schauens über alle Welt hin ein wenig störte. Wenn gerade.....!?

„In diesen Höhenlagen" — so erklärte mir der Kapitän — „hat die atmosphärische Luft die größte Neigung, sich durch die Goldschlägerhaut der Gaszellen hindurch mit dem Gas zu jener Mischung zu verbinden, die Ihnen aus der Physik als Knallgas bekannt sein wird. Ein Mann, der mit genagelten Schuhen auf einer Eisenplatte einen Funken losschlägt, kann uns alle in die Luft jagen. Deshalb blasen wir jetzt Gas ab. Das läßt das gefährliche Verhältnis in der Mischung zwischen Luft und Wasserstoffgas nicht aufkommen."

Schrille Klingeln läuteten durchs Schiff, Kommandos wurden durchs Telephon gerufen, und Drahtsaiten gezogen.

Als wir in der Höhe von zwölfhundert Metern flogen und ich wieder durch meine durchsichtige Fensterbank hinab in die Tiefe sah, da hatte die Erde fast ihre ganze vielgestaltige Heiterkeit verloren. Der Anblick wurde landkartenhaft. Das nahm zu, je höher wir stiegen. Mit der Schönheit war's vorbei. Alles da unten schien nur noch Vermessungsarbeit. Als wir wieder über Land flogen, zeigte mir der Kommandant ein großes, weißes Kreuz mitten in der Heide. Ein Ziel. Vier Bomben fielen. Keines der Einschlaglöcher lag außerhalb des Kreises, in dem die zwei weißen Balken die Durchmesser waren. Und wir stiegen noch um manche hundert Meter, bis die unter uns kreuzenden Zweidecker aussahen wie Habichte.

„Sie müssen auch einmal in den Motorraum gehen," meinte der Kommandant. Durch zwei Türen ging's zu den Maschinisten. Zwei ganze Minuten konnte ich drinnen bleiben! Wie es Menschen mit Trommelfellen aus Membran und Nerven in diesem wahnsinnigen Höllengetöse, das den ganzen Menschen durchhämmert bis ins Mark, stunden- und halbe Tage lang aushalten, das verstehe ich nicht. Das sind Helden, auch wenn sie nichts tun, als still hier ausharren und ihre öltriefende Arbeit an den Maschinen verrichten.

Die Abendschatten fielen schon über die Waterkant, als wir wieder über unseren Hallen kreisten. Die dem Schiff über die Heide nachstürmenden Landungsmannschaften hatten die schleifenden Taue bald erwischt. Nach wenigen Minuten lag der „L . ." an der „Katze", einem in Schienen nach der Halle zulaufenden Eisenblock, der seinen Gefangenen nicht mehr freigab.

Nicht immer geht das Landen so leicht. Manches Schiff ist schon vierundzwanzig Stunden im Sturm von den sich ablösenden Mannschaften gehalten worden, bis es eingebracht werden konnte; manches mußte einen andern Luftschiffhafen drinnen im Land aufsuchen. Es braucht viel Menschenmut und Menschenwissen, um solch einen Kreuzer der Lüfte durch alle Fährnisse der Elemente zu steuern. Die Kom-

Digitized by Google

mandanten lachten, als sie hörten, die Engländer wollten das Gerippe des vor England gesunkenen „L 10" heben, um seine Konstruktion nachzuahmen. „Wir schenken ihnen einen ganz neuen" — sagten sie — „und in fünf Jahren können sie noch nicht damit fahren!"

Bald eine Woche war ich zu Gast in der Werft, und immer mehr wuchs die heimliche Bewegung auf dem Luftschiffplatz. Auch hier kamen die Länder immer hänfiger mit der schwarzen Mappe zum Geschwaderchef. Eines Abends war nur noch ganz kleine Gesellschaft am Tisch. Fast alles war „unterwegs". Der gute Wind war gekommen und mit ihm neue Befehle und Aufgaben. Der gute Wind zur Fahrt nach England ist der Schlechtwetterwind aus Westen. Nach getaner Arbeit erleichtert er den Schiffen die Heimkehr, anstatt sie in das Inselland hineinzutreiben.

Und dann fragt drinnen im Land der Herr Schwepphäuser entrüstet am Stammtisch, wenn bei uns ein steifer Schönwetterwind aus Osten weht: „Warum fahren unsere Zeppeline nicht? Und warum werden die schönen Sommernächte nicht besser ausgenutzt?"

Verehrter Herr Schwepphäuser und Genossen! Ich bin dabei gewesen, als die Luftschiffe aus England zurückkamen. Mehr als einmal. Dort feiert man die Fahrten so, wie die Winde wehen. Und kurze eignen sich wohl zum Wirtshaussitzen, aber weniger zu Fahrten nach Albion. In jener Woche, wo ich in der Heide bei den Luftkreuzern war, hat einer der Kommandanten einmal in fünf Tagen achtundachtzig Stunden in der Luft zugebracht und dazwischen zwanzig Stunden im Bett und drei auf dem Sofa geschlafen. Ein anderer, der noch eines der alten Schiffe mit offenen Gondeln befehligt, kam so zurück, daß man ihm und seinen Mannschaften zuerst das Eis mit Stöcken von den Pelzkleidern schlagen mußte, bis sie sich ausziehen konnten. Aber am tiefsten hab' ich innerlich den Hut vor einem gezogen, dessen erstes Wort war, als er aus der Gondel sprang: „Ich bin meine Eier nicht los geworden." Er hatte Befehl gehabt, ein Eisenwerk mit Hochöfen anzugreifen. Von weitem sah er es unten glühen und leuchten, aber der zunehmende Weststurm ließ ihn nicht ganz herankommen. Der Heimweg führte ihn über manche Städte und Dörfer des Landes, das unsere Frauen und Kinder aushungern will. Er flog mit allen seinen Bomben darüber hinweg und sparte seinen Grimm. In der badischen Hauptstadt wurde ein französisches Flugzeuggeschwader seine Bomben mit leichterem Gewissen los. Da es keine anderen Ziele fand, richtete es unter einigen hundert feiertäglichen Kindern ein entsetzliches Blutbad an. Darum sind wir auch die Barbaren.

Am Tag, an dem ich abreiste, kam das erste der neuen, herrlichen Ungetüme von seiner Werft geflogen. Andere sind ihm nachgefolgt und liegen fahrbereit. Sie sind groß und hochflügig genug, um eine Festung in Brand und Asche zu legen. Wehe dir, Paris, wehe dir, London, wenn euer Tag kommt!

Lebensbilder bedeutender Persönlichkeiten des Krieges.

Der bulgarische Oberbefehlshaber und sein Generalstabschef.

Mit 2 Abbildungen.

Oberbefehlshaber der tapferen bulgarischen Armee ist General Jekow (sprich: Schekoff), obwohl er jünger ist als die meisten der ihm unterstellten Generale und obwohl er wenige Monate vor Kriegsausbruch noch Oberst war. Das beweist, daß er das Vertrauen des sonst nicht gerade vertrauensseligen Zaren Ferdinand, der bekanntlich ein vorzüglicher Menschenkenner ist, in ungewöhnlich hohem Maße besitzen muß. Der ernste, nur seiner Arbeit lebende und jeder Beeinflussung unzugängliche General verdient aber auch die ungewöhnliche Auszeichnung, die ihm durch Übertragung des Oberbefehls in so jungen Jahren zuteil geworden ist. Vielleicht war für seine Ernennung auch der Umstand mit maßgebend, daß er sich politisch nie betätigt hat und deshalb der Opposition ebenso genehm war, wie den Regierungsparteien. Vor den Balkankriegen war Jekow langjähriger Leiter und der eigentliche Organisator der Reserveoffizierschule in Sofia, und aus dieser Zeit schreibt sich die außerordentliche Beliebtheit her, deren er sich gerade bei den Reserveoffizieren erfreut. Den ersten Balkankrieg machte Jekow als Generalstabschef der II. Armee mit, die unter Iwanow Adrianopel belagerte. Um die endliche Einnahme der hartnäckig verteidigten Festung hat sich der damalige Oberst Jekow die größten Verdienste er-

Digitized by Google

Abb. 1. General Jekow, der bulgarische Oberbefehlshaber. Federzeichnung von M. Zimmerer.

worden, ja er muß als der eigentliche Eroberer Adrianopels angesehen werden, denn er war es, der gegen die Absicht der obersten Heeresleitung den entscheidenden Sturm vom 13. März 1913 anordnete. Überhaupt gilt Jekow im Gegensatz zu dem stets vorsichtigen Fitschew als der Mann der rücksichtslosen Offensive, und gerade das hat ihn bei den draufgängerischen Bulgaren so volkstümlich gemacht. Wenige Monate vor dem Eintritt Bulgariens in den Weltkrieg wurde er zum Kriegsminister ernannt, als Nachfolger Fitschews, der seit den Strapazen der beiden Balkankriege leidend und überdies seelisch tief niedergedrückt war durch den Tod seiner zu den Opfern des Bombenattentats im Sofioter Stadtkasino zählenden Tochter. Bei Kriegsausbruch legte Jekow sein Amt aber schon wieder nieder und übernahm auf besonderen Wunsch des Zaren den Oberbefehl über die bulgarische Armee, den er bisher so glänzend und mit so überlegener Ruhe geführt hat. Doch lehnte er alle Lobsprüche bescheiden ab. „Alle unsere Siege", sagte er einmal, „sind das Verdienst unserer tapferen Soldaten; ich bedeute dabei nichts." Der General ist mittelgroß, schlank und mager. Sein tief gebräuntes, durch restlose Geistesarbeit vorzeitig gealtertes Gesicht hat stets einen ernsten, strengen, verschlossenen Ausdruck. Nur wenn er lächelt, verschönt es sich ungemein und wird dann sehr gewinnend und anziehend. Er spricht nicht gern von sich, gewährt grundsätzlich kein Interview, mag überhaupt als echter Kriegsmann die Berichterstatter und Zeitungsschreiber nicht leiden, und nur sehr ausnahmsweise gewährt er einem Vertreter dieser neugierigen Gilde Zutritt, lehnt aber dann von vornherein jede Frage über Krieg und Politik rundweg ab. Daher mag es auch kommen, daß man bisher bei uns so wenig von General Jekow gehört hat. Um so lauter sprechen seine Taten für ihn. Er ist ein unermüdlicher Arbeiter, bringt oft die ganze Nacht über seinen Karten und Plänen zu und gönnt sich nur durch einen einstündigen Ritt am Vormittag und durch einen nicht längeren Spaziergang am Nachmittag einige Erholung. Bei der Arbeit will er unter keiner Bedingung gestört sein und schließt sich oft für viele Stunden in seinem Zimmer ein. Sein wackerer Adjutant, Rittmeister Stoitschew, wacht dann mit unerbittlicher Strenge über die kostbare Ruhe im Hauptquartier, einem einstöckigen Häuschen, das in einem riesigen Garten versteckt ist.

Zu seinem Generalstabschef hat sich Jekow den Obersten Jostow (sprich: Schostoff) erwählt. Dieser hat seine militärische Ausbildung auf der Wiener Kriegsschule genossen, war später jahrelang der bulgarischen Gesandtschaft in Wien als Militärattaché zugeteilt und hat die während dieser Zeit angeknüpften freundschaftlichen Beziehungen zu Österreich-Ungarn stets

Abb. 2. Oberst Jostow, der Generalstabschef General Jekows.

Digitized by Google

sorgfältig gepflegt. Von Abstammung ist der kenntnisreiche, aus der Artilleriewaffe hervorgegangene Offizier Mazedonier und schon deshalb ein eifriger Vorkämpfer der Vereinigung Mazedoniens mit Bulgarien. Von der Gesandtschaft in Wien wurde er zu der nach Paris versetzt, hatte also Gelegenheit, das französische Militärwesen an der Quelle zu studieren, was ihm jetzt bei den Kämpfen gegen General Sarrail nicht wenig zustatten kommen mag. Während des Türkenkrieges war Jostow Generalstabschef der III. bulgarischen Armee unter Radko Dimitriew, der heute als heimatloser Renegat das russische Heer an der Düna befehligt. Im zweiten Balkankriege versah Jostow die Stelle eines Generalstabschefs bei der Armee Ratschp Petrow, die im bulgarisch-serbischen Grenzgebiet gegen Zaribrod operierte. Nach dem Friedensschlusse von Bukarest wurde er in rascher Aufeinanderfolge Leiter der Reserveoffizierschule in Sofia, dann Brigadekommandant in Küstendil, endlich Anfang 1915, Befehlshaber der 7. Rilo-Division.*)

K. F.

*) Während der Drucklegung dieser Zeilen kommt die Trauerkunde, daß der bulgarische Generalstabschef plötzlich verstorben ist.

ooo

Die Mittel des Krieges.

Wodurch wird die Treffsicherheit der Geschosse beeinträchtigt?

Von Dipl.-Ing. E. Jacobn. Mit 11 Abbildungen.

In den letzten 24 Monaten hat das technische Denken ganz gewaltige Fortschritte gemacht, denn durch den Krieg ist eine ganze Anzahl technischer Begriffe in den allgemeinen Denkbereich der Menschen übergegangen. So spricht heutzutage jeder von Steil- und Flachschuß, von Schrapnell- und Granatenwirkung. Vor Kriegsbeginn waren diese Begriffe nur wenigen bekannt.

Von allen Errungenschaften des Krieges ist es hauptsächlich die Artillerie, für die sich groß

Abb. 1. Einfluß der verschiedenen Luftschichten.

und klein begeistert; der 42 cm-Mörser hat die beste Note. Besonders verblüffend wirkt auf den Laien die Tatsache, daß die Artillerie von heute selbst über hohe Berge hinweg auf unsichtbare Ziele schießen kann.

Da nur allzu oft vergessen wird, daß diese Kunst des Schießens keine so einfache ist, so wollen wir im folgenden einmal alle die Störungen, welche die Treffsicherheit der Geschütze beeinträchtigen, näher betrachten, um so ein richtiges Bild der Leistungen unserer Kanoniere zu erlangen.

Der Widerstand der Luft.

Allgemein wird die Luft als körperlos angesehen, und doch ist es gerade diese „körperlose" Luft, die dem Geschoß auf seiner Flugbahn den größten Widerstand entgegensetzt. Wäre er nicht vorhanden, so könnten die Lokomotiven unserer Personenzüge um mehr als die Hälfte schwächer sein und würden trotzdem noch den Zug mit der erforderlichen Geschwindigkeit von 90 km in der Stunde fortbewegen; nicht die Reibung der Räder auf den Schienen und der Laufzapfen an den Lagern bedingt den größten Kraftaufwand, sondern die bremsende Wirkung der Luft, die auf die Dauer jede Bewegung in den Ruhestand versetzt. Das Eigentümliche des Luftwiderstands besteht darin, daß er mit wachsender Geschwindigkeit, im Sinne der Artillerie gesprochen, sehr große Werte annimmt. Bewegt sich ein Gegenstand, beispielsweise ein Geschoß mit 340 m in der Sekunde im Raume fort, so besitzt der ihm entgegenwirkende Luftwiderstand bereits den dreifachen Wert gegenüber der Anfangsgeschwindigkeit von 1 m. Bei genügend großer Geschwindigkeit wird der Luftwiderstand gleichsam unendlich groß, d. h. jede Bewegung wird unmöglich. In früheren Zeiten waren die Ziele selten über 1000 m entfernt; es war demnach nicht erforderlich, den Geschossen so hohe Geschwindigkeiten zu verleihen, als dies heute

Abb. 2. Beeinträchtigung der Flugbahn durch die Windströmung.

Digitized by Google

der Fall ist, wo Zielentfernungen von 10 und 12 km keine Seltenheit sind. Demgemäß konnte damals auch die Pulverladung kleiner genommen werden. Bei modernen Schiffsgeschützen beträgt die Geschwindigkeit des Geschosses beim Verlassen der Geschützmündung (Anfangsgeschwindigkeit) rd. 1000 m/sek. Immerhin eine hübsche Geschwindigkeit, wenn man bedenkt, daß sich ein D-Zug mit einer Geschwindigkeit von bloß 25 m/sek fortbewegt. Bei dieser Geschwindigkeit von 1000 m/sek treten bereits dermaßen hohe Drucke im Inneren des Geschützrohrs auf (2000—3000 Atmosphären, d. h. auf jeden Quadratzentimeter ein Druck von 2—3 Tonnen), daß nur ein ganz vorzüglicher Stahl, bei sehr genauer Werkstattarbeit, solche Kräfte aufnehmen kann. Geht man über diese Geschwindigkeit hinaus, so wird der Verschleiß der Rohre so groß, daß an ein einigermaßen sicheres Schießen nicht mehr zu denken ist. Während z. B. ein 75 mm-Geschütz 2000 Schüsse abgeben kann,

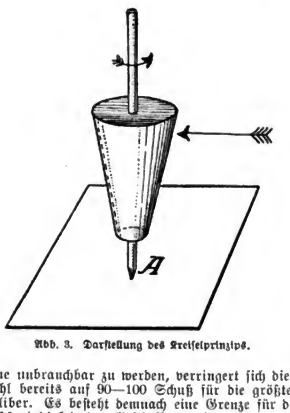


Abb. 3. Darstellung des Kreiselprinzips.

ohne unbrauchbar zu werden, verringert sich diese Zahl bereits auf 90—100 Schuß für die größten Kaliber. Es besteht demnach eine Grenze für die Geschwindigkeit der Geschosse, d. h. mit anderen Worten: Es ist nicht möglich, beliebig weit entfernte Ziele zu treffen, weil der Luftwiderstand für das Geschoß über eine bestimmte Entfernungsgrenze hinaus ein unüberwindbares Hindernis ist.

Abweichung infolge der Luftführung.

Wenn man ein Blatt Papier frei im Raume fallen läßt, so flattert es hin und her, um allmählich zu Boden zu sinken. Es fällt, wenn wir das in Abb. 1 gezeichnete Beispiel nehmen, nicht senkrecht von A nach B, sondern auf vielfach verschlungenem Wege von A nach C. Der Grund dafür liegt darin, daß das Papier auf seiner Bahn die Richtung des kleinsten Widerstandes bevorzugt. Infolge des wechselnden Widerstands der verschiedenen Luftschichten beschreibt auch das rotierende Geschoß vom Abgangspunkt bis zu seinem Ziele eine vielfach veränderte Bahn, ähnlich derjenigen des Papiers, wenn auch längst nicht so scharf ausgeprägt.

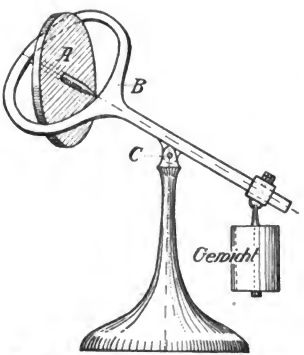


Abb. 4. Eine andere Darstellung des Kreiselgesetzes.

Die seitlichen Windströmungen.

Sobald das Geschoß den Lauf verlassen hat, befindet es sich unter dem Einfluß der umgebenden Luft, die beständig in Bewegung ist. Die infolge dieser Bewegung auftretenden Luftströmungen oder Winde können ganz beträchtliche Geschwindigkeiten erreichen, bei Sturm etwa 12 bis 15 m/sek. Würden diese Luftströmungen stets in der Richtung der Geschoßachse auftreten, so würde ihre Wirkung nur darin bestehen, die Geschwindigkeit des Geschosses zu verringern, und das wäre nicht so schlimm. Zumeist treffen die Winde jedoch seitlich auf das Geschoß und bewirken, daß es von seiner Flugbahn seitwärts abgelenkt wird. Die dadurch verursachte Störung ist verhältnismäßig groß. Wird z. B. ein Geschoß mit einer Anfangsgeschwindigkeit von 625 m/sek auf ein

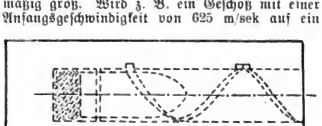


Abb. 5. Die schraubenförmigen Windungen der Geschützrohre.

1800 m weit entferntes Ziel abgeschossen, so tritt bereits bei einem Winde von 4 m/sek, der senkrecht auf das Geschoß trifft, eine seitliche Abweichung von 30 m ein, so daß das Geschoß nicht in A, sondern in B anlangt (vgl. Abb. 2).

Das Kreiselprinzip.

Ohne Zweifel wird mancher unserer Leser sich erinnern, in der Jugendzeit viele Stunden beim Kreiselspiel zugebracht zu haben; doch, wie so oft im Leben, werden sich die Wenigsten in späterer

Digitized by Google

Zeit bewußt geworden sein, daß diesem Kinderspiel ein tieferer Sinn zugrunde liegt, besser gesagt, daß dieses Spiel ein wichtiges Gesetz der Mechanik einschließt, nämlich das Kreiselprinzip, das u. a. auch für die Artillerie hohe Bedeutung hat.

Was versteht man unter einem Kreisel?! Der Kinderkreisel besteht aus einem Kegel aus Holz und einer Achse, um die sich das Ganze drehen kann (Abb. 3). Versetzt man nämlich dieses Gebilde mit der Hand oder durch Abziehen einer

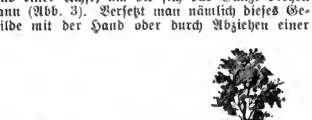


Abb. 6. Quer auffchlagendes Geschoß.

aufgewickelten Schnur in Drehung, so zeigt es eine sehr seltsame Eigenschaft: Während es vordem, auf die Spitze gestellt, unfehlbar umfiel, ist es jetzt imstande, auch größeren Hindernissen zum Trotz, aufrecht zu stehen. Es fällt nicht mehr um, sondern tanzt frei im Raume herum. Schlägt man mit einer Peitsche darnach, so wird es zwar hin und her schwanken, aber sich allmählich wieder aufrichten. Sinkt jedoch die Drehungsgeschwindigkeit, so senkt sich auch die Kreiselachse, und zwar mit der Verlangsamung der Drehung immer mehr, bis der Kreisel schließlich umfällt. — Um uns das in dieser Erscheinung verborgene wichtige Gesetz noch anschaulicher zu machen, wollen wir einen etwas anders gearteten Kreisel herstellen. In Abb. 4 bedeutet A den Kreisel. Er besteht aus einer Metallscheibe, die in zwei Spitzen durch den Halter B getragen wird. Um diese Spitzen herum kann der Kreisel also in Drehung versetzt werden. Der Halter ist um den Punkt C drehbar angeordnet. Am freien Ende des Halters B befindet sich ein verstellbares Laufgewicht. Stellt man dieses Gewicht so ein, daß Halter, Kreisel und Gewicht horizontal stehen, also im Gleichgewicht sind, so kann man durch den leisesten Druck den Halter um den Drehpunkt C heben oder senken. In jeder Lage bleibt er stehen. Anders werden jedoch die Verhältnisse, wenn man die Messingscheibe durch Abziehen einer Schnur in sehr schnelle Drehung versetzt. Will man jetzt den Hebel heben oder senken, so geht dies nicht mehr so ohne weiteres; der Kreisel widersetzt sich dem; man muß eine ganz bestimmte, ziemlich große Kraft anwenden! Der Kreisel sucht die einmal angenommene Drehachse beizubehalten. Der vordem so schwanke Kreisel ist stabil geworden; er ist befähigt, Hindernisse ohne merkliche Störung seiner Drehachse zu überwinden.

Die Technik hat bereits in vielen Fällen von dieser Gesetzmäßigkeit Gebrauch gemacht. Denken wir nur an die Einschienenbahn. Der Einschienenwagen wird nur dadurch aufrecht erhalten, daß ein Schwungrad sich mit großer Geschwindigkeit um eine vertikale oder horizontale Achse dreht. Will der Wagen umkippen, so muß vorerst der Widerstand des Kreisels überwunden werden, der seine Achse nicht beliebig ändert. Werden Schwungrad und Drehung groß genug gewählt, so kann der Wagen nicht mehr umkippen, sondern läuft ruhig auf seiner Bahn weiter. Auch auf großen Personendampfern wendet man das Kreiselprinzip neuerdings an, um die durch die seitlich aufprallenden Wogen hervorgerufenen Schwankungen des Schiffes um seine vertikale Achse (bis zu 20°) zu vermindern. Der Schlickfche Schiffskreisel verringert diese Schwankungen bis auf ein verschwindend geringes Maß.

Es war ein großer Erfolg, als es gelang, das Kreiselprinzip auch auf die Geschosse anzuwenden. Vor dieser Erfindung waren die Geschoßrohre glatt; die Pulvergase dienten einzig dazu, um das Geschoß aus dem Lauf zu treiben. Ganz andere Verhältnisse traten auf, als es gelang, dem Geschoß die Eigenschaften eines Kreisels zu geben. Dazu werden die Geschützrohre mit schraubenförmig gewundenen Vertiefungen (Zügen) versehen, in die das Geschoß beim Abfeuern unter dem Drucke der Pulvergase gewaltsam hineingepreßt wird (Abb. 5). Es ist dann gezwungen, den schraubenförmigen Gängen zu folgen, so daß es sich beim Verlassen des Laufes in lebhafter Drehbewegung um seine Längsachse befindet, mit einem Worte gesagt: zum Kreisel geworden ist.

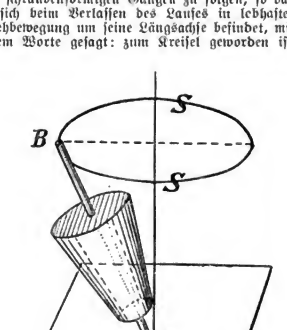


Abb. 7. Darstellung der konischen Geschoßpendelung mit Hilfe des Kreiselprinzips.

Infolgedessen vermögen ihm leichte Winde und Widerstände nichts mehr anzuhaben. Es geht jetzt schnurgerade auf sein Ziel los; es sucht die einmal angenommene Drehachse beizubehalten, bis zu seinem Ziele hin. Bei den glatten Rohren fehlte diese Stabilität der Geschoßachse; es kam öfters, wenn nicht meistenteils, vor, daß das Geschoß nicht mit der Spitze, sondern mit der Breitseite auf das Ziel aufschlug (Abb. 6). Heute aber schlägt jedes Geschoß infolge der ihm durch die Züge erteilten Drehbewegung unfehlbar zuerst mit

Digitized by Google

der Spitze auf das Ziel auf. Fehlschüsse sind fast ausgeschlossen.

Konische Geschoßpendelung.

Würden weder an der Spitze A des Kreisels, noch etwa seitlich in Pfeilrichtung Kräfte auftreten (Abb. 3), so würde bei genügend hoher Drehgeschwindigkeit die Achse stets senkrecht zur

Abb. 8. Darstellung der Geschoßdrehung infolge des Dralls.

Unterlage stehen. Ist aber die Unterlage rauh, so wird die Spitze A bald gegen Erhöhungen, bald gegen Vertiefungen treffen; es treten Störungen auf, die die Achse aus der Senkrechten ablenken. Dasselbe tritt ein, wenn in der Richtung des Pfeiles eine seitliche Kraft angreift. In beiden Fällen wird der Kreisel seine Bahn etwas neigen, jedoch stets die Drehbewegung beibehalten, so daß sich das in Abb. 7 gezeigte Bewegungsbild ergibt. Die Spitze A bleibt an derselben Stelle, während die geneigte Achse A-B alle Punkte des Kreises S-S durchläuft.

Sobald das Geschoß das Rohr verlassen hat, befindet es sich, wie wir schon hörten, unter dem Einfluß der Luftströmungen. Infolge des Dral-

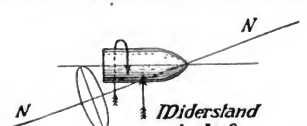


Abb. 9. Die Einwirkung des Luftwiderstands auf die Flugbahn.

les[1]) führt das Geschoß eine Drehbewegung um die Achse N aus (vgl. Abb. 8). Zu gleicher Zeit bewegt es sich in der Richtung der Achse auf der Flugbahn im Raume fort. Würde weder an seiner Spitze, noch seitlich ein Widerstand auftreten, so fiele die Geschoßachse mit der Flugbahn zusammen. Da praktisch jedoch stets sowohl Spitzen-, als auch seitliche Widerstände zu überwinden sind, so wird die Geschoßachse nie mit der Richtung der Flugbahn zusammenfallen! Gemäß obigen Erläuterungen wird das Geschoß sich daher um die Spitze A herum drehen, und zwar in der durch Abb. 9 veranschaulichten Weise. Die Geschoßspitze befindet sich auf der Flugbahn, der Geschoßboden aber beschreibt einen je nach dem Widerstand größeren oder kleineren Kreis um die Bahnrichtung. Man nennt diese Abweichung von der Drehachse die konische Geschoßpendelung, weil der Boden des Geschosses dabei bald oberhalb, bald unterhalb der Flugbahn liegt, d. h. um die Flugbahn herum pendelt (vgl. Abb. 10).

Polsterwirkung der Luft.

Nähert man einen Stab langsam einer Wassermasse, so ist der Widerstand des Wassers gegenüber dem vordringenden Stab klein. Läßt man dagegen den Stab mit großer Geschwindigkeit auf das Wasser auftreffen, so wird er nicht mehr ohne besonderen Kraftaufwand hineindringen, sondern bei genügend großer Geschwindigkeit sogar zurückgeworfen; das Wasser wirkt sozusagen als Polster. Eine ganz ähnliche Erscheinung tritt beim Schießen auf. Die durch die große Ge-

Abb. 10. Flugbahn und Pendelungen eines Artilleriegeschosses.

schwindigkeit des Geschosses augenblicklich zusammengepreßte Luft wirkt wie ein Polster und bremst das Geschoß. Infolge des Dralles tritt diese Polsterwirkung nicht in achsialer Richtung, sondern quer zum Geschoß auf, und lenkt es seitlich von seiner Bahn ab (vgl. Abb. 11). (Schluß folgt.)

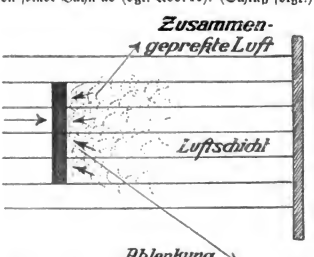


Abb. 11. Darstellung der Polsterwirkung der Luft.

[1]) Als Drall bezeichnet man die im vorigen Abschnitt besprochene Windung der schraubenförmigen Bohrung gezogener Rohre und Läufe.
Anm. d. Red.

Digitized by Google

Die Abendmeldung.

Von **Ernst Trebesius.**

Der Bataillonsadjutant, Oberleutnant R., hockt in seinem Bombensicheren und bemüht sich gerade die Meldungen der vier Kompagnien in möglichst kurzer, alles Wichtige umfassender Form zu Papier zu bringen. Es soll die Abendmeldung des I. Bataillons werden. Im Bataillonsabschnitt draußen war es wieder einmal ein bewegter Tag gewesen. Die feindliche Artillerie hatte ohne Unterlaß gefunkt, die Infanterie des Gegners in den Sappen geschanzt, so daß unsere Minenwerfer öfter in Aktion treten mußten. Die Meldungen der Kompagnien waren deshalb ziemlich umfangreich ausgefallen. Es galt viel zu streichen. Nur das für das Regiment wichtige durfte aus den vier Meldungen in den Tagesbericht des Bataillons aufgenommen werden. Jetzt ist der Adjutant mit der Niederschrift der Meldung fertig. Schnell greift er zum Fernsprecher und ruft das Regiment an.

„Hier Regiment!" meldet sich die Gegenstation.

„Hier I. Bataillon, die Abendmeldung!"

„Bitte kommen!"

„Beim Feinde den ganzen Tag über lebhafte Tätigkeit. Er schanzte fleißig in seinen Sappen. Unsere mittleren Minenwerfer traten öfter in Tätigkeit, diese Arbeiten mit Erfolg störend. Feindlicher Fesselballon war die meiste Zeit oben. Artilleriefeuer hielt den ganzen Tag an, ohne indessen Schaden anzurichten. Zeitweilig erhielt der Bataillonsabschnitt leichtes Minenfeuer, das nur geringen Materialschaden anrichtete. Schäden wurden sofort ausgebessert. Ganz vereinzeltes feindliches Infanteriefeuer. Es wurden ankommende Verstärkungen beim Gegner festgestellt. Tote und Verwundete keine. — Vergleichung bitte!"

Der Telegraphist beim Regiment hat die Meldung wortgetreu niedergeschrieben und liest den ganzen Text zur Kontrolle dem Bataillon schnell vor.

„Vergleichung stimmt, Schluß!"

Die Abendmeldung des I. Bataillons ist zu Ende. Da ruft auch schon das II. Bataillon an. Dessen Meldung deckt sich fast mit der des I. Bataillons. Nur hat in diesem Abschnitt das feindliche Artilleriefeuer Opfer gefordert. Ein Volltreffer durchschlug einen Mannschaftsunterstand, tötete vier und verletzte zwei Mann schwer. Auch durch feindliches Minenfeuer wurden zwei Mann leicht verwundet. Sonst keine Veränderungen.

Kurz vor fünf Uhr gibt auch das III. Bataillon noch schnell seine Meldung durch, und der Regimentsadjutant macht sich geschwind an die Arbeit, um aus den drei Meldungen den Bericht des Regiments zu destillieren. Viel Zeit bleibt nicht. Spätestens um fünfeinhalb Uhr will die Brigade Meldung von den beiden ihr zugeteilten Regimentern haben. Will durch wenige knappe Sätze von dem Verlaufe des ganzen Tages seit der Morgenmeldung Kenntnis erhalten. Will alles Bemerkenswerte genau erfahren, ohne jedoch mehr als 6—8 Zeilen dafür zu gewähren. Die Adjutanten grauen sich hinterm Ohr, und — die Minuten verrinnen. Doch die viele Übung hilft. Man wird mit der Zeit auch im Lapidarstil Meister. Schließlich wird ja auch auf die Form der Meldung nichts, auf den Inhalt alles gegeben. Also schnell die Gesamterlebnisse des Regimentes zusammengefaßt und als Abendmeldung durch Draht zur Brigade hinübergesprochen.

Regiments- und Brigadestab brauchen nicht dauernd im Bombensichern zu hausen. Sie wohnen, wenn auch noch in der Feuerzone, so doch nicht direkt an besonders gefährdeten Orten. Nur wenn es der feindlichen Artillerie mal einfällt, der Abwechslung halber unsere rückwärtigen Ortsunterkünften unter Feuer zu nehmen, müssen auch diese Stäbe irgendeinen bombensicheren Keller aufsuchen. Dies wird nun zwar, falls es tagelang hintereinander geschehen muß, recht lästig, doch darf deswegen die Erledigung der laufenden Arbeiten keine Verzögerung erleiden. Am allerwenigsten darf wegen so 'n bißchen Knallerei die Abendmeldung unterbleiben. Eine höhere Instanz, die Division, will diese zur festgesetzten Stunde in Händen haben. Der Unterschlupf im Keller hat daher auch einen Telephonanschluß erhalten. Mag oben der Feind seine Granaten ins Haus jagen; unterm dicken Sandsteingewölbe im dumpfen Keller sitzt der Brigadeadjutant, nimmt die Meldungen der beiden Regimenter entgegen und gibt sie alsbald der Division weiter.

Je weiter rückwärts die Meldungen zu den höheren Stäben gehen, um so größer wird der Fortschritt, über dessen Tätigkeit in den Meldungen Bericht erstattet wird. Und um so länger müßten auch, vermeint ihr, die Ausführungen werden. Das Gegenteil ist der Fall. Was für die Brigade, vielleicht auch noch für die Division Wert hat, interessiert den Generalstab des Armeekorps schon weniger. Die kleineren Plänkeleien mit dem Feinde, die Ergreifung wirksamer Gegenmittel, Verbesserung der eigenen Stellungen usw., bleibt eine Angelegenheit der unterstellten Stäbe. Der Generalstab gibt seine Anordnungen in großen Zügen; die Kleinarbeit ist eine Angelegenheit der unteren Instanzen. Deshalb will auch der Generalstab nur einen ganz knappen Überblick über die allgemeine Lage der beiden Divisionen, um daraus den Inhalt für die Abendmeldung des Korps schöpfen zu können.

Eine Viertelstunde später erfährt das Armee-Ober-Kommando, was sich tagsüber in dem Bereich der einzelnen Armee-Korps abspielte. Von starkem Artillerie- oder Minenfeuer, von verhältnismäßiger Ruhe, von lebhafter Tätigkeit des Feindes oder von großen Verstärkungen, vom Auftauchen neuer Truppenteile und der Abwehr feindlicher Angriffe, von eigenen Gegenstößen und deren Erfolg berichten die A. K. dem A. O. K., so daß der Generalstab der Armee ein klares, übersichtliches Bild über den Verlauf des Tages gewinnt. Doch weiter noch muß die Abendmeldung wandern. Eine höhere Instanz, die höchste des gesamten Feldheeres, das Große Hauptquartier, wartet auf die Abendmeldung der einzelnen Armeen. Alle Fäden laufen beim Großen Generalstab zusammen. Der vorgeschobenste Lauschposten in Ost oder

Digitized by Google

West ist durch den jede Entfernung mühelos überbrückenden Draht mit der Obersten Heeresleitung verbunden. Der Kämpfer im Osten könnte sich, wenn Zeit und Lust zu solchen Scherzen vorhanden wären, telephonisch mit dem im Westen stehenden Freund, Bruder oder Kameraden unterhalten, obwohl mehrere Tausend Kilometer Entfernung dazwischen liegen.

Im Großen Hauptquartier laufen zur festgesetzten Zeit alle Abendmeldungen der Armeen in Ost und West ein. Doch auch damit findet die Wanderung der Meldung noch kein Ende. Nicht nur die Oberste Heeresleitung hat Interesse an den Berichten der Heere. In der Heimat wartet das ganze deutsche Volk und mit ihm auch seine treuen Verbündeten und darüber hinaus die ganze Welt, unsere Feinde inbegriffen, auf die Veröffentlichungen der Obersten Heeresleitung. In aller Eile werden daher von dieser Instanz alle Meldungen zu einem kurzen, knappen Bericht im Telegrammstil vereint. Und diese Zusammenstellung wird dann der Presse-Abteilung im Stellvertretenden Generalstab in Berlin weitergegeben. Um bei der Übermittlung dieser kurzen, inhaltsschweren Meldungen jeden Irrtum auszuschließen, erfolgt die Weitergabe telegraphisch und gleichzeitig auf anderer Leitung telephonisch. Der Stellvertretende Generalstab in Berlin gibt den Bericht an das W. T. B. (Wolffsches Telegraphenbüro) weiter. Das W. T. B. läßt den Bericht durch Ferndrucke wieder zurück an die Presse-Abteilung des Stellvertretenden Generalstabs gelangen. Es ist dies eine Vorsichtsmaßregel, eine Kontrolle, die jeden Irrtum ausschließen soll. Erst wenn diese Kontrolle die Richtigkeit der Übermittlung ergeben hat, erhält das W. T. B. die Ermächtigung, die Abendmeldung des Feldheeres als Mitteilung der Obersten Heeresleitung an die Blätter weiterzugeben. Dies geschieht dann mittels Fernschreibers oder Fernsprechers. Natürlich auf gleichen Abend noch, denn die am nächsten Tag erscheinenden Blätter wollen ihren Lesern bereits in der Morgenausgabe die neuesten Ereignisse vom Kriegsschauplatz vorsetzen und darunter nehmen ja die Mitteilungen der Obersten Heeresleitung die erste Stelle ein.

Auf diese etwas umständlich erscheinende und dabei doch einfache und präzise Weise, die jeden Irrtum ausschließt, erfahren dann einen halben Tag später ganz Deutschland und seine Verbündeten, einen Tag später alle Welt — mit Ausnahme Frankreichs, wo die Mitteilungen unserer Obersten Heeresleitung bekanntlich von den Blättern nicht mehr veröffentlicht werden dürfen — daß an Teilen unserer Ostfront am vergangenen Tage vielfach nur „Artilleriekämpfe" stattfanden, im Westen aber unsere prächtigen Truppen dem wütendsten Trommelfeuer und den Massenstürmen der Franzosen und Engländer an der Somme eisern standhalten.

Vermischtes.

Spionage und Gegenspionage. Wie alle großen Ereignisse, wirft auch der Krieg seine Schatten voraus. Riesigen Heuschreckschwärmen vergleichbar überfallen Hunderte von Spionen bei Beginn der kritischen Zeit des voraussichtlichen Feindes Land, um sich fortzugeben mit bakterienhafter Schnelligkeit zu vermehren. Nichts widersteht ihnen auf die Dauer, selbst wenn man viele zerdrückt. In der Stadt, im Menschengewühl, hören sie den lauten Herzschlag des niederen Volkes pochen. In der Gesellschaft fühlen sie jede Stimmung, jedes Widerhäckchen und spüren bis in die Grundangeln nach. Auf Rennplätze und in Theater, auf Volksfeste und in Arbeiterkneipen strecken sich die begehrlichen Polypenarme der Nachrichtenorganisation, während sie gleichzeitig mit Diebssingern in den Geheimschränken militärischer oder politischer Behörden wühlen und in die tiefsten Kasematten der Festungen schleichen.

Die dunkle Wetterwand der Spionage überzieht immer mehr den Himmel des politischen, militärischen und wirtschaftlichen Lebens. Die Luft scheint geschwängert mit erdrückender Schwüle. Eine aufpeitschende Nervosität elektrisiert plötzlich die interessierten Berufe. Bisweilen öffnet sich der unterminierte Boden und schleudert Zündstoffe und Reibungsflächen ans Tageslicht. Seien es auf der einen Seite Spionageprozesse oder auf der anderen erkundete Geheimvorbereitungen.

Die Beteiligten werden dabei meist zermalmt. Sie sind die ersten Kriegsopfer und tragen standhaft ihr schweres Schicksal, da sie mehr beichten sollen, als sie sagen können, und keine Aussicht auf Rettung haben. Wie in einer Perlenkette nur jede Perle die nächste berührt, kennt der Spion nur den Mann, dem er die feingedrehten Fäden reicht. Erst ein wertvollerer Edelstein, ein Anhänger, übersieht mehrere von ihnen und führt die ihm konzentrisch zufallenden Ketthen in seiner Hand wie ein Wagenlenker die Zügel seines Vielgespanns. Aber auch dieser ist nicht selbständig. Mit mehreren seinesgleichen wird er wiederum zusammengespannt und erhält seine Winke von einem Höheren. So ist die ganze Geheimorganisation verästelt und verzweigt wie ein Stammbaum. Letzten Grundes hängt alles vom Willen eines Urmannes ab. Seine Anlagen pflanzen sich tausendfach fort in denen, die er berief.

Flammt nun plötzlich der Krieg als neue Stichflamme empor, so entsteht blitzschnell ein wildes Ringen mit dem Schatten. Es gibt eine Spionenratia. Eine wesentliche Umgruppierung beginnt. Der bisher gleichmäßig ausgebreitete Schatten drängt sich unter großen Verlusten als Schlagschatten um die Lichtzentren des Aufmarsch- und Operationsgebietes zusammen. Mann an Mann arbeiten die Spione. Vorderleute schützen sie. Hinterleute bilden allzeit verfügbare Reserven. Das macht ihre Tätigkeit oft undurchdringlich dunkel. Man stößt täglich auf ihre Horchstollen. Doch findet man die Mikrophone selten, da man sich im Labyrinth leicht tagelang verirrt. Inzwischen ist alles in Sicherheit. Spionage und Gegenspionage sind wie Aufklärungs- und Verschleierungspatrouillen, wie Mine und Quetschmine, wie Gift und Gegengift. Das ist der geheime Krieg, das listige Heinzelmännchen, das den

Digitized by Google

waffenklirrenden Tolpatsch belauscht, ihm Fallen stellt, ihn würgt und zur Ader läßt — das ist der Krieg im Kriege.

Es wird vielleicht eine Zeit kommen, wo man viele Spionagegeschichten lesen wird, denn Spionagegeschichten sind die Detektivromane des Kriegs. Dann wird es jeden Fachmann jammern, wie roh und gelbgierig diese bisher geschonten Jagdgründe geplündert werden, wie die Sensationswut sich nur auf nackte Begebenheiten stürzt, gleich einem verzehrenden Feuer, während die feinen und feinsten Gefühle der im steten Todeskampf Ausharrenden in Unkenntnis als wertlose Schlacken mit in Kauf genommen oder übertrieben bemalt werden. All den typischen Gestalten aus der Welt mit den verschlossenen Toren habe ich ein toll-

„Feuerbuch" nennt) ein „Fliegendes Feuer", das aus einer Mischung von Salpeter, Schwefel und Kohle bestand, also ein richtiges Schießpulver war. Das „Feuerbuch", dessen Entstehungsjahr leider nicht angegeben werden kann, hat offenbar dem englischen Franziskanermönch Roger Bacon und dem deutschen Grafen Albert von Bollstädt, als Alchimist Albertus Magnus geheißen, vorgelegen. Beide geben uns in ihren um die Mitte des 13. Jahrhunderts erschienenen Schriften als erste Abendländer Nachricht von einer salpeterhaltigen Pulvermischung. Bacon erwähnt in einem etwa ums Jahr 1242 erschienenen Werk auch die auffällige Eigenschaft des Salpeters, mit brennbaren Stoffen unter heftiger Feuererscheinung zu verpuffen. An eine Verwendung der

Phot. Hutmacher.

Mußestunden bei unseren Feldgrauen: Eine selbstgebaute Kegelbahn dicht hinter den Schützengräben an der Vogesenfront, die den dienstfreien Soldaten willkommene Abwechslung und Erholung bietet.

kühnes Heldentum nie absprechen können, seien sie Freund oder Feind. Vom Gauner, der ans Geldsorgen auf beiden Schultern Wasser zu tragen versucht, bis zum Junker, der sich nicht einmal von seinem gefährdenden Monokel trennt und eine jahrelange Patrouille nur um der Ehre willen unternimmt, habe ich sie lange beobachten dürfen, wie sie auftauchten, wieder verschwanden und — untergingen. Paul Otto Ebe.

Das Griechische Feuer, das den Byzantinern im Jahre 678 zum Siege in der Seeschlacht bei Kyzikos verhalf und im Jahre 941 Konstantinopel vor der drohenden Einnahme durch die Russen rettete, war, wie neuere Forschungen dargetan haben, keine Salpetermischung, sondern es bestand im wesentlichen aus Pech, Harz, Petroleum und Pflanzenölen. Neben dem Griechischen Feuer nennt aber Marcus Graecus in seinem Brandmischung als Treibmittel für Geschosse scheint er aber nicht gedacht zu haben. Dieses Verdienst kommt, wie neuere Forschungen ziemlich sicher annehmen lassen, dem Freiburger Mönch Berthold Schwarz (mit seinem eigentlichen Namen Konstantin Anklitzen) zu. Zum mindesten ist die Verwendung des Schießpulvers als Treibmittel eine deutsche Erfindung, sie dürfte etwa im Jahr 1313 gemacht worden sein. Aus den Jahren 1331 und 1344 liegen beglaubigte Nachrichten für den Gebrauch von Geschützen vor, und von da an erlangte der bisher nur als Arzneimittel und zu chemischen Zwecken gebante Salpeter schnell eine ungeahnte Bedeutung, machte er doch etwa drei Viertel des Schießpulvers aus.

Ein französisches Frauenbataillon wollte Théroigne de Méricourt, eine Landsmännin der Jungfrau von Orleans und wie diese ursprünglich ein

Digitized by Google

einfaches Bauernmädchen, während der großen Revolution gründen. An der Spitze der Weiber des Faubourg St. Antoine, die mit Säbeln, Piken und Gewehren bewaffnet waren, beßte Théroigne als Amazone im blauen Kleid, schwarzem Federhut, Pistole und Dolch im Gürtel, am 10. August 1792 den Pöbel zum Blutbad auf. Als sie aber später Milde und Versöhnung predigen wollte, wurde sie von einer Herde rabiater Jakobinerinnen auf offener Straße ausgepeitscht. Nicht nur in der Hauptstadt, auch in der Provinz und auf dem Lande, verließen damals von den Ideen der Revolution begeisterte Frauen Haus und Herd und schlossen sich gleich den Männern zur Verteidigung der Republik zusammen. Eine Menge derartiger Amazonenbataillone wurden gebildet, von denen indes kein einziges wirklich vor den Feind kam; es blieb nur bei einer mehr oder minder lächerlichen und naiven Nachahmung der Männersitten. Die weibliche Eitelkeit feierte auch hier glänzende Triumphe. Das Fräulein Leutnant, die Bürgerin Kapitän, und die Mannschaften — richtiger Weibschaften — trugen die entzückendsten Uniformen. Ein dreifarbiger Gürtel und die phrygische Blutmütze, kokett auf die phantastische Frisur gestülpt, fehlten nirgends, und als Waffe diente, wohl um an die aus der griechischen Mythologie bekannten Amazonen zu erinnern, meist ein eleganter Wurfspieß. Verbrüderungsfeste, Bälle, Picknicks im Walde, das waren die einzigen Schlachten, die diese Kriegerinnen Schulter an Schulter oder besser Arm in Arm mit ihren männlichen Kameraden geschlagen haben. Die Amazonen von Avallon, die in einer phrasenreichen Adresse dem Konvent ihre Dienste anboten, erklärten stolz, während die Französinnen bisher nur Kindern das Leben geschenkt hätten, würden sie von nun an nur Männer hervorbringen. Neben diesen lächerlichen Emanzipierten, die auffallend den englischen Suffragetten gleichen, die bekanntlich ein Frauenbataillon an die Front schicken wollten, sind während der Revolution viele Frauen und Mädchen voll vaterländischer Begeisterung zum Heere gegangen und haben unter den Fahnen der Republik und des Kaiserreiches ruhm- und ehrenvoll als Soldaten gefochten, ohne ihr schlichtes Heldentum indes in komödiantenhafter Weise zur Schau zu stellen.

John Bull an den Kapitän König. Am 6. August 1916 brachte die engl. Zeitschrift „John Bull" folgenden offenen Brief an unseren braven Kapitän des Handels-U-Boots „Deutschland":

An Kapitän König, Unterseeboot „Deutschland"
Baltimore, U. S. A.

Lieber Herr Käpt'n!

Es scheint, Sie haben es nicht sehr eilig, mit Ihrer Ladung Gold und Stoff Baltimore zu verlassen, um nach dem Vaterland zu fahren. „Umstände und Bedingungen, über die wir keine Gewalt haben, halten uns in Baltimore zurück" — das ist die Erklärung, die Sie den Pressevertretern der Vereinigten Staaten gegeben haben, die „vage" Erklärung, wie die sie nennen. Sie ist aber doch eigentlich gar nicht vage, nicht wahr? Sie ist sehr bestimmt und klar und bedeutet, daß Sie zwar hereinkommen, sich aber nicht wieder hinaus wagen. Für jetzt schaukelt die „Deutschland" fast stündlich für die Filmsfilms herum. Ich glaube, mehr können Sie jetzt wirklich nicht an Bewegung erlauben, ausgenommen, Sie bewegen sich hierherüber. Schlimme Aussichten, nicht wahr? Was hat es denn übrigens genutzt, daß die Deutschhunnen die Schlacht von Jütland „gewonnen" haben?

John Bull.

Die Antwort auf diesen liebenswürdigen Brief „John Bulls" hat Kapitän König bald darauf durch seine glückliche Rückkehr nach Bremen selbst erteilt — zum nicht geringen Ärger des englischen Hetzblattes und seiner ehrenwerten Leser.

Phot. Ratimeier.
Ein Maschinengewehr als Abwehrgeschütz gegen feindliche Fliegerangriffe im Schützengraben.

Eine kühne Brückensprengung. Im oberen Elsaß war's, unweit von Mülhausen, da, wo zwischen zwei sonst sonnig-heiteren Dörfern die Brücke über ein Forellenflüßchen führt. Wie ein Garten war einmal das Land zu schauen. Heute sitzt Franzmann auf den sanft ansteigenden Höhen, wo er schöne Aussicht auf uns haben kann. Sumpfige Wiesen sind davor, gesichert durch Hindernisse. Er spart dadurch an Leuten bei Tag; bei Nacht nur bedarf es guter Besetzung der Brücke, das haben findige Patronillen entdeckt. Wie wär's, wenn wir Brücke und Franzmann bei Nacht in die Luft fliegen ließen? Ist's möglich? fragt der Insanterist den Pionier, und bald ist eine kühne Patrouille beisammen. Führung hat Leutnant Häcker, Ausführung der Vizefeldwebel Theodor Körner von den Land-

Digitized by Google

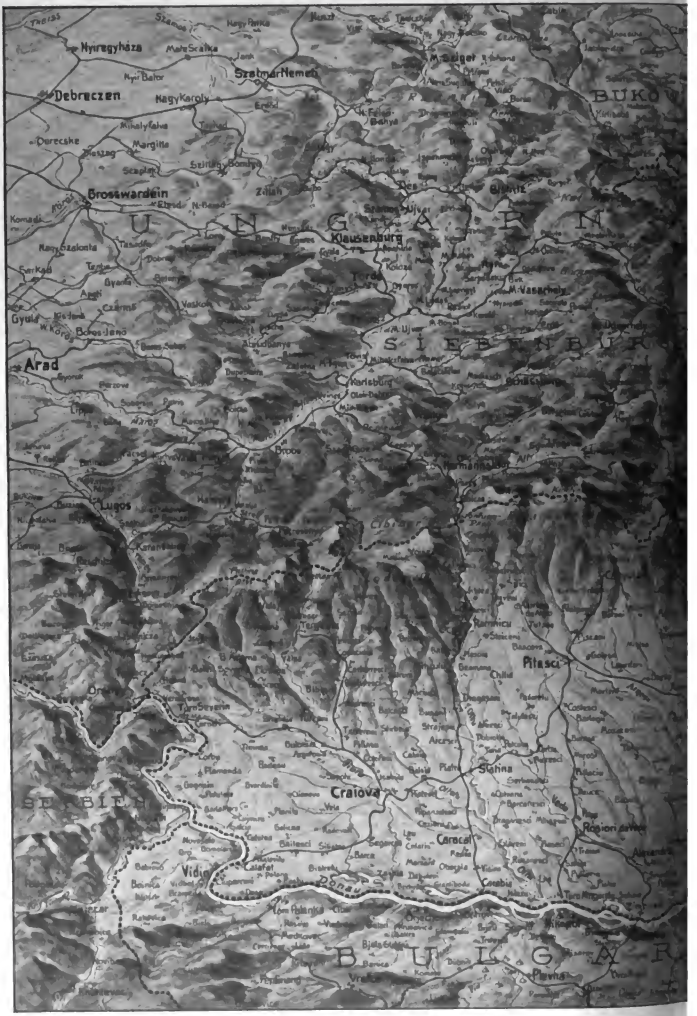
wehr-Pionieren, ein Stuttgarter. Tapfere Infanteristen drängen sich dazu, natürlich auch der Landwehr-Gefreite Otto Avemann, auch ein Stuttgarter. Großzügig und wagehalsig soll's hergehen! Morgens um 3 Uhr geht's in einen Nachen, 200 m vor dem ersten feindlichen Draht im Wasserbusch bleibt man bis 9 Uhr. Dann geht's, bis zur Brust im Wasser, noch 700 m vor. Alle sind auf alles gefaßt — nichts ist vom Feinde zu sehen, er traut den Deutschen solche Frechheit am sonnenklaren Maimorgen nicht zu. Die Brücke wird unbehelligt erreicht. Jetzt fleißiges, vorsichtiges Arbeiten. Die 100-kg-Ladung wird sachmännisch verstaut, eine 600 m lange Zündleitung verlegt. Solch lange Leitung dem Flusse entlang ist eine heikle Sache, ein kleiner Fehler in der Isolation genügt zum Versagen. Bamiert ist dann die ganze Zunft mit ihrer schwarzen Kunst, so denkt auch Körner, und macht eine Art Höllenmaschine. In einer Liebeszigarrenkiste eine Weckeruhr und ein Trockenelement. Auf 10½ Uhr abends wird der Zeiger gestellt. Also doppelt genäht. Um 1½ Uhr geht's in den Busch am Wasser zurück, wo man den Abend erwartet. 19 Franzosen kommen um 10 Uhr zur Besetzung der Brücke, 10 Uhr 15 Minuten wird gezündet. Nichts ist's. Hingegen kommen noch ein Haufen Rothosen zur Arbeit an die Brücke. Punkt 10 Uhr 30 Min. der Knall von den 100 kg. Brücke und Rothosen fliegen in die Luft. In der allgemeinen Verwirrung zieht sich unsere Patrouille im Nachen zurück. Infanterie und Pioniere erhalten volle Anerkennung durch ihre Vorgesetzten. Körner und Avemann, beide für frühere tapfere Taten schon ausgezeichnet, erhielten von ihrem König die Goldene Militärverdienstmedaille, Körner außerdem das Eiserne Kreuz 1. Klasse.

Warum bauen die Deutschen Handelsunterseeboote? Jeder vernünftige Mann wird darauf die Antwort geben: „Um der Welt zu beweisen, daß Englands Absicht, Deutschland von der See abzusperren, ein Unsinn ist und daß es im Zeitalter der Unterseeboote keine effektive Blockade mehr gibt." Anders natürlich unsere Feinde, vorab die Engländer, die mit untrüglichem Scharfsinn alles ergründen und das „Hinter die Kulissen gucken" aus dem ff verstehen. Darin eine gewisse Meisterschaft erlangt zu haben, muß in erster Linie der bekannten Zeitschrift „John Bull" zugegeben werden. Mit unvergleichlicher Schlauheit hat richtig einer ihrer Mitarbeiter herausgebracht, daß die deutschen Handelsunterseeboote offenbar nur gebaut worden sind, um dem Kaiser die Möglichkeit zur Flucht nach Amerika zu geben, wenn einmal die nach englischer Meinung unausbleibliche Revolution in Deutschland ausbricht. Daß man dem englischen Volke überhaupt solch blühenden Blödsinn vorsetzen darf, ist ein bedenkliches Zeichen der Zeit. Aber es ist schon so, in ihrem blindwütigen Haß gegen Deutschland kennt die englische Spleenhaftigkeit nachgerade keine Grenzen mehr.

Stab einer Infanterie-Brigade vor der selbstgebauten Hütte im russischen Urwaldgebiet.
Nach einer Photographie aus dem Felde.

Digitized by Google

Digitized by Google



Beilage zu der illustrierten Kriegschronik „Der Krieg“
(monatlich 2 Hefte zu je 30 Pfg.)
Franckh'sche Verlagshandlung, Stuttgart

Karte vo

mit den angrenzenden Geb

Rumänien

von Ungarn und Bulgarien

Digitized by Google

Digitized by Google

Aber kann es anders sein?
Österreichs und unsre Waffen
Scheinen gleichsam überein
Und für einen Mann geschaffen.
Adler, fast einander gleich,
Die von einem Stamm entsprossen,
Sind einander für das Reich
Auch die besten Hilfsgenossen!

Berliner Flugblatt a. d. J. 1691.

Chronik des Krieges.

Vom 7. bis 24. September 1916.

7. September. Heiße Kämpfe südlich der Somme. Hier, sowie rechts der Maas vermögen die Franzosen trotz schwerster Opfer nur unwesentliche Fortschritte zu machen. — An der Zlota-Lipa scheitern russische Unternehmungen, während deutsche Vorstöße in den Waldkarpathen Erfolge haben. Bei Hatszeg entwickeln sich Kämpfe gegen die Rumänen. — Nördlich Dobric werden die Russen und Rumänen erneut geschlagen. Erfolgreiche deutsche Luftangriffe gegen Konstanza und im Meerbusen von Riga.

8. September. Im Somme-Gebiet, sowie bei Verdun lediglich feindliche Teilvorstöße, die zurückgeschlagen werden. — Die fortgesetzten russischen Angriffe an der Zlota-Lipa bleiben ohne Erfolg, wozu auch türkische Truppen mithelfen. Am Capul muß dem russischen Druck etwas nachgegeben werden. Fortgesetzte Kämpfe gegen die Rumänen bei Hatszeg. — Verstärkte Artillerie-Tätigkeit an der italienischen Front. — Eingreifen türkischer Truppen in die Kämpfe in der Dobrudscha.

9. September. Fortdauer der Somme-Schlacht; sowohl Franzosen wie Engländer werden blutig abgewiesen. — Die Russen gewinnen in den Karpathen bei Schipoth Gelände. Südlich Dornawodra gewinnen deutsche Truppen Fühlung mit den Rumänen. — Die italienische Artillerietätigkeit richtet sich namentlich gegen die Front zwischen Wippach und der Küste. — Fall von Silistria. Deutsche Flieger beschädigen die im Hafen von Konstanza liegenden russischen Kriegsschiffe.

10. September. Hin- und Herwogen der großen Dauerschlacht an der Somme. — Ein russischer Durchbruchsversuch an der Zlota-Lipa wird vereitelt und führt nur zu ungewöhnlich schweren Verlusten; auch bei Stara Czerwiszcze werden die Russen zurückgeschlagen. Die Rumänen werden nördlich Orsova abgewiesen, können aber bei Gyergyo Fortschritte machen. — Kämpfe mit den Italienern im Pasuba. — Türkische Erfolge an der persischen Grenze. Auch bei Ognuth auf dem rechten Flügel der Kaukasus-Front haben die Türken schwere Kämpfe mit den Russen zu bestehen.

11. September. Anhaltende heftige Offensive des Feindes an der Somme. Das Dorf Ginchy geht verloren. Sonst wird der Feind überall zurückgeschlagen. — Erfolglose russische Angriffe in den Karpathen und bei Stara Czerwiszcze. — Italienische Angriffe beim Monte Majo brechen zusammen. Angriffe österreichischer Flieger auf die italienische Luftschiffhalle in Gesi. — Siegreicher Vormarsch der deutsch-bulgarisch-türkischen Streitkräfte in der Dobrudscha unter dem Oberbefehl Mackensens. Die Bulgaren haben an der Struma erfolgreiche Gefechte und kommen auch mit italienischen Truppen in Berührung.

12. September. Schweres Ringen gegen die feindliche Übermacht nördlich der Somme und rechts der Maas. — Ein russischer Massenvorstoß in den Kleinen Karpathen bricht zusammen. Fortgesetzte erfolgreiche Tätigkeit der österreichischen Wasserflugzeuge gegen die feindlichen Stützpunkte an der italienischen Küste. — Das in Ost-Mazedonien stehende 4. griechische Armeekorps begibt sich unter deutschen Schutz.

13. September. An der Somme und bei Verdun hauptsächlich heftige Artillerie-Tätigkeit. Kleinere deutsche Gegenstöße glücken. — Ein Sturm der Russen gegen den Capul scheitert, und auch rumänische Angriffe beiderseits Hermannstadt bleiben ergebnislos. — Glückliche Gefechte an der Tiroler Front. — An der mazedonischen Front macht sich eine erhöhte Gefechtstätigkeit geltend. Die Bulgaren besetzen Kavalla.

14. September. Die starken französischen Angriffe über die Straße Peronne-Bapaume werden zum Stehen gebracht. Auch englische Umfassungsversuche bei Thiepval mißglücken. Heftige Kämpfe an der Souvillerschlucht bei Verdun. — Deutsch-türkische Teilvorstöße an der Zlota-Lipa haben Erfolg, und auch die Kämpfe im Ciebo-Tal endigen zum Nachteil der Russen. Gegen die Rumänen entwickeln sich neue Kämpfe bei Hatszeg. — Die Italiener beginnen eine neue Offensive gegen die österreichisch-ungarischen Stellungen auf der Karst-Hochfläche zwischen der Wippach und dem Meer. Nördlich der Wippach nur Geschützkämpfe. An der Tiroler Front

Digitized by Google

glückliche Vorpostengefechte. — Erfolgreicher österreichischer Fliegerangriff auf Valona. — Die russisch-rumänischen Streitkräfte in der Dobrudscha werden weiter zurückgedrängt; dagegen wird den Bulgaren die Maika-Ridze von den Serben wieder entrissen. Glücklicher kämpfen sie am Wardar.

15. **September.** 20 englisch-französische Divisionen stürmen nördlich der Somme an und können auch einige Dörfer nehmen; südlich des Flusses werden die feindlichen Angriffe dagegen restlos abgeschlagen. — Rumänische Schlappen bei Hatszeg und Togawasch. Russisches Trommelfeuer im Kampfgebiet westlich Luck. — Große Schlacht gegen die Italiener auf der Karst-Hochfläche südlich der Wippach. Nur am Nordflügel erzielt der Feind geringen Geländegewinn. — Sieg Mackensens in der Dobrudscha. Wiederholte serbische Angriffe gegen die bulgarische Moglena-Front scheitern.

16. **September.** Fortgang der Dauerschlacht an der Somme, wobei die Deutschen nördlich Ovillers Erfolge erringen. — Ein großer russischer Durchbruchsversuch westlich von Luck scheitert unter den schwersten Verlusten. Ebenso bleiben die russischen Angriffe südlich Pinsk, zwischen Sereth und Strypa, nördlich Stanislau und in den Waldkarpathen ergebnislos; nur an der Narajowka haben die Russen geringe Teilerfolge. — Rumänische Schlappe südöstlich Hatszeg. — In der Dobrudscha Verfolgungsgefechte. — Die Bulgaren weisen feindliche Teilvorstöße an der mazedonischen Front zurück. Kavalla wird durch feindliche Kriegsschiffe beschossen. — Die Schlacht auf der Karsthochfläche südlich der Wippach dauert fort und gestaltet sich mehr und mehr zum Nachteil der Italiener. Diese rennen auch im Flitscher Abschnitt und in den Fassaner Alpen vergeblich an.

17. **September.** In der Sommeschlacht bleiben die Deutschen nördlich des Flusses im Vorteil, während sie auf seiner Südseite zusammengeschossene Vorstellungen aufgeben müssen. Im Maasgebiet zeitweise lebhafte Feuerkämpfe. — Die russischen Angriffe westlich Luck, sowie zwischen Sereth und Strypa und westlich der Zlota Lipa endigen mit einem völligen Mißerfolg. Ein glücklicher deutscher Gegenstoß an der Narajowka bringt 4000 Gefangene und 16 Maschinengewehre ein. In den Waldkarpathen werden alle russischen Angriffe abgeschlagen. — Die Rumänen werden bei Hatszeg geschlagen und verlieren 7 Geschütze. — In der Dobrudscha ist der zurückgehende Feind an einer vorbereiteten Aufnahmestellung zum Stehen gekommen; doch werden ihm bei Rasova noch 5 Geschütze abgenommen. Vereinzelte feindliche Angriffe an der mazedonischen Front bleiben ergebnislos. — Auch der vierte Tag der großen Schlacht im Karst bringt den Italienern keinerlei Erfolge. Österreichische Seeflugzeuge bombardieren Mestre. — Gefecht zwischen deutschen Wasserflugzeugen und englischen Seestreitkräften an der flandrischen Küste.

18. **September.** Erholungspause an der Somme. Bei Verdun wird am „Toten Mann" gekämpft. — Erstürmung des russischen Brückenkopfs bei Zarecze; 2550 Gefangene, 17 Maschinengewehre. Glückliches Vorpostengefecht bei Perepelniki. Vervollständigung der deutschen Erfolge an der Narajowka. Russisch-rumänische Sturmversuche bei Dorna Watra scheitern unter schweren Verlusten. Nur bei Ludowa gewinnen die Russen etwas Raum. — Verfolgung der bei Hatszeg geschlagenen Rumänen. — Eindringen in die neuen russisch-rumänischen Stellungen in der Dobrudscha. — Im Becken von Florina entwickeln sich größere Kämpfe. — Die Schlacht im Karst flaut ab. Bei Flitsch und auf dem Kamme der Fassaner Alpen liefern die Österreicher und Ungarn den Italienern glückliche Gefechte.

19. **September.** An der Somme nur kleinere Kampfhandlungen. Patrouillengefechte am „Toten Mann" und in der Champagne. — Erneute russische Angriffe westlich von Luck werden blutig abgewiesen. Ebensowenig Erfolg haben die Russen an der Narajowka, während sie in den Waldkarpathen etwas vorwärts kommen. — Die Rumänen werden aus Petrosenj vertrieben und über den Szurduk-Paß zurückgeworfen. — Wechselvolle Kämpfe in der Dobrudscha, wo sich der feindliche Widerstand sehr versteift hat. — Lebhafte Kämpfe an der westmazedonischen Front, wo die Bulgaren auch den Italienern eine Schlappe beibringen. — Die Italiener werden im Suganer Abschnitt zurückgeschlagen; an der Karsthochfläche beschränken sie sich auf Geschützfeuer.

20. **September.** Nördlich der Somme und ebenso rechts der Maas werden feindliche Teilangriffe abgeschlagen. Besonders erbittert wird um Bouchavesnes gekämpft. — Fortdauer der ergebnislosen russischen Massenangriffe westlich Luck und der für die Deutschen erfolgreichen Kämpfe an der Narajowka. In den Karpathen erstreiten die Russen am Pantyrpaß örtliche Erfolge; sonst werden sie überall mit blutigen Köpfen heimgeschickt. — Die Höhen beiderseits des Bulkanpasses werden den Rumänen entrissen. — Die Kämpfe in der Dobrudscha sind zum Stehen gekommen. Die Bulgaren bringen den Franzosen im Kampfgebiet von Florina empfindliche Schlappen bei und schlagen serbische Angriffe am Kajmakcalan und an der Moglenafront ab.

21. **September.** An der Westfront nur Artillerie- und Handgranatenkämpfe. — In den Waldkarpathen geht die Kuppe Smotrec an die Russen verloren. An allen andern Punkten werden die Russen abgewiesen. — Die in der Dobrudscha zum Gegenangriff übergegangenen Rumänen werden umfaßt und fluchtartig zurückgeworfen. Östlich des Wardar flammt die Kampftätigkeit wieder auf. — Im Mittelmeer wird ein vollbesetzter feindlicher Truppentransportdampfer durch ein deutsches Unterseeboot, in der südlichen Adria ein französisches Tauchboot durch ein österreichisches Seeflugzeug vernichtet.

Digitized by Google

22. September. Wiederbeginn der Schlacht nördlich der Somme; der Feind hat nirgends Erfolg. — Die Kämpfe an der Ostfront sind im Abflauen. Bei Korytnica brechen russische Angriffe zusammen. — Die Rumänen werden bei Hermannstadt geschlagen und aus dem Bulkanpaß vertrieben. — Vergebliche rumänische Vorstöße in der Dobrudscha. Bulgarische Erfolge in Mazedonien. — Die Österreicher und Ungarn sprengen den von den Italienern besetzten Gipfel des Monte Cimone in die Luft.

23. September. Bei einem großen Luftangriff auf London und die englische Küste werden zwei deutsche Luftschiffe abgeschossen. Deutsche Flieger über Dover. Ein russischer Fliegerangriff auf Angernsee mißlingt. Ein deutsches Luftschiff beschießt die englischen Militäranlagen bei Bonlogne. Französische Flieger bombardieren Mannheim. Längs der ganzen Westfront zahlreiche Luftkämpfe, bei denen 24 feindliche und 6 deutsche Flugzeuge zum Absturz gebracht werden. — Die neue Sommeschlacht ist in vollem Gang, und auch im Maasgebiet nimmt die Feuertätigkeit zu. — Zwischen Sereth und Strypa vorgehende russische Heeresmassen werden geworfen. Zurückdrängung der Russen in den Waldkarpathen. — Rumänische Vorstöße am Bulkanpaß werden abgeschlagen. — Kleinere Gefechte gegen die Italiener auf der Karsthochfläche und in den Fassaner Alpen. — Ernste Lage des russischen Heeres in Persien. — Ausdehnung der griechischen Aufstandsbewegung.

24. September. Fortdauer des gewaltigen Artilleriekampfes und der regen Fliegertätigkeit an der Somme. Französische Vorstöße im Kampfgebiet von Verdun scheitern. Französischer Fliegerangriff auf Essen. — Erfolge gegen die Russen bei Lanajow, an der Narajowka und bei Ludowa. — Rumänische Angriffe zwischen Szurduk- und Bulkanpaß scheitern. — Erfolgreiche Kämpfe in der Dobrudscha. Neuer Zeppelinangriff auf Bukarest. Die Bulgaren weisen starke serbische Angriffe am Kajmakcalan ab und drängen die Engländer an der Struma zurück. — Die Italiener steigern ihre Feuertätigkeit im Karstgebiet und machen mit ihren Vortruppen vergebliche Angriffe in den Fassaner Alpen und an der Forcella bei Coldose.

Illustrierte Kriegsberichte.

Der Krieg in Rumänien.

Von Major Franz C. Endres. Mit 5 Abbildungen.

1. Die Ereignisse bis zur Schlacht von Hermannstadt.

Am 27. August teilte die italienische Regierung der deutschen mit, daß sie sich vom 28. ab als im Kriegszustand mit Deutschland befindlich betrachte, zu gleicher Zeit erklärte Rumänien an Österreich-Ungarn den Krieg. Die beiden Handlungen standen naturgemäß in innigem Zusammenhang, sie waren Ergebnisse eines gemeinsamen Programms. Man glaubte einst, daß die Ehrlosigkeit nicht zu übertreffen sei, als Italien seinem Bundesgenossen in den Rücken fiel und nun wiederholte sich das Spiel charakterlosen Gaunertums bei Rumänien in noch erbärmlicherer Weise. Der König, ein unwürdiger Nachfolger des edlen Karol braucht sein Königswort zur Lüge, bestochene Minister verhetzen das Volk, eine verderbte, moralisch verwahrloste Gesellschaft applaudiert zu dem Schurkenstreich, aus dem sie Geld, Geld und noch einmal Geld zu gewinnen hofft.

Auf solchem Hintergrund hebt ein kriegerisches Bild sich ab, das den jähen Wandel von Hochmut in tiefsten Fall uns vorstellt. Nie, so lange die Geschichte uns erzählt, haben Habgier und Gemeinheit, Dirnentum und Gaunertum

Abb. 1. Das Einfallgebiet der Rumänen in Siebenbürgen.

Digitized by Google

wesen ein Heer zum Siege geführt. Nie hat ein meineidiger König seinem Lande Glück und Segen bringen können. Da, wo jedes Ideal fehlt, wo jedes Programm nur eine brennende Lüge ist, da werden räuberische Überfälle wohl noch glücken, aber das Überwinden ernster Lagen, das siegreiche Bestehen in dem furchtbaren Läuterungsprozeß, den dieser Weltkrieg darstellt, ist ein Ding innerer Unmöglichkeit.

Politisch war das Eingreifen Rumäniens eine Wiederholung des ränkevollen Spiels gegen Bulgarien im zweiten Balkankrieg. Aber die Grundlagen waren andere. Die politische Rechnung hatte einen Fehler. Von den, in bezug auf die Gesamtlage der Zentralmächte doch nur lokal zu bewertenden Erfolgen der russischen Sommeroffensive in Galizien und in der Bukowina hatten sich auch überlegtere rumänische Politiker täuschen lassen. Man hoffte, Österreich-Ungarn den Gnadenstoß geben zu können und das um so leichter, als man mit einer politischen Überraschung rechnen durfte, die man mit einer, einer besseren Sache würdigen Geschicklichkeit auch erreichte.

Aber militärisch fiel die Überraschung weniger erfolgreich aus. Es stellte sich sogar sehr rasch heraus, daß man selbst der Überraschte war.

Der erste Plan der Rumänen beabsichtigte eine konzentrische Offensive von den Grenzen Siebenbürgens in dieses Land hinein. Dadurch wollte man sowohl in schnellem Siegeslauf ein Kompensationsobjekt gewinnen, als auch im weiteren Verlauf der Operationen den in härtestem Kampfe in den östlichen Karpathen ringenden Truppen der Zentralmächte in den Rücken kommen. Die operative Verbindung mit Sarrail überließ man einer in der Dobrudscha aufmarschierenden Armee, die durch russische Truppenmassen verstärkt werden sollte. Eine gleichzeitig einsetzende Offensive Sarrails sollte die Bulgaren in Mazedonien zum mindesten festhalten, bis die Russen und Rumänen im Rücken des gemeinsamen Feindes erschienen. War nun der Plan schon theoretisch sehr anfechtbar, so lag sein entscheidender praktischer Fehler in der Außerachtlassung feindlicher Gegenwirkung, in der Unterschätzung deutscher Operationsschnelligkeit und in der Überschätzung eigener Kraft und Leistungsmöglichkeit. Mit einem Wort: Man erkannte nicht die Grenzen des Möglichen.

Militärisch war in Rumänien die Hauptbedeutung auf den Raubzug nach Siebenbürgen gelegt worden. Hier, an diesen Grenzen, standen die Truppen gewissermaßen in Marschkolonnen, um im ersehnten Lande einzumarschieren, sobald das entsprechende Telegramm aus Bukarest eintreffen würde. Gleich nach der Kriegserklärung rückten denn auch die bereitgestellten Truppen vor.

Eine Gruppe, die nördlichste, die sich an den linken Flügel der russischen Gesamtfront anlehnte, überschritt aus der ungefähren Linie Piatra—Okna den Gymes-Paß und die beiderseits anschließenden Gebirgsketten.

Eine zweite Gruppe ging südlich und östlich von Kronstadt über das Grenzgebirge.

Eine dritte Gruppe erzwang sich die Übergänge über die westlichen Transsylvanischen Alpen und gewann den Roten-Turm-Paß und, den Bulkanpaß überwindend, die Linie Hermannstadt—Petroseny.

Eine vierte Gruppe endlich versuchte vom Westeck Rumäniens aus, donauaufwärts zu gelangen und Orsowa und Herkulesbad zu gewinnen.

Im ersten Augenblick standen diesem übermächtigen, auf einer Front von 440 km sich geltend machenden Einfall von 300 000 Mann nur ganz schwache österreichisch-ungarische Detachements gegenüber, die ihre Aufgabe erfüllt hatten, wenn es nur gelang, Vormarschrichtung und Stärke der Rumänen zu erkunden. Ein entscheidender Widerstand konnte von ihnen gar nicht verlangt werden, lag auch nicht in ihrem strategischen Programm.

Die Österreicher und Ungarn zogen sich vom Gymes-Paß in das obere Alt- und Marostal, von Kronstadt aus in das mittlere Alttal, vom Roten-Turm-Paß und Petroseny aus in die Gegend nördlich und westlich von Hermannstadt zurück.

An der Czerna aber waren hinreichend Kräfte vorhanden, um weitere Offensivschritte der Rumänen zu unterbinden. Herkulesbad war nur in den rumänischen Berichten, die sich den Vertreter der „Lateinischen Schwesternation" Cadorna zum Muster nahmen, in rumänischer Hand, in Wirklichkeit hat in diesem Feldzug kein Rumäne den idyllischen Badeort je betreten. Daß die Badegäste panikartig aus ihrer wenig beneidenswerten Lage „zwischen den Fronten" entflohen sind, kann doch kaum als ein rumänischer Erfolg angesehen werden.

Der Siegeszug der Rumänen sah für einen kritiklosen Beobachter ganz erheblich aus und die Journalistik der Ententepresse stürzte sich mit einem erstickenden Schwall von Worten auf diesen „Parademarsch nach Klausenburg". Unser deutscher Generalstab — Hindenburg war an die Spitze der deutschen Heere getreten — rech-

Digitized by Google

nete in aller Ruhe, rechnete schnell und rechnete ohne Fehler.

Eine strategische Gewitterwolke erschien als Ergebnis dieser Rechnung am blauen Himmel der rumänischen Eroberungsträume und bald erhob sich ein Sturm, dem ein gewaltiges Unwetter folgen sollte.

Während sich in Siebenbürgen die österreichisch-ungarischen Truppen in ihren vorbereiteten Stellungen unter Aufgabe des eigentlichen Grenzgebietes zu nachhaltigem Widerstande festsetzten, ergriff Mackensen, der Sieger von Tarnow—Gorlice, die Offensive an einer Stelle, wo sie, wie die Entwicklung der Ereignisse gezeigt hat, von den Rumänen nicht erwartet wurde. Seine Armee setzte sich aus deutschen, bulgarischen und türkischen Truppen zusammen. Nachdem das Deutsche Reich sofort nach der Kriegserklärung Rumäniens an Österreich-Ungarn den Krieg an Rumänien erklärt hatte, folgten die Türkei am 30. August, Bulgarien am 1. September gleichfalls mit ihren Kriegserklärungen.

Am 2. September überschritt die verbündete Armee die bulgarisch-rumänische Dobrudschagrenze zwischen Donau und Schwarzem Meer. Ihre Vorhuten warfen den rumänischen Grenzschutz mühelos zurück. Nun war die Überraschung auf Seite der Rumänen eingetreten. Darauf war man nicht gefaßt. Mackensen, berühmt wegen der Energie seiner Führung und der unübertrefflichen Raschheit seiner strategischen Handlung blieb seinem alten Rufe treu.

Schon am 3. September streift die vorzügliche bulgarische Kavallerie nordwestlich Dobritsch, während sich die Armee mit ihrem linken Flügel an den stark befestigten Brückenkopf Tutrakan heranschiebt. Am 4. September werden die vorgeschobenen Stellungen des Brückenkopfes genommen. Am 5. sind sieben Werke, darunter auch Panzenbatterien gestürmt, am 6. sind die deutschen und bulgarischen Truppen im vollen Besitz von Tutrakan, dessen Garnison, entsetzt vor der Gewalt deutscher und bulgarischer Angriffskraft, kapituliert.

Die 15. und 17. rumänische Infanterie-Division mit vollen 9 Infanterie-Regimentern (das 34., 36., 74., 75., 76., 79., 80., ein gemischtes und das 2. Grenzinfanterie-Regiment) das 5. Haubitzen- und das 3. schwere Artillerie-Regiment wurden gefangen, insgesamt 468 Offiziere, 25 000 unverwundete Mannschaften, 2 Fahnen, 100 moderne Geschütze, eine Unmenge von Munition, Gewehre, Maschinengewehre und anderes Kriegsmaterial fielen in die Hände des Siegers. Dabei waren die blutigen Verluste der Rumänen enorm.

Die russische amtliche Meldung vom 8. September besagte, daß die Rumänen gezwungen waren, Tutrakan „zu räumen". Die Rumänen wären sehr froh gewesen, wenn sie Tutrakan

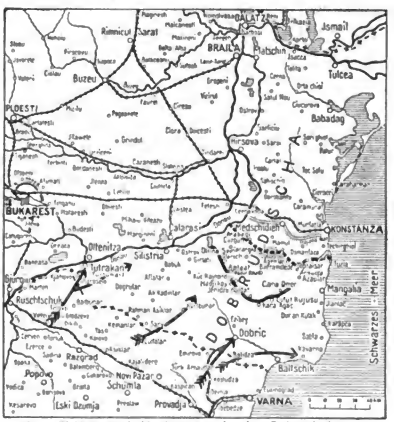


Abb. 2. Übersichtskarte der Dobrudscha mit Vormarschrichtung der Armee Mackensens und den Rückzugsstellungen der Rumänen und Russen.

hätten räumen können. Aber hinter ihnen war die Donau, keine Brücke, und Mackensens schwere Haubitzen ließen jede Hoffnung, Schiffe benützen zu können, als aussichtslos erscheinen.

Die strategischen Folgen dieses Sieges waren von größter Bedeutung. Sie stellten nicht weniger als das vollkommene Umwerfen des rumänischen Kriegsplanes dar. Zudem war durch die Wegnahme von Tutrakan der rumänischen Heeresleitung die Möglichkeit einer Einwirkung auf die linke Flanke Mackensens genommen. Die russisch-rumänische Dobrudscha-Armee, die zu spät gekommen war, war isoliert. Eine Division, die von Silistria aus dem bedrängten Tutrakan zu Hilfe kommen wollte, wurde wie ein

Digitized by Google

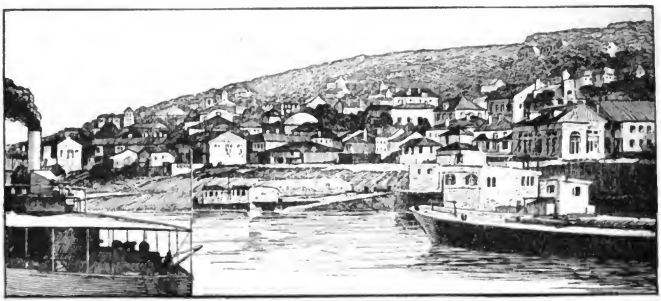


Abb. 3. Die eroberte rumänische Festungsstadt Tutrakan an der Donau.

lästiges Insekt am 6. September im Gefecht von Sarsanlar (17 km südöstlich von Tutrakan) abgeschüttelt. Silistria selbst erschien bedroht, denn schon näherte sich eine bulgarische Kolonne diesem zweiten rumänischen Brückenkopf.

Während dieser glücklichen Operationen und Gefechte des linken Flügels Mackensens hatte der rechte Flügel bei Dobritsch mit russisch-rumänischen Kräften Gefechtsfühlung genommen, die sich am 5. September zur Schlacht entwickelte.

Hier waren die 61. russische Infanterie-, die 19. rumänische Reservedivision und eine russisch-serbische, neu zusammengestellte Division, dem aus bulgarischen und türkischen Truppen bestehenden rechten Flügel Mackensens entgegenmarschiert und kämpften am 5., 6. und 7. September mit großer Hartnäckigkeit bis zu ihrer vollständigen Niederlage. Die Russen hatten gehofft, daß die Bulgaren zu ihnen übergehen würden und begrüßten den Feind zunächst mit der bulgarischen Nationalhymne. Als der Bajonettsturm der Bulgaren ansetzte, riefen die Russen „Brüderchen", während die Rumänen schleunigst die Flucht ergriffen. Aber auch diese Berechnung der Russen schlug fehl. Erbittert über den rumänischen Verrat, in helle Wut versetzt durch grauenhafte Mordtaten der Russen und Rumänen an unschuldiger bulgarischer Bevölkerung, kannten die Bulgaren keine Schonung und keine Gnade. Wie groß die Sympathien der ehemals bulgarischen Bevölkerung für ihre Befreier sind, geht daraus hervor, daß Frauen und Kinder während der Schlacht Wasser zur Kühlung der Maschinengewehre in Krügen und Kesseln herbeischleppten.

Mit dem Siege bei Dobritsch und der Wegnahme Tutrakans war das von den „verhaßten Walachen" (Rumänen) im Jahr 1913 gestohlene Gebiet befreit. Nur Silistria war noch in rumänischer Hand. In kräftigster Form gab die bulgarische Presse ihrer Freude Ausdruck über die glücklichen Anfangserfolge.

Und Mackensens Art ist es nie gewesen, auf seinen Erfolgen auszuruhen. Im Gegenteil. Es ist ein Charakteristikum seiner Führung, einmal errungene Erfolge bis zur letzten Folgerung auszunutzen.

Die 3. bulgarische Armee, in ihrer Stimmung freudig gehoben und ihrer Leistungsfähigkeit sich bewußt, rückt rasch in der Dobrudscha weiter vor. Durch die Besetzung der Küstenstädte Baltschik und Kavarna wird die rechte Flanke gegen russische Landungsabsichten geschützt, am linken Flügel fällt Silistria (9. September abends) in die Hände bulgarischer Truppen. Am 10. folgte der feierliche Einzug in die Stadt, deren Bevölkerung dem Sieger einen begeisterten Empfang bereitete.

Vor den vorrückenden verbündeten Truppen weichen Russen und Rumänen zurück und begehen hierbei, wie der bulgarische Bericht sagt, „haarsträubende" Grausamkeiten gegen die Bevölkerung. Rumänische Truppen werden aus Siebenbürgen abtransportiert, russische Truppen eilen in beschleunigten Transporten und Märschen herbei, um den Vormarsch Mackensens aufzuhalten und von der empfindlichen Linie Cernawoda—Konstanza, der einzigen Verbindung Rumäniens mit dem Meere fernzuhalten. Das strategische Interesse der Rumänen ist von Siebenbürgen nach der Dobrudscha verlegt. Das heißt man, dem Gegner das Gesetz diktieren.

Und ganz Europa ist erstaunt über Deutschlands Kraft, das, an der Somme von 50 Divi-

Digitized by Google

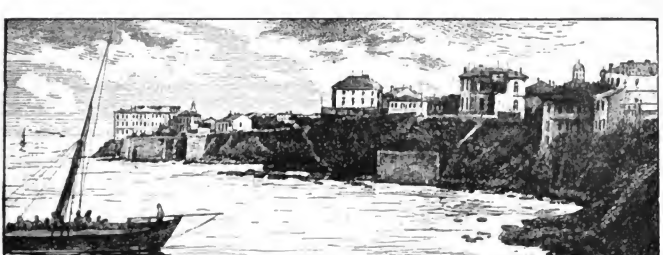


Abb. 4. Blick auf Konstanza, den Hauptkafenplatz Rumäniens, am Schwarzen Meer.

sionen wütend angegriffen, von den Russen auf Hunderte von Kilometern langer Front bestürmt, es noch vermag, hier die Initiative zu ergreifen, offensiv zu sein, dem neuen Feind, der eine Wende des Krieges bringen sollte, vernichtende Schläge zu versetzen.

Der Widerstand der Russen und Rumänen verdichtet sich gegen den 13. September in der Linie[1]) Oltinasee—Parachioi—Aptaat (Abdul Chat) — Musubej — Tsifutkujusu — Cara Omer. Es war dies also eine Front mit zurückgebogenen linken Flügel. In diese Stellung waren die 2., 5., 9. und 10. (oder 13.) rumänische, die 61. russische und eine gemischte russisch-serbische Division eingerückt, während drei russische Kavallerie-Divisionen den Raum zwischen Cara Omer und dem Meere deckten.

Der erste Anprall der Deutschen warf die Rumänen in der Linie Cuzgun—Cara Omer zurück, drückte also den an die Donau angelehnten und schwerer angreifbaren rechten feindlichen Flügel ein, während der linke, sehr in der Luft hängende Flügel unbehelligt blieb.

An diesem Tage starb Prinz Friedrich Wilhelm von Hessen den Heldentod bei Curu Orman.[2])

Am 16. meldet unser Heeresbericht einen entscheidenden Sieg, der zur Vernichtung des Feindes hätte führen können, wenn der Druck auf seinen linken Flügel stärker gewesen wäre. Wie die Verhältnisse lagen, brachte der Tag wohl eine taktische Entscheidung im Gefechtssieg, aber es gelang dem Gegner in eine einstweilen vorbereitete Stellung in der Linie Rasova—Cobadinu—Tuzla zurückzugehen, wo er, von neuen Verstärkungen aufgenommen, seinen linken Flügel — und das war strategisch von größter Bedeutung — an das Meer anlehnen konnte.

Nach verschiedenen erfolgreichen Teilangriffen und abgeschlagenen Gegenangriffen, aber auch erfolgreichen Angriffshandlungen der Rumänen, kommt die Schlacht am 20. September zum Stehen. Am 21. machen die Rumänen bei Topraisar, also auf ihrem äußersten linken Flügel, in der Hoffnung, hier auf schwächere türkische Truppen zu stoßen, eine mächtige Gegenoffensive. Mackensen aber hat die vergangenen Tage benützt und von seinen deutschen Truppen, die bisher am linken Flügel standen, Teile umgruppiert. So stachen die Rumänen in ein Wespennest. Von allen Seiten von Türken, Deutschen und Bulgaren angegriffen, fluteten sie fluchtartig zurück. Trotzdem versuchten sie den Angriff am nächsten Tag nochmals und ergänzten ihn durch einen gleichzeitigen Angriff längs der Donau, dem Gedanken folgend, daß hier vielleicht die deutsche Front durch die Umgruppierung übermäßig geschwächt worden sei. Aber an beiden Stellen wurden sie zurückgeschlagen.

Gleichzeitig mit diesen eben geschilderten Kämpfen zu Land wirkten unsere Flieger und lenkbaren Luftschiffe mit bestem Erfolg auf Bukarest, verhinderten hier jeglichen Eisenbahnverkehr und brachten panischen Schrecken in

[1]) Die Ortsnamen sind nach der österreichisch-ungarischen Generalstabskarte 1:200000 angegeben und einzelne weichen daher von den in den Heeresberichten manchmal verstümmelt wiedergegebenen in der Schreibweise ab.

[2]) Curu Orman (türkisch: Der trockene Wald) liegt dicht östlich der Südspitze des Oltinasees und ist nicht zu verwechseln mit Cara Omer (türkisch: Der schwarze Omar) am linken Flügel der russisch-rumänischen Front, 30 km westlich von Mangalia.

Digitized by Google

die Bevölkerung. In vielen ruhig denkenden Rumänen mag die Empörung über Bratianu aufgeladert sein, über den Mann, der das Land für eitles Gold verkaufte und in die Schrecken des Krieges geworfen hatte. Bratianu zeigte sich seit den Niederlagen in der Dobrudscha nur selten außer dem Hause und dann nur von einer Schar von Geheimpolizisten umgeben.

Auch gegen die wichtige Verbindung Konstanza—Cernawoda sind unsere Luftwaffen tätig gewesen und es gelang ihnen einige Tage später, die riesige Donaubrücke von Cernawoda so zu beschädigen, daß Eisenbahnverkehr auf ihr nicht mehr stattfinden konnte. Das war in Hinsicht auf die Munitionsversorgung und Verpflegung zum

Im Südteil Siebenbürgens haben die Rumänen, wenn auch sehr langsam, noch Fortschritte über den Alt und im Streltal abwärts gemacht.

Da ward ihnen am 12. September die zweite große Überraschung zuteil. Sie stießen bei Hermannstadt und Hötzing auf die Spitzen deutscher Truppen. Falkenhayns Armee war im Anmarsch. Aus dem Zusammenstoß dieser Armee mit der 1. rumänischen Armee entstanden Ereignisse, die unter der zusammenfassenden Bezeichnung der Operationen bei Hermannstadt eine gesonderte Betrachtung erfordern.

Rumänien war, um ein Abschlußurteil über das bisher Besprochene zu geben, im Verlauf

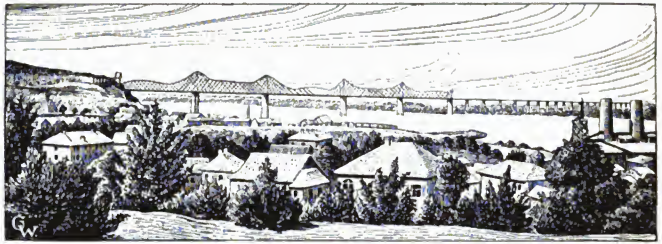


Abb. 5. Die große Eisenbahnbrücke von Cernawoda, die die einzige Eisenbahnverbindung Bukarests mit dem Hafen von Konstanza am Schwarzen Meer über die Donau vermittelt. Diese Brücke ist eine der längsten eisernen Brücken der Welt und ragt bis zu 57 m über die Donau empor, ihre Gesamtanlage erstreckt sich auf eine Länge von über 10 km, wodurch die hohen Kosten ihrer Herstellung mit insgesamt 32 Millionen Mark erklärlich werden. Die Einweihung erfolgte am 26. September 1895, wobei König Carol von Rumänien mit Stolz auf die handelspolitische Bedeutung der durch die Brücke ermöglichten Verbindung Rumäniens mit dem Meer hinwies. Nun wurde genau 20 Jahre später diese wertvolle und einzige Verbindung durch deutsch-bulgarische Geschütze und Flieger unterbrochen.

mindesten der rumänischen Teile der gegnerischen Armee ein sehr bedeutsamer Schaden, der dem Feinde zugefügt wurde.

Während sich die oben geschilderten Ereignisse in der Dobrudscha abspielten, schoben sich die rumänischen Kräfte in Siebenbürgen in den ersten Septembertagen etwas weiter vor. Ihr rechter Flügel hatte ungefähr bei Dorna Watra an der Grenze der Bukowina den Russen die Hand gereicht, hiebei aber auch die für keinen Feind angenehme Bekanntschaft mit deutschen Truppen gemacht. Weiter südlich sind die Rumänen anfangs September über die Täler der oberen Maros und des oberen Alt nicht wesentlich hinausgekommen. Die Österreicher und Ungarn hielten die Gebirgszüge westlich dieser Täler (des Görgenyer und Hermanyer Gebirge).

des ersten Kriegsmonats aus einer strategisch nicht ungünstige Lage in eine strategisch beengte geraten. Die Initiative und mit ihr die Freiheit des Handelns waren ihm entrissen worden. Die anfängliche Offensive hatte sich in Defensive verwandelt. Über 30000 unverwundete Gefangene waren verloren, ebensoviel Verlust an Toten und Verwundeten konnte gerechnet werden, wertvolles, unersetzbares Material, eine neue Provinz und alle Achtung Rußlands waren eingebüßt.

Der König war aus Bukarest an die Front der Armee und von dieser an die russische Grenze entflohen.

Der erste Blitz aus der Wetterwolke Makkensenscher Strategie hatte vernichtend gezündet, weitere Blitzschläge folgten, denn ein neues Unwetter ballte sich bei Hermannstadt zusammen.

Schleichpatrouille.

Von Reinhard Weer.

Der Morgen des hellen Frühlingstages zaubert tanzende Lichtkringel und zartgrüne Reflexe auf den taufeuchten Waldboden. Wir haben den Graben an einem vorgeschobenen Horchposten verlassen und den Drahtverhau überstiegen, gehen gebückt in die Waldspitze vor, überspringen nach vorsichtigem Umherschnuppern und eingehender Musterung des gegenüberliegenden Waldrandes, in dem sich kein Blättchen rührt, in drei, vier langen Sätzen die sich hier verengende Lichtung, die der Franzmann, wenn er auspaßt, sehen kann, und finden uns in dem jenseitigen Unterholz, fürs erste vor Feindessicht geborgen, wieder zusammen. Die Patrouille besteht aus zwei Offizieren, drei Unteroffizieren und zwölf Mann. Mein Freund Wolff ist der Führer. Dreihundert Meter können wir noch gehen, und zwar parallel der französischen Grabenlinie: links die zartgrüne Waldwiese, auf der der junge Frühling mit weißem und gelbem Pünktchenmuster seine ersten Stickversuche begonnen hat, rechts das dichte Unterholz, in das hier und dort vielgewundene Patrouillenpfade, von Freund und Feind gleichermaßen benutzt, hineinlaufen. Wir halten uns am Rand des Gehölzes, dessen knospende Belaubung uns nach allen Seiten Deckung gewährt, ohne unseren Ausblick viel zu behindern. Jetzt sendet uns der französische Graben den ersten Morgengruß: ein lautes, fröhliches Durcheinander von Stimmen tönt herüber, ein besonders lungenkräftiger poilu tut sich durch Rufen und Lachen hervor; zugleich serviert ein vereinzelter Windstoß unseren Nasen den kräftigen, appetitlichen Geruch des pot-au-feu aus der nächsten französischen Kompagnieküche, so daß uns das Wasser im Munde zusammenläuft. „Die ahnen nichts Böses," meint Wolff, und ich singe ihm leise, mit Beziehung auf seine Person, ein französisches Kinderliedchen von dem bösen Wolf im Walde vor:

„Qu'on est bien
Dans le bois,
Quand le loup
N'y est pas." —

Dann aber heißt's still und vernünftig sein. Wir haben die Waldecke erreicht, sehen links vor uns den mäßig steilen, von Geschossen ziemlich mitgenommenen Hang mit der starken französischen Riegelstellung, deren Schießscharten, Sandsackburgen und Drahtverhaue dunkel und drohend vor dem hellblauen Himmel stehen, sehen, uns halb rückwärts wendend, den deutschen Graben mit seinen Postenlöchern und Aufbauten in Frontansicht, so wie ihn der Feind vor sich hat, friedlich in der Sonne liegen. Um von jenem Grabenstück auf dem Höhenrand aus nicht erkannt zu werden, müssen wir mit Rechtsschwenkung dem Rand des Waldes, immer in demselben verborgen bleibend, folgen. Wolff befiehlt ordre de bataille: er, als Patrouillenführer, voran, ich folge, dann zwei Musketiere, brave Achtzehnjährige, verwegene Patrouillenspezialisten, zuletzt ein Unteroffizier mit dem Gros der kleinen Mannschaft, die beiden anderen Unteroffiziere mit je zwei Leuten als Flankendeckung seitlich herausgeschoben, alle in großen Abständen voneinander. Wir ziehen die feldgrauen Schleier vors Gesicht, drehen die verräterischen blanken Mützenschirme nach hinten und kriechen los.

Das, was dann kommt, will eigentlich erlebt und nicht erzählt sein. Denn es ist nicht viel dabei zu erzählen, es fehlt jegliche epische Dynamik, wie man sie fürs Erzählen braucht und wie sie der Laie bei solchen Kriegsepisoden erwartet, ja geradezu als sein gutes Recht verlangt. Wir kriechen vorwärts, sehr langsam und sehr vorsichtig, eng an den feuchten Boden geschmiegt, jeden knackenden Zweig vermeidend oder entfernend, jeden Baum und Strauch, jedes alte Granatloch, jede kleine Wasserrinne als willkommene Deckung und Gelegenheit zu sorgsamer Ausschau benutzend. Ein ungemein reizvolles Indianerspiel, spannender und prickelnder als die wildeste Karl May-Geschichte, die wir in Quarta oder Tertia verschlungen. Wolff, der schlichterne, stille, hier vor dem französischen Graben wird er zum tatenhaft kühnen und verschlagenen Winnetou, und seine Hand, die fleißige, friedliche, die jetzt die Armeepistole umspannt, wird zur nervigen, schuß- und schlagbereiten Faust des seligen Old Shatterhand.

So nähern wir uns langsam der französischen Stellung, in stundenlangem Vorwärtsschleichen. Inzwischen sehe Leutnant Br., mein ältester Batterieoffizier, der in unserer nahen Beobachtungsstelle im deutschen Graben steht und unseren Wald schräg von der Seite vor sich sieht, mit vorsichtigem, wohlgezieltem Granatfeuer ein. Die Haubitzschüsse schlagen anderthalbhundert Meter vor uns in den das Waldstück durchziehenden, für uns vorläufig noch unsichtbaren Graben und die dahinterliegende Schlucht oder Talmulde ein, einzelne Splitter schlurren und surren zu uns herüber. Dieses genau verabredete Schießen ist für uns äußerst wertvoll: es lenkt die Aufmerksamkeit der feindlichen Posten ab, zwingt manche, sich in den Unterständen zu verkriechen, bringt auch wohl einzelne Verluste; anderseits benutzen wir jeden Schuß, um uns mit ein paar schnellen Ruck- und Springbewegungen, deren Geräusch in dem Lärm der Detonation untergeht, näher an den Feind heranzuarbeiten. In den Pausen zwischen den Schüssen fühlen wir wieder Pulsschlag und Atem der französischen Stellung: Rufe, Lachen, Holzhacken, ferne Trommeln und Signalhörner. All das klingt vertrauenerweckend und freundlich, und dennoch fremd, beinahe ein wenig unirdisch. So stark empfindet man, selbst in nächster Körpernähe, die geistige Linie, die uns von jenen da drüben trennt. Daswischen erinnern sich hin und wieder ein paar Gewehre ihres Daseinszweckes und peitschen ihre Kugeln in die Waldesstille.

Ich sehe Wolff vor mir, Kopf voran, sich in eine Bodenvertiefung wälzen. Da gibt er nach hinten das Zeichen zur Vorsicht. Nach zwei Minuten, einen unbequem hohen Erdwall nicht ohne Mühe überwindend, bin ich neben ihm. Wir liegen am vordersten feindlichen Drahtverhau, und nahe vor uns sind Stimmen wach geworden. Schritte, die sich nähern, dann wieder Stimmen, diesmal ganz deutlich, schließlich der sich entfernende Schritt schwerer, eisenbeschlagener Schuhe auf der holzbelegten Sohle eines Grabens. Ein

Digitized by Google

Blick aufs Zifferblatt: neun Uhr, also beim Franzmann acht — aha, die Postenablösung! In zwei Stunden kommt sie wieder, dann müssen wir so nahe heran sein, daß wir die Leute sehen, die Lage des Postens und seiner Zugänge genau feststellen können.

Wir ruhen eine Viertelstunde aus, machen uns dann daran, das mäßig dichte Stacheldrahtbeet zu durchkriechen. Es gelingt nur langsam und mit einem Riß im Rockfutter, aber es gelingt. Die anderen werden allmählich zurückgelassen. Da liegen wir dann schließlich, Wolff und ich, nach langem Mühen fünfundzwanzig Meter vor dem feindlichen Posten, die beiden Achtzehnjährigen unweit hinter uns, vor einer üppigen Kultur von Stolper- und Stacheldrähten in einer alten Aushöhlung, die ehemals französischer Unterstand gewesen, inmitten von allerlei erbaulichem Gerümpel, als da sind alte Stiefel, eine rattenzerfressene Matratze, verfaulende Strohbündel, Glasscherben, leere Konservenbüchsen. Und vor uns sehen wir dies: geradeaus hinter Drahtverhau und Buschwerk ein schwarzer Aufbau von Erde, Steinen und Sandsäcken, ziemlich fest und bedrohlich, darin zwei breite, glatte Schießscharten, beide nach den Flanken gerichtet, aber doch noch so gestellt, daß wir schräg in sie hineinsehen können. Und hinter dem einen dunklen Ausschnitt erkennt Wolff — ich liege zu weit links — deutlich Kopf, Helm und Gesicht des einen Postens, während der zweite, der mit ihm spricht, unsichtbar bleibt. Sie unterhalten sich laut genug, daß man sie verstehen könnte, wenn es nicht leider eine uns ganz unbekannte Sprache wäre, vermutlich Armenisch, denn es stehen viele armenische Freiwillige in diesem Fremdenregiment.

Noch ein Stück hinter dem Postenstand sehen wir am Waldrand den französischen Hauptgraben, hinter dem das Gelände steil abfällt, und den wenig tiefen Verbindungsgang, der vom Hauptgraben im Bogen zu dem Posten führt. Hier vollzieht sich dann um elf Uhr das Erwartete: es kommen drei Männer in braunem Mantel und Stahlhelm durch den Verbindungsgang heran, in den Wolff genau flankierend hineinsieht, der vorderste ohne Gewehr, anscheinend ein Offizier, der dritte von dunkler Hautfarbe, und verschwinden in dem Postenstand; unheimlich groß und wie zum Handreichen nahe erscheinen sie in dem offenbar ganz flachen Laufgang, laut und sorglos dröhnen ihre Schritte auf dem mit Holzrosten belegten Boden. Es dauert nicht lange, bis die abgelöste Mannschaft auf demselben Weg den Posten verläßt; der Offizier folgt ihnen eine Weile später.

Wir haben genug gesehen, und der Zweck des Spaziergangs ist erfüllt. Unsere Skizzen und Notizen enthalten alles Wissenswerte für die Überrumpelung des Postens, die eine Woche später mit Artillerievorbereitung und allem Drum und Dran in Szene gesetzt werden soll. Katzenhaft schleichend geht's zurück, mit verdoppelter Vorsicht; denn die meisten Patrouillen pflegen erst in diesem Augenblick zu verunglücken, und neu aufgezogene Posten sind besonders wachsam. Es ist eine Freude, zu sehen, wie geschickt und umsichtig die beiden Achtzehnjährigen unseren Rückzug über den hohen Rand des bergenden Erdlochs decken. Nach einer Stunde sind wir wieder im Graben und geben den Leuten die Hand. „Es war meine sechsunddreißigste Patrouille," sagt Wolff, während wir in seinem Wellblechunterstand die dort zurückgelassenen Achselstücke, Papiere, Karten, Wertsachen wieder an uns nehmen.

*

Am nächsten Tag arbeiteten wir den genauen Plan des Unternehmens aus, das wieder unter Wolffs und meiner Führung stattfinden sollte. Alles wurde bis ins kleinste vorbedacht und vorbereitet, jeder Teilnehmer, natürlich lauter Freiwillige, bekam seine genau umgrenzte Aufgabe, der Erfolg schien durchaus gesichert. Da wurde das Unternehmen am letzten Abend vor der Ausführung verboten.

Drei Wochen später sollte Wolff zu meiner Batterie kommandiert werden; wir beide freuten uns auf diese Zeit. Auch einen längeren Heimaturlaub hatte er in Aussicht. Am vorletzten Tag vor Beginn des Kommandos stand er während des Minenkampfs im Schützengraben seines Zugs. Die französischen „canons de tranchées" warfen Minen herüber, die Löcher von zwölf Meter Durchmesser und drei bis vier Meter Tiefe rissen und unserer armen Infanterie die ganzen Grabenbauten samt Unterständen zerschlugen. Wolff klettert hinaus, um festzustellen, von wo der Minenwerfer schießt und das Feuer der Artillerie auf dieses Ziel zu lenken. Da packt ihn die nächste Mine.

Man fand von ihm nichts als ein paar Finger. Zwei oder drei Tage später entdeckte ich noch einen Fetzen feldgraues Tuch an einem der zerrissenen und zersplitterten Bäume. Fast leer war der Sarg, den sie in die Erde senkten.

Solches Ende hat mystische Weihe. Die Lüfte haben dich aufgenommen, Freund Wolff, du lebst in allen vier Winden.

Digitized by Google

Lebensbilder bedeutender Persönlichkeiten des Krieges.

Die letzten Balkan-Abenteurer.

Mit 1 Abbildung.

Zu den fragwürdigsten politischen Existenzen unserer wilderregten Zeit gehört der Malissorenhäuptling Essad Toptani, albanischer Pascha und letzter Balkan-Abenteurer. Der Balkan war ja stets reich an interessanten Abenteurern, aber einer der bedeutendsten, romantischsten und geschmeidigsten unter ihnen ist Essad: Räuberhauptmann — Gendarmeriekommandant — Pascha — Freund und Feind der Türkei — Feind und Freund der Serben und Montenegriner — Kriegsmann — Minister — weggejagter Verräter — ungekrönter König — gegenwärtig ein entthronter Fürst, der nie auf einem Throne gesessen hat — wahrlich ein bunt bewegtes und an tragischen Wechselfällen schier überreiches Leben. Der Keim dazu lag schon in seiner Abstammung aus der berühmten südalbanischen Familie der Toptani, die ihren Ursprung auf den großen albanischen Heerführer Standerbeg zurückführt und für einen Bastardzweig der Anjous gilt. Sie war in der ganz dem Feudalsystem verfallenen Gegend von Kruja und Tirana allmächtig, da sie alle Geschlechter, die etwa an Einfluß und Ansehen mit ihr hätte wetteifern können, durch Mord, Raub oder Erbeiratung unschädlich gemacht hatte. Ein echter Sohn dieses mächtigen und gewalttätigen Hauses der Toptani ist Essad Pascha, mittelalterlicher Feudalherr vom Scheitel bis zur Sohle, schlau, scharfblickend, ehrgeizig, nur auf Mehrung seines Einflusses, seines Grundbesitzes und Vermögens bedacht, skrupellos in der Wahl seiner Mittel, nur dem eigenen Vorteil und dem Triumph über seine Feinde lebend, habgierig und freigebig zugleich, prunkliebend, treulos, äußerlich eine stattliche und imposante Erscheinung, in seinem Charakter ein seltsames Gemisch von Unbildung, maßloser Eitelkeit und bodenloser Gewissenlosigkeit mit natürlicher Intelligenz und brutaler Tatkraft. Als Essad in das öffentliche Leben eintrat, waren die Toptanis verarmt, aber es dauerte nur wenige Jahre, so war er vielfacher Millionär. Mit grausamer Rücksichtslosigkeit dehnte er seinen Besitz weiter aus, brachte, wenn es nicht anders ging, mit Gewalt, Mord und Brandstiftung Land an sich, besetzte es mit seinen Vasallen, ließ so das mittelalterliche Lehnswesen wieder aufleben und wurde der wirkliche, fast unumschränkte Gebieter eines großen Teils von Albanien. Für seine Ausbildung dagegen geschah wenig. Nur mit knapper Not lernte er türkisch und albanisch schreiben. Doch versteht er recht gut auch deutsch und französisch, wenn er sich auch aus schlauer Berechnung in Gegenwart Fremder immer so stellt, als habe er von diesen beiden Sprachen keine Ahnung. Er ist nicht nur ein tapferer Krieger, sondern auch ein gewiegter und dabei durch keinerlei sittliche Bedenken eingeschränkter Diplomat, der indessen nichts von der sprichwörtlichen Gelassenheit des Orientalen an sich hat, sondern stets mit nervöser Spannung geladen ist. Durch eine wahrhaft königliche Freigebigkeit, deren Kosten er allerdings nicht selbst trug, wußte er die Zahl seiner waffenkundigen Anhänger immer mehr zu vermehren, blieb in zahllosen Fehden Sieger und wurde so etwas wie ein neuzeitlicher Wallenstein mit orientalischem Anstrich. Offen oder insgeheim beteiligte er sich auch an mehreren Aufständen gegen die Türken, die mit Waffengewalt nichts gegen ihn ausrichteten, worauf ihn der schlaue Sultan Abdul Hamid dadurch unschädlich machte, daß er ihn zum Kommandanten der Gendarmerie in Janina ernannte.

Acht Jahre lang hat Essad diese Stellung innegehabt, und niemand hat während dem seine eiserne Faust mehr zu fühlen bekommen als die eigenen Landsleute, namentlich die Angehörigen und Anhänger der mit den Toptanis verfeindeten Familie Libohova. Den Begriff „Vaterland" gab es ja für Essad nicht, der nur seinen Ehrgeiz und seinen persönlichen Vorteil kannte. Die Staatskasse betrachtete er als seine Privatschatulle und entnahm ihr nach Gutdünken, was er brauchte. Außerdem beschäftigte er sich mit dem „Ankauf" von Grundstücken. War der Besitzer mit dem vorgeschlagenen Preise nicht einverstanden, so wanderte er einfach so lange ins Gefängnis, bis er mürbe wurde, oder er wurde sonstwie unschädlich gemacht. Auf solche Weise ließen sich natürlich in kurzer Zeit ungeheure Reichtümer aufhäufen. Später wurde Essad nach Stambul berufen, zum General ernannt und durch den Paschatitel ausgezeichnet, der ihm allerdings wieder aberkannt wurde, als er im Weltkrieg eine der Türkei feindselige Haltung einnahm. Sein Bruder, Gani Bey, war einer der berüchtigtsten Bravi des Yildizpalastes, fiel aber schließlich der Blutrache zum Opfer, und damit war auch für Essad die Zeit gekommen, wieder nach Albanien zu verduften, zumal die „Times", die ihn heute so verherrlichen, damals einen erbitterten Pressefeldzug gegen ihn eröffneten wegen der vielen Schandtaten, die Essad in Janina begangen, und die er nicht einmal zu vertuschen oder zu beschönigen sich die Mühe genommen hatte. Bis dahin hatte Essad mit seiner Frau, die ihm drei Töchter geschenkt hatte, 12 Jahre lang in glücklicher Ehe gelebt. Jetzt, vor dem Verlassen Stambuls wurde er ihrer plötzlich überdrüssig, schickte sie fort und nahm sich eine junge Frau. Diese war nicht nur ein wunderschönes, sondern auch ein gescheites und willensstarkes Geschöpf und beherrschte Herz und Sinn ihres Gatten, und da der albanische Fendaladel sie nie als voll anerkennen wollte, so

Essad Toptani.
Nach Federzeichn. v. M. Zimmerer.

Digitized by Google

brachte sie es fertig, Essad zum Gegner der eigenen Stammesgenossen zu machen. An der Spitze der Toptani und seiner bewaffneten Söldner saß er auf seiner Burg in Tirana, herrschte, brandschatzte und raubte. Aber ebenso verwegen wie ehrgeizig und verräterisch, strebte er nach Höherem, nach dem Glanz und der Macht einer Königskrone. Die unruhigen Zeitläufte schienen dem kühnen Abenteurer nicht ungünstig zu sein und boten bald reiche Gelegenheit, nach seiner Art im Trüben zu fischen.

Der erste Balankrieg brach 1912 aus, und die Montenegriner erschienen vor Skutari, das von dem edlen Hassan Riza Pascha tapfer verteidigt wurde. Essad mochte damals wohl noch an den Sieg der türkischen Waffen glauben, denn er erschien eines schönen Tages mit 12000 Mann vor der bedrängten Festung und erklärte, sich an ihrer Verteidigung beteiligen zu wollen. Hocherfreut über diese unerwartete Hilfe, hieß ihn Hassan Riza Pascha herzlich willkommen, und beide leiteten von da ab gemeinsam die Verteidigung, schienen sich zunächst auch ausgezeichnet miteinander zu vertragen. Alles ging vortrefflich, und die des Festungskriegs ungewohnten Montenegriner verbluteten sich vor den starken Werken des Tarabosch. Aber allmählich dämmerte Essad die Erkenntnis auf, daß die Türkei in diesem Kriege unterliegen müsse, und sofort begann er das Mäntelchen nach dem Winde zu drehen. Er erklärte Albanien für ein selbständiges Reich und hißte seine eigene Fahne auf den Zinnen von Skutari. Darob kam es natürlich zu Verdrießlichkeiten mit dem Pascha, die aber scheinbar beigelegt wurden, und Essad lud deshalb den Türken zu einem feierlichen Versöhnungsschmaus in seine Wohnung. Ahnungslos betrat der Pascha die Höhle des Balkanluchses. Es soll eine sehr fröhliche Tafel gewesen sein, und Essad zeigte sich heiterer und liebenswürdiger als je. Mit großem Gefolge gab er dann dem Gast noch das Geleite bis zur nächsten Straßenecke. Kaum aber hatte er sich wieder entfernt, da erscholl ein Wehgeschrei. Hassan Riza war von einem tückischen Dolchstoß tödlich getroffen worden, der feige Mörder im dunkeln Gassengewirr spurlos verschwunden. Weinend beugte sich der Albanese über den sterbenden Waffengefährten. Vielleicht waren diese Tränen sogar echt, und Essad bedauerte tatsächlich, daß er seinen Plänen einen so trefflichen Mann zum Opfer bringen mußte. Jedenfalls hatte er von nun an freie Hand. Zwar verteidigte er Skutari mit anerkennenswertem Geschick weiter, aber es geschah nur noch zum Schein. Gerade als ein internationales Geschwader Montenegro bedrohte und König Nicola eben sich anschickte, den Rückzug anzutreten, überraschte Essad alle Welt durch einen neuen unerwarteten Streich, indem er mit dem Gospodar jenen merkwürdigen Kapitulationsvertrag abschloß, durch den Skutari den Montenegrinern ausgeliefert wurde, während die Verteidiger unter allen kriegerischen Ehren freien Abzug erhielten. Essad verschwand mit seinen Getreuen in den unergründlichen albanischen Bergen, und von diesem Augenblicke an hat er nur noch auf eigene Faust Politik getrieben, ohne dabei irgendwie von Charakterfestigkeit beschwert zu werden. Nur in einem blieb er sich treu: Österreich hatte er nie leiden mögen, was übrigens auf Gegenseitigkeit beruhte. Die natürliche Folge davon war, daß Essad sich mehr und mehr in die Arme Italiens warf, welches beim Verfolg seiner Pläne zur Festsetzung an der östlichen Küste der Adria einen solchen Abenteurer als starke Schachfigur ja gut brauchen konnte. Damals wurde in Valona die Unabhängigkeit Albaniens verkündet, aber Essad verhielt sich zunächst zurückhaltend, weil der Aufruf von seinem gehaßten alten Nebenbuhler Ismail Kemal Bei Vlora ausging. Die gegenseitige Eifersucht der Mächte schuf dann das unglückselige Fürstentum Albanien, und nun hielt es Essad doch für geboten, wieder aus der Versenkung emporzutauchen. Er stellte sich selbst an die Spitze der Abordnung, die dem Prinzen Wied die Krone antragen sollte. Seinem Ehrgeiz schmeichelte es nicht wenig, daß er auf dieser Reise in Rom vom König Viktor Emanuel und in Wien vom Kaiser Franz Josef empfangen wurde. Alles ging gut, und als Prinz Wied in Durazzo landete, prangte Essad in reicher, goldgestickter Uniform als General und Kriegsminister, wurde bald auch noch Minister des Innern, war der Erste des Landes neben seinem Fürsten. Er ersichen befriedigt, war es vielleicht auch einige Wochen lang, hat es sogar möglicherweise in der ersten Zeit mit dem „Mbret" wirklich ehrlich gemeint. Aber er konnte von der Hintertreppenpolitik nicht lassen, und das Intriguieren war ihm schon zur zweiten Natur geworden. Gegen die von Süden her auf griechischen Antrieb ins Land einfallenden „Epiroten" zeigte er sich merkwürdig lässig, und statt für Ruhe und Ordnung zu sorgen, suchte er noch die allgemeine Verwirrung zu steigern, knüpfte auch geheime Verbindungen mit den wilden und unbotmäßigen Stämmen im Innern an, die er sogar zum Aufstand gegen den Mbret aufgereizt haben soll. Jedenfalls wurde die Rolle, die er spielte, immer zweifelhafter, und es ist dem Fürsten wahrlich nicht zu verdenken, wenn er sich eines so merkwürdigen und unheimlichen Ministers zu entledigen suchte. Die Art und Weise, in der dies in der Nacht zum 19. Mai 1914 geschah, war aber infolge des plumpen Übereifers des Stadtkommandanten von Durazzo, des holländischen Majors Sluys, eine so unglaublich rohe, daß der zum Sturze Essads geführte Schlag in Wirklichkeit auf den Mbret zurückfallen mußte. Dieser, der sich bei seiner völligen Unkenntnis der Landessitten in den Augen der Albanesen ohnehin schon verächtlich genug gemacht, verlor dadurch das letzte Restchen von Volkstümlichkeit, während Essad, der in der eigenen Heimat schon nicht mehr bodenständig war, unverdienterweise mit der Glorioie des Märtyrers umwoben wurde. Wie ein schwer gereizter Löwe flüchtete er wutschnaubend nach Italien, unterstützte von dort aus erfolgreich die Aufständischen und wartete die Zeit der Rache ab. Sie kam überraschend bald. Der Weltkrieg brach aus, und Prinz Wied mußte sang- und klanglos aus Durazzo verschwinden, wobei ihm bezeichnenderweise auf dem Dampfer von einem „Herrn" seines albanischen Gefolges auch noch die Reisetasche mit dem gesamten Reisegeld (60000 Franken in Gold) gestohlen wurde. Ungehindert kehrte Essad nach Durazzo zurück, nahm eigenmächtig die Siegel von den Toren des Fürstenschlosses, für dessen Unantastbarkeit sich die Großmächte verbürgt hatten, verurteilte alle Mitglieder der südalbanischen Familie der Vlora zum Tode und beschimpfte den österreichischen Konsul. Fast 1½ Jahre lang konnte

Digitized by Google

er so den ungekrönten König spielen, denn die Weltgeschichte schien Albanien zunächst vergessen zu haben. Seine Herrschaft stützte sich auf die italienischen Bajonette, aber gerade das untergrub ihr den Boden, denn die Volksstimmung war durchaus gegen Italien und Serbien. Essad wurzelte nicht mehr recht in der Heimat, war nicht mehr der alte. Eigentlich schade um den Mann, denn dieser kraftvolle, wilde, mittelalterliche Feudalherr war im Grunde eine ästhetische Freude für alle, die sich in unserer gleichmachenden Zeit noch ein Verständnis für eigenartige und starke Persönlichkeiten bewahrt haben. Verlockt durch den trügerischen Glanz des Vierverbands, wurde Essad zum letzten Hort derselben Serben und Montenegriner, die er früher mit fanatischer Wut bekämpft hatte. Aber nach der völligen Niederlage seiner neuen Freunde nahte auch ihm das Verhängnis. Angekündigt wurde es durch die österreichischen Flieger, vor deren wohlgezielten Bomben sich der Pascha feig in ein betoniertes, oben durch eine Eisendecke geschütztes Loch verkroch. Als die Italiener vor den Truppen des Generals Koveß flüchten mußten und die ersten Kugeln durch die Straßen von Durazzo pfiffen, riß Essad den erstbesten Gaul aus dem Stalle und jagte ohne Sattel und Zaum nach dem Hafen, wo das Pferd zusammenbrach, er selbst aber heruntergehoben und auf ein Schiff in Sicherheit gebracht wurde. Seitdem ist Essad politisch ein toter Mann, und der Sultan hat ihn auch als Verräter in contumaciam zum Tode verurteilen lassen. Aber Abenteurer seines Schlages pflegen lange zu leben, und vielleicht gibt der Balkankuchs der künftigen Diplomatie auch in Zukunft noch manche Nuß zum Knacken.

Als eines Gegenstücks zu Essad Toptani sei auch noch seines Landsmannes Issa Boletin mit einigen wenigen Worten gedacht, da er den letzten Balkanabenteurer im guten Sinne des Wortes darstellte. Bei uns in Mitteleuropa ist er ja ungleich weniger bekannt geworden, als Essad, aber er verdient es trotzdem, daß sein Name der Vergessenheit entrissen werde. Auch er ist ein prachtvoller Typus des mittelalterlichen Schloßherrn, zugleich aber ein fast sagenhaft anmutendes Beispiel unerschütterlicher Vasallentreue. Fast gemahnt er an Volker den Spielmann oder an Rüdiger von Bechelaren. Freiin Marie Amelie von Godin, die bekannte Balkankennerin, die auf seine Freundschaft stolz war, schildert ihn als waghalsig, tapfer und unternehmungslustig, aber auch als vornehm, ritterlich, gütig und leutselig, als rührend schlicht und doch verblüffend gehorsamheischend. Schon seine hohe, prachtvoll knorrige Gestalt mit dem tief durchfurchten Gesicht, der edel geschnittenen Nase und Stirn, den festen, klugen Augen und dem guten Munde flößte unwillkürlich Achtung ein. Nie kam ein Tropfen Alkohol über seine Lippen. Seine Pistole zerschmetterte ein Ei auf 100 m Entfernung mit unfehlbarer Sicherheit, und noch besser wußte er einen Feind auf 1000 m zu treffen. Die Rede stand ihm voll und stark zu Gebote, markig und voll innerster Wärme. Er wußte nicht, was eine Lüge ist, und konnte verschwiegen sein wie das Grab. So berührt er als Charakter unendlich sympathischer als Essad Pascha und verkörpert in sich alle guten Züge des Albanesentums. Er ist in Mitrowitza geboren, also ein wurzelechter Sohn des schönen Amselfeldes, das aber schon in seiner Jugend durch die politischen Umtriebe zu einer Hölle geworden war. Mit Tapferkeit und Leidenschaftlichkeit beteiligte sich Issa an den unaufhörlichen Kämpfen gegen die Serben und machte sich als Heerführer bald einen weit und breit gefürchteten Namen. Sultan Abdul Hamid, in dem der strenggläubige Issa seinen Kalifen verehrte, ließ ihm deshalb völlig freie Hand, schenkte ihm ein Schloß bei Mitrowitza und öffnete seinen Söhnen die besten Schulen. 30000 Bewaffnete gehorchten damals den Winken Issa Boletins, und 2000 Mann bildeten seine ständige Leibgarde. Als Abdul Hamid gestürzt wurde, hielt ihm Issa Boletin doch die Treue und leistete im Verein mit Beiram Sur und Riza Bei Dschakowa, einem Großfeudalen aus dem uralten Geschlecht der Dukadschin, den Jungtürken hartnäckigsten Widerstand. Da brach der Balkankrieg aus, und der ebenso gescheite wie tapfere Issa stellte sofort die gemeinsame mohammedanische Sache über alles andere. Er telegraphierte nach Stambul um Waffen und Schießbedarf, da er dann imstande sein würde, bis zum Eintreffen regulärer Truppen die Zugänge zum Amselfeld gegen Serben und Montenegriner zu halten. Unglücklicherweise traute man ihm aber in Stambul nicht und ließ ihn ohne die erbetene Unterstützung, so daß er nach heldenmütigem Widerstande mit wenigen Hundert seiner Getreuen nach Westalbanien flüchten mußte, wo eben Ismail Kemal Bei Vlora in Valona die Fahne des unabhängigen Albanien entfaltete. Issa schloß sich ihm an, und auch Prinz Wied hatte als Mbret keine zuverlässigere Stütze als diesen edlen Sohn des Amselfeldes. Unermüdlich stand Issa gegen die Aufständischen im Kampfe, und wie einst dem Sultan, so war er jetzt dem Mbret unverbrüchlich treu bis zuletzt. Als das junge Königreich unter den Wirren des Weltkriegs zusammenbrach, hatte Issa nur noch den einen Gedanken, sein geliebtes Amselfeld von der serbischen Herrschaft zu befreien. Da er aber fest auf einen raschen Sieg der Österreicher über die Serben rechnete, schlug er zu seinem Unglück verfrüht los. Tollkühn griff er mit den paar hundert Mann, die er in den Bergen von Dschakowa gesammelt hatte, die Serben an, wurde aber durch einen Überläufer verraten und seine kleine Truppe fast aufgerieben. Er selbst entkam nach Skutari, fiel hier aber seinen Todfeinden, den Montenegrinern, in die Hände, die ihn nach Cettinje schleppten, wo er auf noch unaufgeklärte Weise ums Leben gekommen ist. Er, der an 200mal im Feuer gestanden hat, durfte seine edle Seele nicht auf dem Schlachtfelde aushauchen, durfte die Befreiung seines heißgeliebten Amselfeldes nicht mehr erleben.

K. F.

Digitized by Google

Die Mittel des Krieges.

Wodurch wird die Treffsicherheit der Geschosse beeinträchtigt?

Schluß. Von Dipl.-Ing. E. Jacobn. Mit 7 Abbildungen.

Einseitiger Staudruck infolge mitwirbelnder Luftteilchen.

Der Einfachheit halber sei das Geschoß als Kugel gedacht und drehe sich um seine Achse, z. B. von rechts nach links herum (Abb. 12). Zu gleicher Zeit bewege es sich von links nach rechts in der Richtung der herrschenden Windströmung. Wie meinen Lesern bekannt sein wird, haftet an der Oberfläche jedes Körpers Luft, die ihm bei seiner Bewegung folgt. Auch unser Geschoß ist von einer Luftschicht umgeben, die, mitgerissen, folgendermaßen wirkt: Auf der unteren Hälfte des Geschosses werden die Luftteilchen infolge ihrer schnellen Drehbewegung von links nach rechts, d. h. in der Richtung des dort herrschenden Windes, fortgeschleudert. Die Stärke des Windes wird also durch die abgeschleuderte Luft vermehrt. Dadurch entsteht dort eine Stauung der Luft, ein Überdruck. Auf der oberen Hälfte zeigt sich die umgekehrte Erscheinung. Dort werden die Luftteilchen entgegen der Windströmung bewegt, so daß ein Unterdruck entsteht. Der auf das Geschoß wirkende Druck ist demnach an der unteren Hälfte größer als an der oberen; das Geschoß wird in der Richtung N-N nach oben gehoben, mit anderen Worten: in der Richtung N-N von seiner Bahn abgelenkt.

Abb. 12. Darstellung des Staudrucks der Luft auf das fliegende Geschoß.

Abweichung der Geschosse infolge der Erddrehung.

Daß die Erde sich dreht und drehen muß, ist allgemein bekannt; weniger bekannt wird es dagegen sein, daß die Drehung der Erde einen Einfluß auf die Treffsicherheit der Geschosse hat. Deshalb wollen wir uns diesen Einfluß an Hand der Abb. 13 klar machen. Das Geschütz befinde sich genau am Äquator und sei nach Norden gerichtet. Das Ziel, Punkt A, sei 20 km entfernt. Um dieses Ziel zu erreichen, benötigt das Geschoß eine ganz bestimmte Zeit. Wir wollen annehmen, daß das Geschoß den Lauf mit 1000 m/sek verläßt und am Ziele noch eine Geschwindigkeit von 200 m/sek besitzt. Seine mittlere Geschwindigkeit beträgt dann $\frac{1000 + 200}{2} = 600$ m/sek.

Um die Strecke bis zum Ziele (20 km oder 20 000 m) zurückzulegen, würde das Geschoß dann 20 000 : 600 = rd. 33 Sekunden brauchen. Der Durchmesser der Erde am Äquator gemessen beträgt 13 000 000 m, folglich der Umfang 3,14 × 13 000 000 = 40 820 000 m. Die Erde dreht sich in 24 Stunden einmal um die Nord—Süd-Achse, und zwar von links nach rechts. 24 Stunden sind 24 × 60 × 60 = 86 400 Sekunden. Folglich legt die Erde in 1 Sekunde 40 820 000 : 86 400 = 472 m, in 33 Sekunden also 472 × 33 = 15 576 m zurück. Für unser Beispiel heißt das: Wenn das Geschoß am Ziele anlangt, so hat sich der Punkt A um 15 576 m nach links bewegt und das Geschoß trifft an seiner Stelle einen Punkt B, der beim Abfeuern des Schusses um die genannte Strecke rechts von A lag; das Geschoß ist scheinbar nach rechts abgewichen. Dasselbe trifft auch für die südliche Halbkugel zu. Man sieht aus diesem Bei-

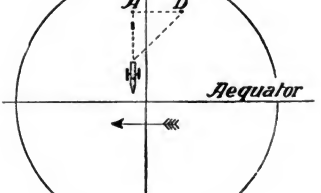


Abb. 13. Einfluß der Erddrehung auf die Treffsicherheit der Geschosse.

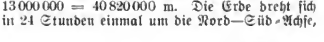


Abb. 14. Abweichung der Schußrichtung infolge des Rückstoßes beim Abfeuern.

Digitized by Google

spiel, daß es nicht genügt, ins Blinde hinein zu feuern; es will auch was beim Schießen gedacht sein.

Abgangsfehler.

Sobald das Geschoß abgefeuert wird, treiben die Pulvergase es aus dem Laufe heraus.

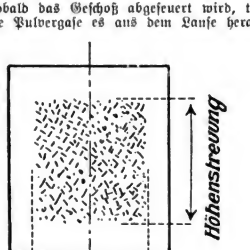


Abb. 15. Schema der Breiten- und Höhenstreuung der Geschütze.

Sie wirken jedoch nicht auf das Geschoß allein, sondern auch auf das Geschütz selbst, das sie nach rückwärts zu bewegen suchen. Früher mußte das Geschütz nach jedem Schuß von Hand an seine frühere Stelle gebracht werden; heutzutage sind die Geschütze so eingerichtet, daß sich nur das Rohr verschiebt (Rohrrücklauf), gleich darauf aber selbsttätig in die Anfangsstellung zurückgeht. Jedenfalls wird durch den Rückstoß bewirkt, daß das

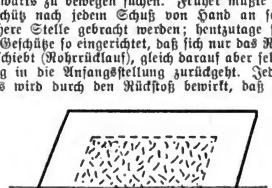


Abb. 16. Darstellung der Längsstreuung, d. h. des Auseinandergehens der einzelnen Flugbahnen desselben Geschützes.

Geschoß nicht in der Visierrichtung N-N in den Raum hinausfliegt, sondern in einer etwas geänderten Richtung N-S. Um das Ziel zu treffen, muß man in Richtung N-S, nicht in Richtung N-N zielen (vgl. Abb. 14).

Schwingungen des Laufes.

Sobald die Pulverladung zur Explosion kommt, tritt momentan ein gewaltiger Druck im Innern des Rohres auf, über dessen Höhe schon gesprochen wurde. Dadurch gerät das Geschütz in Schwingungen, die sich auch auf das Geschoß übertragen und es von seiner Flugbahn ablenken. Diese Schwingungen sind so verwickelter Natur, daß man den dadurch bedingten Fehlern nur tastend nahe kommen kann.

Zufällige Fehler.

Neben den im Vorhergehenden erörterten Störungen treten noch zahlreiche zufällige Fehler auf, deren Beurteilung sich der Rechnung entzieht; ihre Wirkung äußert sich in der sog. Streuung der Geschütze, dem Auseinandergehen der einzelnen Flugbahnen bei anscheinend gleichen Umständen. Die Streuung tritt sowohl in horizontaler und vertikaler als auch in der Längsrichtung auf. Man unterscheidet demnach eine Höhen-, eine Breiten- und eine Längsstreuung (vgl. Abb. 15 und 16).

Das arithmetische Mittel der einzelnen Punkte liefert den in den Schußtafeln gezeichneten Treffpunkt. Die Streuung ist also ein Maß für die Treffsicherheit der Geschütze. Jedes Geschütz verhält sich in bezug auf die Streuung individuell; es kann demnach nur der Versuch entscheiden.

Abb. 17. Je höher die Flugbahn, desto mehr unterliegt di Geschoßmasse der Gewichtsveränderung.

Zur Erläuterung obiger Angaben diene die folgende Schußtabelle:

Abgangswinkel	Schußweite	Abweichung beobachtet je 60—90 Schuß
5 Grad	1800 m	7 m
10 „	3300 „	29 „
25 „	5700 „	182 „
35 „	6600 „	324 „

Veränderlichkeit der Geschoßmasse im Verlauf der Flugbahn.

In Abb. 17 bedeute der schraffierte Bogen die Erde, ABC die Flugbahn eines in A abgefeuerten Geschosses. Das Geschoß wird auf seiner Bahn von A—B sich von der Erde entfernen, von B—C sich der Erde wieder nähern. Alle Körper ziehen einander an. Nähert man zwei Körper einander, so ziehen sie sich immer stärker an, genau wie dies auch bei Magneten der Fall ist. Dieses allgemeine Newtonsche Anziehungsgesetz gilt auch für das Geschoß und die Erde. Entfernt ersteres sich von der Erde, so wird die Erdanziehung kleiner, d. h. das Geschoßgewicht wird geringer und umgekehrt. Im aufsteigenden Aste AB der Flugbahn wird die Geschoßmasse also ständig kleiner, im fallenden Aste BC größer werden. Die nähere mathematische Behandlung dieser Frage ergibt, daß sich das Ge-

Digitized by Google

schoß infolge dieser Veränderlichkeit seiner Masse auf einer Ellipse bewegt, d. h. an seinen Ausgangspunkt zurückkehrt (vgl. Abb. 18), wenn seine

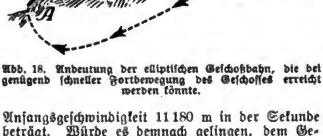


Abb. 18. Andeutung der elliptischen Geschoßbahn, die bei genügend schneller Fortbewegung des Geschosses erreicht werden könnte.

Anfangsgeschwindigkeit 11 180 m in der Sekunde beträgt. Würde es demnach gelingen, dem Geschoß beim Verlassen des Laufes eine Geschwindigkeit dieser Größenordnung zu erteilen, so würde es befähigt, auch von rückwärts kommend sein Ziel zu treffen. Der Soldat wäre dann durch die vordere Grabenböschung nicht mehr geschützt gegen in A abgefeuerte Geschosse, denn diese besäßen die unheimliche Eigenschaft, unerwartet, von rückwärts kommend, rücklings ihr Ziel zu treffen. Man hätte dann eine Kanone erfunden, die sozusagen um die Ecke schießen könnte! Da jedoch die Geschosse heutzutage die Geschütze höchstens mit einer Geschwindigkeit von „nur" 1000 m/sek verlassen, sind wir noch weit von diesem Ziele entfernt. Trotzdem strebt die moderne Artillerie ihm zu, wenn auch auf anderem Wege. Der Steilschuß bewirkt z. B. ein fast senkrechtes Fallen des Geschosses und macht so jede Deckung durch Wälle und Mauern illusorisch. Wenn es gelingen sollte, dem Geschoß am Ende der Flugbahn eine rückkehrende Richtung zu erteilen, so wäre die ganze Befestigungslehre von Grund auf umzugestalten.

Schluß.

Das Abfeuern der Geschütze mit dem Zwecke, bestimmte Ziele zu treffen, ist nach dem vorhergehenden nicht so leicht, wie der Unkundige meint, denn es treten zahlreiche Störungen auf, die zum Teil sehr verwickelter Natur sind und sich jeder Berechnung entziehen. Mit um so größerer Bewunderung muß es uns erfüllen, wenn wir die „unheimliche" Treffsicherheit unserer Artillerie rühmen hören, denn Aussicht, Sieger zu bleiben, hat in erster Linie die Partei, die die bessere Artillerie besitzt.

Heer und Flotte Griechenlands.

Von **W. Kremz.** Mit 2 Abbildungen.

Nach dem Eintritt Rumäniens in den Krieg war es für die Eingeweihten nur mehr lediglich eine Frage der Zeit, daß Griechenland der immer schärfer werdenden Bedrückung, die sich das trotz aller venizelistischen Umtriebe zu erheblichem Teil treu zu seinem König und bisher auch unerschütterlich zur Neutralität haltende Griechenvolk von den angeblichen Beschützern der kleinen Staaten gefallen lassen mußte, doch endlich unterliegen werde. Das hat dazu geführt, daß man die Blicke schon wiederholt auch auf die militärische Bedeutung Griechenlands gelenkt hat.

Man weiß, daß es eine Zeit gab, da die griechischen Soldaten nicht in sonderlichem Ansehen bei den andern Völkern standen. Sie hatten früher zu häufig die Fähigkeit bewiesen, gute Läufer zu sein, namentlich dann, wenn es galt, sich rückwärts zu konzentrieren. Seit den Balkankriegen 1912 und 1913 ist das nun allerdings wesentlich anders geworden. Hauptsächlich die unter dem damaligen Kronprinzen, dem jetzigen König Konstantin, gestandenen Truppenverbände hatten wiederholt glänzende Erfolge zu verzeichnen und bekundeten damit, daß ihnen ihr Heerführer ein recht guter Lehrmeister gewesen ist. Unter seiner Führung gelang es den griechischen Truppen, die Grenzen ihres Vaterlandes nach Osten wesentlich zu erweitern und Saloniki, Kavalla, Seres usw. für dieses zu sichern. König Konstantin selbst hat es gelegentlich eines Besuches am Berliner Hofe und zum bitteren Verdruß der griechischen Schutzherrn in Paris offen zugestanden, daß die militärischen Erfolge Griechenlands in den Balkankriegen in erster Linie der deutschen Schulung zu verdanken seien, die er persönlich genossen und die seine Feldherrneigenschaften in glänzender Weise zur Entwicklung brachte.

Es bedarf deshalb auch gewiß keines weiteren Beweises, daß trotz der offiziellen französischen Militärinstruktoren es doch ein Stück deutschen Soldatengeistes ist, der sich bis aufs äußerste in dem treuen Zusammenhalt zwischen oberstem Kriegsherrn und einem großen Teil des Heeres noch angesichts der englisch-französischen Vergewaltigungen offenbarte und schließlich einen überraschend sichtbaren Ausdruck in dem Vorgehen des 4. Armeekorps gefunden hat, das sich bekanntlich in den deutschen Schutz begab.

Wie in den meisten andern Staaten, ist auch in Griechenland, und zwar durch Gesetze von 1882, 1887, 1896 und 1904, die allgemeine Wehrpflicht eingeführt. Sie dauert vom 20. Lebensjahr ab 35 Jahre und erstreckt sich also bis auf das 55. Lebensjahr. Während dieser Zeit dient der Grieche zwei Jahre im stehenden Heer, elf Jahre in der Reserve, acht Jahre in der Territorialarmee und zehn Jahre in deren Reserve. Über die Präsenzstärke des Heeres entscheidet alljährlich die Kammer, und zwar war es bisher so, daß von jedem Jahrgang 15 000 Mann ausgehoben wurden, während die überzähligen Dienstpflichtigen und die wegen Schwächlichkeit nicht eingestellten Rekruten verpflichtet blieben, sechs Monate im stehenden Heer zu dienen. Sie können nach dieser Zeit gegen eine entspre-

Digitized by Google

chende Ablösungsvergütung zur Dispositionen entlassen werden.

Insgesamt umfaßt die Friedensorganisation des griechischen Heeres fünf Armeekorps, von denen die ersten vier je drei Divisionen zählen, das fünfte dagegen nur zwei Divisionen stark ist. Diese insgesamt vierzehn Divisionen setzen sich zusammen aus je zwei Regimentern Infanterie und einem Evzonenregiment, oder aber drei Infanterieregimentern, wozu noch eine Abteilung Gebirgsartillerie kommt. Je eine Division eines jeden Korps zählt außerdem noch ein Kavallerie- und ein Feldartillerieregiment, ein Pionierregiment, ein Trainbataillon und eine Abteilung Krankenträger zu ihrem Bestand. Außerhalb des Korpsverbands verfügt das Heer noch über eine Kavalleriedivision zu vier Regimentern, ein Festungsartillerieregiment und ein Festungsartilleriebataillon. Vorhanden sind ferner eine Abteilung reitende Artillerie, ein Festungspionierregiment, ein weiteres besonderes Festungspionierbataillon, Telegraphen- und Eisenbahntruppen, ein Kraftfahrbataillon, eine Fliegerkompagnie und ein Bataillon Brückenbauer. Die Gesamtfriedensstärke dürfte nach dem neuesten Stand und den mancherlei Verbesserungen, die nach den Balkankriegen vorgenommen worden sind, mindestens rd. 350 000 Mann betragen, genau ist sie infolge des Fehlens entsprechender Unterlagen nicht zu ermitteln. Jedenfalls aber dürfte sich im Falle eines Krieges die Zahl des Friedensstandes durch die Reserve- und Territorialarmeedivisionen um mindestens 150—180 000 Mann vermehren, so daß man mit einer Gesamtkriegsstärke von immerhin 580- bis 600 000 Mann wird rechnen dürfen.

Die Bewaffnung besteht bei der Infanterie aus dem Mannlicher-Schönauer-Gewehr, Kaliber 6½ mm. Die Artillerie verfügt über Schnellfeuergeschütze von Krupp und Schneider-Creusot für die Feldartillerie, über Krupp-Geschütze für die Gebirgsartillerie.

Von der Kriegsflotte der Griechen ist zu berichten, daß sie sich aus verhältnismäßig wenig neuzeitlichen Einheiten zusammensetzt. Nur die Torpedojäger und Torpedoboote, deren sie je sechs besitzt, sind neueren und neuesten Datums. Sonst sind von dem wenig über dreißig Fahrzeuge umfassenden Bestand in der Hauptsache die zwei Panzerschlachtschiffe „Lemnos" und „Kilkis" zu erwähnen, die ehemals von Amerika gekauft wurden und dort vordem „Mississippi" und „Idaho" hießen. Sie haben zusammen 29 400 Tonnen Gehalt, verfügen zusammen über 27 000 Pferdekräfte und besitzen zusammen 84 Geschütze, 4 Torpedorohre und 1600 Mann Besatzung. Von den größeren Einheiten sind ferner noch der Panzerkreuzer „Georgios Averoff" (10 000 Tonnen, 20 000 Pferdekräfte) und ein geschützter Kreuzer („Helle") von 2650 Tonnen und 6500 Pferdestärken zu nennen. Alle übrigen Fahrzeuge sind kleiner und in bezug auf die Maschinenkraft, die Bestückung und die Besatzung nicht von hervorragender Bedeutung.

Abb. 1. Typen des griechischen Militärs.
Links: 3 Artilleristen; Mitte: Infanterieoffiziere und 1 Kavallerieoffizier; Rechts: 2 Jäger und 1 Gendarm. Links oben ein Infanterist.

Digitized by Google

Etwas anderes wäre es sicherlich, wenn die zahlreichen vor und während des Krieges im Bau befindlichen Schiffe inzwischen fertiggestellt worden wären, worüber aber Angaben vollständig fehlen. Griechenland hat eben auch erst verhältnismäßig spät erkannt, daß eine Verstärkung seiner Seemacht dringend vonnöten ist.

Alles in allem aber kann somit die Wehrmacht Griechenlands — soweit sie gezwungenermaßen auf die Seite des Vierverbandes tritt — kaum eine wesentliche Änderung der Kriegslage am Balkan herbeiführen. Sie mag wohl in dem Bruchteil, mit dem sie gegen Deutsche und Bulgaren kämpft, eine willkommene Verstärkung für das Heer Sarails darstellen, von bestimmendem Einfluß jedoch ist sie sicherlich nicht. Und nach den neuesten Ereignissen erscheint dies nun erst recht ausgeschlossen. Aber auch im andern Fall wäre die gegen Sarail aufgebrachte Heeresmacht der vereinigten Deutschen und Bulgaren sicherlich dieser zwangsweisen Verstärkung der Ententetruppen durch das griechische Heer mehr als gewachsen, denn gerade dieser größte und gewaltigste Krieg aller Zeiten hat zu Dutzenden von Malen schon den Beweis erbracht, daß nicht ausschließlich die größere Zahl, sondern in erster Linie die besser geschulten und disziplinierten Soldaten Sieger bleiben. Niemals aber wird eine Truppe den Erfolg in der Tasche haben, die, wie hier die Griechen, nur gezwungen und großenteils ohne innere Begeisterung das Schwert ziehen muß.

Abb. 2. Griech. Militär: Matrosen, Sanitätssoldat, Infanterieoffizier, Seeoffizier, Kavallerist, Genietsoldat.

Das Hindernis vor der Front.

Von Hans Schoenfeld.

Das hätte sich der Soldat der ersten Kriegswochen auch nicht träumen lassen, daß er sich einen Stacheldrahtgurt vor seine Stellungen binden müßte, wie der Schwimmer seinen Korksicherheitsgürtel.

Verfolgt man die Entwicklung der Kampfmittel dieses nun ablaufenden zweiten Kriegsjahres, so muß man dem Kapitel der Hindernisse vor der Front als einem der interessantesten besondere Aufmerksamkeit schenken.

Fast in jedem Regimentsabschnitt der langen deutschen Schützengrabenfront kann der Soldat seine Studien an der steten Vervollkommnung auch dieses Kampfmittels machen. Namentlich das westliche Kriegsgebiet mit seinen nur langsam vorwärtsgetragenen Linien ist das anschaulichste Lernobjekt in dieser Beziehung. Auf wenigen Kilometern Hintergeländes hat er da, wenn er die Augen offen hält, die verschiedenen, so rasch überholten Systeme ehemaliger Fronthindernisse.

Digitized by Google

Was damals vorderste Linie, das ist nun längst verlassene, in ihrem raschen Verfall wehmütig stimmende, alte Stellung! Wo einst mörderisch der Kampf um jeden Fußbreit Bodens tobte, üben jetzt die Kompagnien eines abgelösten Bataillons. Darunter noch mancher von denen, die damals hier mitaten und denen es gar nicht in den Kopf will, daß das so lange her sein und hier wirklich stattgefunden haben soll. Diese „Alten" versäumen es selten, ihre jüngeren Kampfgenossen an den schweren Erinnerungsstätten herumzuführen und sie vor allem auf die primitive Herstellungsart von Fronthindernissen aus jener Zeit hinzuweisen. Guckt mal, sagen sie mit überlegener Miene: das nannten die nun damals ein raffiniertes Hindernisfeld. Sie glaubten, wenn sie die Pfähle nur recht fest und regelmäßig einrammten und die Drähte wie ein Rechteck mit Diagonalen spannten, sie könnten nun sicher wie in Abrahams Schoße dahinter schlafen. Dabei konnten sie's dem Feinde gar nicht bequemer hinbauen. Ein paar Planken, ein paar Sturmleitern drüber. Die lagen so fest und glatt, daß du mit einem Geschütz hättest drüberfahren können. Wie erst mit flinken Infanteristenbeinen. Ein Schwung, ein langer Schritt, ein Satz abwärts — und drin war man beim Herrn Nachbar.

So wie die Dinge lagen, mußten wir Deutsche als grundsätzliche Angreifer oft mit stärkeren Fronthindernissen rechnen als der Gegner uns gegenüber. Die Gefechtsberichte vieler Regimenter handeln vom Sturm auf vorbereitete Stellungen. Hier konnte der Feind in voller Ruhe den Hindernisgürtel mit allen Mitteln und unter möglicher Ausnutzung aller Geländevorteile herstellen. Kam etwa gar eine planmäßig im Frieden schon ausgebaute große Linie in Betracht, die einem vordringenden Gegner energisch Halt gebieten sollte, dann hatte der Angreifer mit einem festungsartigen, hindernisgespickten Sturmgelände zu rechnen. Wolfsgruben, die übrigens fast nur im Osten angewendet wurden, Fallgruben, breite Hinderniszonen lagerten sich dann dem Grabenwerk vor.

Der Übergang vom Bewegungs- zum Stellungskrieg brachte zunächst das improvisierte Fronthindernis der spanischen Reiter auf: Jene rasch zusammengeschlagenen, mit Stacheldraht überspannenen Querböcke, die man in geringen Zwischenräumen, unter sich wieder mit Draht verbunden, je nach Nähe des Feindes, Beschaffenheit des Vorgeländes und der Wichtigkeit der eigenen Stellung in einfacher Linie aufstellte oder staffelte. Davor noch ein simpler Stolperdraht und die erste Frontsicherung war hergestellt.

Noch heute vermeinen unsere Ohren in schlaflosen Erinnerungsnächten jenes rasche, dumpfe Klopfen von Holz auf Holz zu hören, das all diese Nächte in neugeschanzten Gräben der November- und Dezemberwochen des Jahres Vierzehn erfüllte: Pioniere und Gruppen der Grabenkompagnien schlugen da Hindernisse ein, während von hinten halbe Bataillone mit einem Dutzend schwerer spanischer Reiter herangeleucht kamen, die beim Marsch aus dem Ruhequartier zum Schützengraben von den ablösenden Kompagnien mit vorgenommen worden waren. Helle Nächte durften es nicht sein, sonst pfiff von gegnerischen Patrouillen ein immer stärkerer Kugelregen herüber oder die feindliche Artillerie wurde rege. Man mußte sich oft nur wundern, daß der „Engelsmann" sich das stundenlange Klopfen und Huschen ganzer Gruppen außer Deckung so ruhig gefallen ließ. Wahrscheinlich drängte es ihn mit dem Hindernisbau ebenso wie uns, wiewohl wir keine Rücksicht nahmen, wenn wir im Vorgelände etwas rauchen sahen.

Natürlich hatte so ein Hindernisfeld auch seine Geheimnisse. An bestimmten Stellen fanden sich enge Durchlässe für Nachtpatrouillen: Kreuz hingelegter Draht, der sich leicht beiseite schieben ließ, vom Gegner aus aber genau so als wirrer Drahthaufen wirkte wie die „richtigen" Nachbarstellen. Oder es zog sich ein Starkstromdraht mit unter dem Gewirr hin, der jedem unerwünschten und ahnungslosen Versucher das Wiederkommen verleidete. Dieses elektrische Laden von Fronthindernissen brachten aber erst die späteren Monate des mit raffinierten Mitteln arbeitenden Stellungskrieges. Das setzte eine intensive Organisation hinter der Front voraus: Anlagen elektrischer Licht- und Kraftzentralen, Sandsack-, Stacheldraht- und Handgranatenherstellungsbetriebe, deren Schaffung immerhin Zeit erforderte.

Gut ausgebaute Stellungen zeigen sich meist mit mehrfachen Hindernisgürteln versehen. Kommt viel darauf an, die Stellung besonders wirksam zu schützen, so schreitet man zur Anlage von Minenfeldern, die durch Hebeldruck von einer Führerstelle aus zur Entladung gebracht werden können. Wenigstens wird das bei Franzosen und Engländern so gehandhabt. Bei den deutschen Tausendsassas gibt's der Überraschungen vielleicht noch mehr. Immerhin ist solch Minenfeld schwer herzustellen und setzt entsprechende Entfernung vom Gegner voraus. Seit letzter Zeit tritt als neues Kampfmittel noch das Minenfeld unter Tage hinzu. Der Schützengrabenbetrieb ist ja ein so vielseitiger Mechanismus geworden, daß Pioniere, Minierer, Minenwerfer, Beobachter, Armierer und wer weiß was noch alles dazu gehören. Seit dem Frühling 1915 meldete der Heeresbericht ja wiederholt Sprengungen von deutscher und gegnerischer Seite. Diese galten nicht immer der Beseitigung von Grabenstücken, sondern stellten sich im vorbereitenden Stadium des Heransappierens als unterirdisches Begegnungsgefecht dar, wobei der Sieger blieb, der dem anderen schneller seinen Miniergang durch Sprengung zu vernichten, „abzutuetschen" vermochte. Oft merkten die Grabenposten gar nichts von solchem Kampf in der Tiefe. Im allgemeinen erstreckt man die Sicherung der eigenen Linie durch ein vorgeschobenes Netz unterirdischer Stollen mit vorbereiteten Sprengladungen an Kreuzungsstellen oder wichtigen Punkten. Scharfer Kontrolle muß dann die jederzeitige Zündfähigkeit oder Abwehr von unvermutetem Auftreten feindlicher Minierer vorbehalten bleiben.

Zu diesen künstlichen Hindernissen können sich die natürlichen Bodenhindernisse gesellen. Bisweilen wird ein Bach, ein Strich Sumpfland sich zwischen den gegnerischen Stellungen hinziehen. Er bestimmte ja recht eigentlich in den Sturmtagen, wo die gegnerischen Sturmlinien aufeinanderstießen und man hüben wie drüben nicht weiter konnte, den Verlauf der späteren Schützengräben. Nomans land nennt der Engländer

Digitized by Google

solche Zone, aber jeder Gegner beansprucht so ein natürliches Hindernis als sein besonderes Wertstück oder hält es unter scharfer Beobachtung. So kommt es an solchen Naturhindernissen öfters zu nächtlichen Scharmützeln. Hecken, Lehm- und Sandgruben, Steinbrüche können leicht zu entscheidenden Sicherungs- und Stützpunkten vor der Front werden. Gedeckte Annäherungswege leiten darauf hin, ja kleine Bastionen werden daraus, um die lange, schwere Kämpfe mit allen Nahkampfmitteln entstehen können.

Die Bewachung der Hindernisse bildet einen Hauptteil des Tagesprogramms in einem Schützengraben. Vor allem des Nachtprogramms. Da reicht das Postenauge durch Schießscharte und über Schützenauftritt nicht mehr aus. Es müssen ganze Patrouillen in wechselnder Folge ins nahe Vorgelände, lediglich mit der Aufgabe, die eigenen Hindernisse zu kontrollieren. Fernpatrouillen gegen den Feind haben als wesentlichen Teil ihres Auftrages die Kontrolle des feindlichen Hindernisses. Steht das alles noch schön beisammen, so ist ein Angriff nicht zu befürchten. Erwischt man den Gegner aber beim Abbauen, also dem Beseitigen seiner Drahtgürtel oder der Öffnung von Sturmgassen, dann heißt es, sich eilen, in die eigenen Gräben zurückzukommen und melden, oder in ganz dringlichen Fällen alarmieren.

Manche Fopperei gilt den Hindernissen. Eine feindliche Patrouille hat vielleicht um eine der auch als einfaches Hindernis im Gebrauch befindlichen ziehharmonikaartigen Drahtrollen einen langen Strick geschlungen, der bis in die Schützengräben des Gegners reicht, und nun zieht Tommy oder Piou Piou von drüben fleißig, bis der Strick reißt oder das gequälte Hindernis auf einer Seite nachgibt. In der anderen Angel bleibt es fast stets hängen und früh kann sich der Posten die Augen reiben und grinsen.

Die Beseitigung des feindlichen Hindernisses wird erst dann zur Notwendigkeit, wenn man Angriffsabsichten auf die feindliche Stellung hat. Dann muß vor allem dessen Hinderniszone unschädlich gemacht sein. Bei sehr tiefen Drahthindernissen kann ohne wirksame Vorbereitung an einen Infanterieangriff kaum gedacht werden. Doch haben die ersten Sturmangriffe von Verdun (Herbébois, Consenvoye, Charrière-Wald) bewiesen, daß es auch Ausnahmen gibt und dem deutschen Siegeswillen eben alles möglich ist. Zumeist wird aber erst Artillerie und die Schar der „Grabenmörser", wie French-Haigh sagt, saubere Arbeit verrichten müssen. Unsere Artillerie versteht sich nachgerade aufs Einschießen von Hindernissen, aufs systematische Herrichten ganz genau bestimmter Einbruchszonen im feindlichen Drahtverhau. Dem gleichen Zwecke dienen die Minenwerfer. Nächtlicherweile angebrachte geballte Zeitzünderladungen vermögen auch gute Dienste zu tun. Einzelne kühne Pioniere können ganze, planmäßig vorgesehene Sturmgassen „ausscheren", indem sie die durchschnittenen Drähte die Kreuz und Quer liegen lassen. Das Durchkommen ist dann ein Kinderspiel, mehr als eine zerrissene Infanteriehose ist dabei kaum zu beklagen. Das vorherige Sprengen gegnerischer Minenfelder gehört wohl zu den vereinzelten Fällen. Wären wir Russen, so trieben wir über die verhängnisvollen Stellen Viehherden oder Einwohner voran.

Auch die alte brave Handgranate tut beim Schaffen von Einbruchstellen im feindlichen Verhau rasche und sichere Dienste. Nur geht ihre Reichweite nicht über dreißig Meter bei Handwurf.

Das eigene Hindernis wird der Angreifer nie gänzlich verschwinden lassen, selbst wenn er fest damit rechnet, tief in die feindlichen Stellungen einzudringen. Vorsicht ist auch im Kriege stets der Weisheit besserer Teil. Im Gegenteil wird man, um den Gegner zu täuschen, bisweilen zu dem Mittel greifen, die eigenen Hindernisse stärker auszubauen. So geschah's vor Verdun, und der Trick gelang.

Liegt man besonders nahe am Feind, dann hilft man sich noch mit ganz einfachen, naheliegenden Mitteln, wie Klingeln am Stolperdraht, rasselnden Konservenbüchsen, Markierungszeichen. Der beste Hindernisschutz ist und bleibt aber ein waches Auge, schnelle Hand und furchtloses Herz. Und daran fehlt's bei uns Deutschen nicht.

Vermischtes.

Aus der Geschichte der Luftphotographie. Die Reklame, die der bekannte französische Flieger Navarre für seine Heldentaten machte, hat nicht nur das Interesse der Zeitungen und Zeitschriften Frankreichs, sondern auch das anderer Nationen auf den deutschen Flugzeugphotographenapparat gelenkt, den er in einem heruntergeschossenen Doppeldecker gefunden haben will. Glücklicherweise ist diese Flugzeugkamera nicht das einzige in Deutschland gebräuchliche Modell. Wir besitzen deren sogar eine erhebliche Anzahl, was manche Laien, die die Luftphotographie noch in den Kinderschuhen wähnen, in Erstaunen setzen dürfte. Wieviel mehr werden sie erstaunen, wenn sie von einer langjährigen, geschichtlichen Entwicklung der Versuche, aus der Luft zu photographieren, hören! Wenn auch in unseren heutigen Kämpfen diese Art zu photographieren durch mannigfaltige Verbesserungen und vorteilhafte Anwendung zu hohen Ehren kam und künftig bei keiner größeren kriegerischen Aktion als wichtiges Hilfsmittel mehr fehlen wird, so war sie doch schon in früheren Kriegen bekannt. Bei Beginn des jetzigen Weltkrieges konnte das Photographieren aus Luftfahrzeugen bereits sein 50jähriges Jubiläum feiern, denn im Jahre 1864 machte Nadar in Paris seinen ersten Versuch mit einigem Erfolg!

Des Interesses wegen sei auf die Geschichte der Flugzeugphotographie mit einigen Worten näher eingegangen. Der erwähnte Pariser Gelehrte machte seine Versuche natürlich nicht mit Hilfe von Flugzeugen, denn diese sind bekanntlich

Digitized by Google

erst Kinder einer späteren Epoche. Die Luftphotographie von damals befaßte sich ausschließlich mit der Ballonphotographie. So folgte dem Versuch Nadars, von einem schwebenden Luftballon aus Momentbilder der Erdoberfläche aufzunehmen, bereits im Jahre 1868 ein weiterer offizieller Versuch in Boston durch den Engländer Black. Ein gewaltiger Aufschwung wurde einige Jahre später durch die Einführung der hochempfindlichen Gelatineplatten erzielt. Größere Erfolge hatte besonders Tissander in Paris zu verzeichnen. Auf Grund dieser Versuche wurde die Ballonphotographie bald darauf bei verschiedenen stehenden Heeren eingeführt. Besondere Ballondetachements befaßten sich damals mit der „Rekognoszierung des Terrains", was man heute wohl Geländeerkundung oder Aufklärung nennen würde. Nicht lange danach schlugen die Gedanken über Ballonphotographie eine neue Richtung ein. Man versuchte es mit der Drachenphotographie. Ein möglichst leicht gebauter, kleiner photographischer Apparat wurde durch einen Drachen, der an Seilen gegen den Wind gehalten und von diesem in die Höhe getrieben wurde, angebracht. War die richtige Höhe erreicht und hatte der Drachen eine bestimmte Lage eingenommen, aus der man schließen konnte, daß der photographische Apparat nunmehr auf das Stück Erde zeigte, das man aufzunehmen wünschte, so wurde die momentane Belichtung durch Auslösung eines Momentverschlusses mittelst einer Zündschnur oder einer elektrischen Leitung bewerkstelligt. Im Jahre 1910 siegte die Ballonphotographie über die Drachenphotographie, als eine besondere Ballonkamera auf den Markt kam. Allerdings war diese derart teuer, daß die Heeresverwaltung auf den Ankauf in größeren Mengen verzichtete. Zwei Jahre darauf waren dann die Apparate wesentlich verbessert und zugleich billiger und brauchbarer geworden. Ebe.

Ein neues Ballonabwehrgeschütz ist in der Marine der Vereinigten Staaten zur Einführung gelangt. Es handelt sich um eine 7,6 cm-Kanone von außerordentlicher Feuerschnelligkeit, an deren Konstruktion und Verbesserung die amerikanischen Ingenieure mehrere Jahre gearbeitet haben. Die Geschütze werden — nach englischem Muster — auf den Dächern der großen Drehtürme aufgestellt, eine Maßnahme, die für die Bedienungsmannschaft den Vorteil eines freien und übersichtlichen Schußfeldes hat. Eine Anzahl der neueren amerikanischen Linienschiffe sind bereits mit je zwei Luftabwehrgeschützen dieser neuen Art ausgestattet. Mt.

Von General Wrangel, dem „alten Wrangel", findet sich ein markiges Soldatenstück in der höchst zeitgemäßen Bekenntnisschrift eines deutschen Sozialdemokraten gegen England: „Ein Wort" (Franckh'sche Verlagsbdlg., Stuttgart). Wrangel, damals noch Major, wurde 1814 bei Bauchamps mit seinem Regiment rings eingeschlossen. Als aber der französische Parlamentär, der ihn zur Übergabe aufforderte, sich herausnahm, direkt die Mannschaft anzusprechen, rief Wrangel seinem Wachtmeister zu: „Schieß ihn tot!", nahm das Regiment zusammen und brach durch.

Ein neuer Torpedoschutz der Kriegsschiffe wird jetzt in England ausprobiert. Früher verwendete man in allen Marinen Netze aus starken

Phot.: Photothek, Berlin.

Vorbereitungsarbeiten zum Aufzapfen der Schnellboote einer Kriegsbrücke im Osten.

Stahlringen, die an balkenlangen Spieren in etwa 10 m Abstand von der äußeren Bordwand längs des ganzen Schiffes senkrecht im Wasser hingen. Ganz abgesehen von der Hemmung, die das schwer herabhängende Netz auf die Fahrgeschwindigkeit ausübte, machte die Erfindung von Scheren für die Torpedoköpfe seinen Zweck utopisch; so fiel z. B. das englische Linienschiff „Majestic" in den Dardanellen trotz herabgelassener Netze dem Scherentorpedo eines deutschen Tauchbootes zum Opfer. Nachdem sich in der Seeschlacht am Skagerrak gezeigt hatte, daß die zerrissenen Netze sich nur zu leicht in die Schrauben und Steuerruder verwickelten, deren Beweglichkeit hemmten und so das eigene Schiff aufs schwerste gefährdeten, wurden

Digitized by Google

sie unverzüglich abgeschafft. Die englischen Ingenieure erhoffen sich nun das Heil von einem stählernen Wulst von etwa 3 m Höhe und ebensoviel Dicke, der unter der Wasserlinie an der Außenwand angebracht und mit einer geheimnisvollen Mischung gefüllt wird. Diese soll die Explosivkraft des auftreffenden Torpedos so abschwächen, daß Beschädigungen des eigentlichen Schiffskörpers unbedingt vermieden bleiben. Bei den angestellten Versuchen hat sich die neue Erfindung angeblich aufs beste bewährt — so lange, bis die „damned Germans" wieder etwas Neues dagegen erfinden. Mt.

tionssatzes (trotz Amerika!) gehört hätten, käme uns die Unsumme von Mühe und Arbeit, die die Ergänzung der verschossenen Munition und der unbrauchbar gewordenen Waffen benötigt, gar nicht zum Bewußtsein, so unauffällig und klaglos wickelt sich bei uns diese Riesenarbeit ab. Um welche Leistungen es sich indes hierbei handelt, mögen einige Zahlenangaben veranschaulichen. Jedes englische Schrapnell, für welche Geschoßart Kitchener eine besondere Vorliebe hatte, erfordert zu seiner Herstellung etwa 40 Arbeitsstunden oder fünf Arbeitstage zu je acht Stunden. Verfeuert also eine Truppe an einem Tage 200000 Schrap-

Freikonzert im Unterstand.
Nach einer Zeichnung von Kunstmaler Fritz Bergen.

Zeitaufwand bei der Munitions- und Waffenfabrikation. An 10 Millionen Granaten wollen die Engländer nach ihren eigenen Zeitungsmeldungen in den ersten beiden Wochen ihrer Offensive an der Somme verschossen haben. Dieser Rekordleistung entsprechen zwar nicht die bescheidenen Erfolge des riesigen Aufwandes, aber sie erklärt die ungewöhnlichen Ehren, die Minister und Feldherrn in Reden und Briefen den englischen Munitionsarbeitern in der letzten Zeit zu erweisen sich herabließen. Zu den hohen Löhnen erhalten die Arbeiter nun noch gute Worte, damit sie auch noch auf Feiertage verzichten. Wenn wir nicht zwei Jahre hindurch ständig von den Klagen unsrer Gegner über die Schwierigkeiten ihres Munitionellls, was heute bei Angriff oder Verteidigung durchaus nicht als Verschwendung gilt, dann verbraucht sie dadurch die Leistung von 1 Million Arbeitstage. Wir haben es erlebt, daß in den beiden Kriegsjahren Millionen von Kämpfern mit neuen Gewehren ausgerüstet wurden, ohne daß viel Wesens daraus gemacht wurde. Und doch müssen, um in einem Jahr 1 Million Gewehre zu erzeugen, nahezu 10000 Arbeiter täglich mindestens acht Stunden arbeiten. Wenigstens geht dieser Arbeitsaufwand aus dem Angebot einer amerikanischen Waffenfabrik hervor, die sich verpflichtet, bei einem Auftrag von 1 Million Stück ein Gewehr vom Rohmaterial bis zur Seitengewehrscheide in etwa 24 Stunden fertigzustellen.

Digitized by Google

Der Sammler

Russische Volksbilderbogen.

Von W. Kremz. Mit 6 Abbildungen.

Das wichtigste Moment des Krieges ist bei den Truppen wie bei den Daheimgebliebenen die Begeisterung. Sie zu erzeugen und zu erhalten kommt verschiedenes in Betracht. Bei Völkern, die auf höherer geistiger Stufe stehen und über selbstbewußte politische Erziehung verfügen, werden schon die jedem Kriege vorausgehenden, den Konfliktstoff behandelnden Erörterungen in Parlamenten und Zeitungen einen großen Teil der Begeisterung erzeugen, der hinreichend ist, im Augenblick der Mobilmachung und darüber hinaus die militärischen Maßnahmen zu tragen und zu fördern. Es reicht auch aus, um die unvermeidlichen schmerzlichen Verluste, ja selbst Schlappen und Niederlagen mit ruhigem Verständnis hinzunehmen.

Heeresweihe nach der Kriegs-Erklärung

Abb. 1. Heereseweihe nach der Kriegserklärung.

Anders bei einem Volk, dessen Bildungsgrad niedriger, dessen Interesse für den Krieg nur gering oder überhaupt nicht vorhanden ist. Da müssen gleich von Anfang an künstliche Mittel herhalten, um die Kriegsbegeisterung zu wecken, und immer neue müssen angewandt werden, um sie zu erhalten. Ein solches Volk ist das russische. Was weiß im allgemeinen das russische Völkergemisch aus dem unermeßlichen Hinterland des Zarenreichs, was weiß der russische Muschik, der hörige Kleinbauer, warum „Väterchen" es in den Krieg geschickt? Wir wissen, daß in Dutzenden von Fällen die russischen Sturmkolonnen mit brutaler Gewalt und durch eigene Maschinengewehre zum Angriff vorgetrieben werden mußten, und wir kennen ein in englischen Zeitschriften erschienenes Bild, wonach noch zur Zeit der Brussilowschen Offensive den ins Gefecht ziehenden Truppen ein Bild des Zaren vorgezeigt wurde, um ihnen die erforderliche Begeisterung einzuflößen.

Ist Derartiges aber schon bei den unter den Waffen und im Feld stehenden Teilen des Volkes nötig — und es sind trotzdem ungezählte Tau-

Gebet vor der Schlacht

Abb. 2. Gebet vor der Schlacht.

sende vor den deutschen Gräben und Hindernissen gefallen, ohne zu wissen, wozu und warum —, wieviel mehr erst bei denen, die daheim blieben, die weder eine Zeitung zu sehen bekommen, noch sie überhaupt lesen können. Diesen muß aus-

Minen-Angriff auf ein Kriegsschiff

Abb. 3. Minenangriff auf ein Kriegsschiff.

schließlich das Bild zu Hilfe kommen und der grobsinnliche Eindruck das vermitteln, was anderwärts aus dem seelischen Empfinden herauswächst.

Solche Aufgaben haben auch die Volksbilderbogen, die wir hier in Auswahl im starkverklei-

Digitized by Google

nerten Bilde vorführen. Wir haben aus der großen Zahl, über die die Kriegssammlung der Kgl. Hofbibliothek in Stuttgart verfügt, die mildesten Beispiele ausgewählt, müssen aber zugeben, daß sie trotz aller Roheit in der drucktechnischen Aus-

Abb. 4. Bajonettangriff.

führung zeichnerisch nicht ganz ohne Kunst sind. Sie müssen wohl auch eine gewisse Kunst aufweisen, wenn sie ihren Zweck, Stimmung für den Krieg zu wecken, erfüllen sollen. Und drucktechnisch wird nicht so sehr das Nichtkönnen, als die

Abb. 5. Volltreffer auf den ersten Schuß.

Billigkeit der Herstellung den Ausschlag gegeben haben, zumal man mit Millionen-Auflagen und mit einem spottbilligen Preise im Verkauf zu rechnen haben wird. Mag dem aber auch sein, wie ihm will, jedenfalls heiligt auch hier der Zweck das Mittel, und wir haben in diesen Blättern nicht unwichtige Dokumente und die Kriegssammler ganz interessante Sammelobjekte zu erblicken.

Auch in der von uns gewählten starken Verkleinerung lassen sich die einzelnen Bilder noch so gut erkennen, daß eine weitere Erklärung nicht nötig erscheint. Die Unterschriften geben sie ohnehin. So bleibt nur noch einiges zu sagen über die technische Seite. Bei einer Originalgröße von durchweg 16,5 × 12,5 cm haben wir es hier mit sogen. Duplexdrucken zu tun. Das heißt, es ist das weiße, leicht kartonartige Papier zunächst mit einem lichtblauen Untergrund, teilweise mit besonderer Randlinie, versehen worden, auf diesen ist dann das eigentliche Bildklischee in Schwarz aufgedruckt. Nach dem Druck gingen die Blätter noch durch eine Lackpresse und bekamen hier einen Hochglanz, der sie förmlich spiegeln läßt. Auch das ist ein Zeichen, für wen die Bilder bestimmt

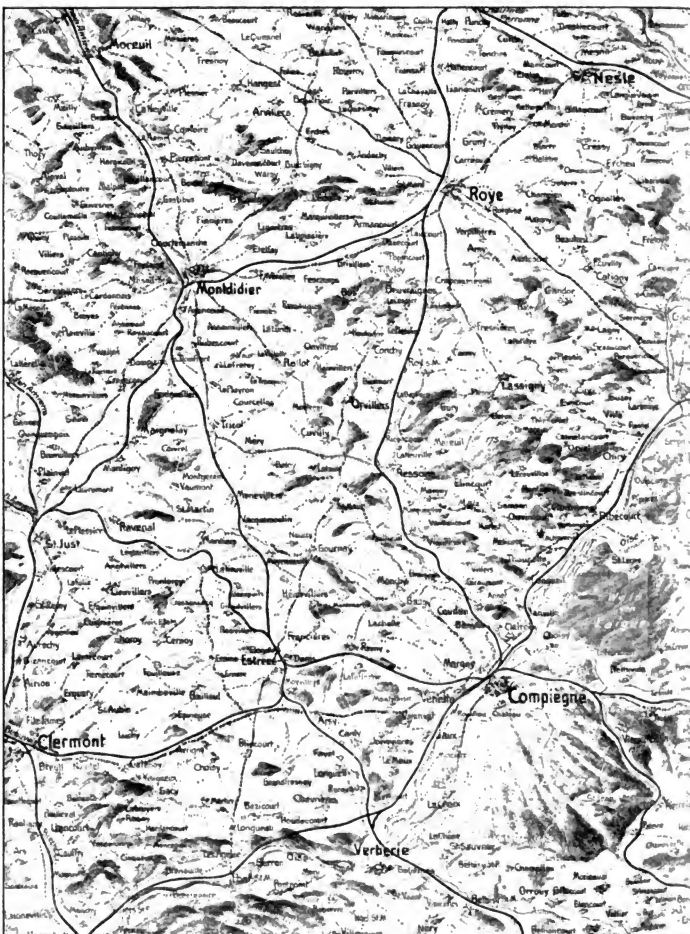
Abb. 6. Krieg in der Luft.

sind. Nur das einfache naive Volk hat Freude an diesen speckglänzenden Dingern. Der Vollständigkeit halber sei noch erwähnt, daß die Bilderbogen im Verlag von Pustrewi in St. Petersburg erschienen und von der gut deutsch klingenden Firma Kügelgen, Glitsch u. Co. gedruckt worden sind, die sich vermutlich am gleichen Ort befindet.

Eine neue Schützengrabenzeitung ist in diesen Tagen ins Leben getreten. Sie nennt sich „Horchposten des Kgl. Württemb. Gebirgs-Bataillons". Mit Geschmack und Humor zusammengestellt, will das Blatt den Mannschaften Unterhaltung und Belehrung bringen. Die erste Nummer enthält neben einer Reihe von Beiträgen ernster und heiterer Art in freier und gebundener Form auch eine Chronik der Württ. Schneeschuh-Kompagnie von ihrer Gründung ab. Für den reichen Bilderschmuck haben die dem Bataillon angehörenden württ. Künstler und Kunstgewerbler Zeichnungen zur Verfügung gestellt. Wie der „Horchposten" von den Kameraden im Feld draußen mit Freuden begrüßt worden ist, so wird er sich gewiß bald auch zahlreiche Freunde in der Heimat und bei Kriegssammlern erwerben. -z-

Digitized by Google

Digitized by Google



Beilage zu der illustrierten Kriegschronik „Der Krieg“
(monatlich 2 Hefte zu je 30 Pfg.)
Franckh'sche Verlagshandlung, Stuttgart

Kampfgebiet zwisch
(Nesle—Laon—

Digitized by Google

nen Somme und Oise

Soissons – Compiègne)

Digitized by Google

Digitized by Google

DO NOT REMOVE
SLIP FROM POCKET

3 0000 080 793 825